

kürbiskern

B 20094 F

LITERATUR, KRITIK, KLASSENKAMPF

George Grosz: Karl Liebknecht

*Artur Troppmann, N.H. Ludwig, Gerd Weinreich,
Godehard Schramm, Bernd Eberle, Harald Gröhler,
Peter Mairwald, Peter Schütt, Uwe Wandrey, Wolfgang Bächler,
R. Ros, E. Jansen, Angelika Mechtel*

SCHREIBEN - WAS, WIE, FÜR WEN?

Martin Walser: Strophen

Friedrich Hitzler: Literatur heute

Walter Fritzsche: Werkkreis und Literatur

Uwe Timm: Zwischen Unterhaltung und Aufklärung

Dagmar Ploetz: Literarische Trends

Erdmute Beha: Der Illustrierten-Autor

Heinz Kamnitzer: Die Wandlungen des Arnold Zweig

Gespräch mit Kurt Bachmann

Nicolaus Neumann: Buchmacher oder Büchermacher

Günter Müller: Bericht in eigener Sache

Wolf Brannasky: Die Aktionseinheit

Becherstraße in München

Johannes R. Becher: Unsere Wendung

Zur Gewerkschaftsfrage: An die Delegierten der IG Druck und

Papier, Dieter Lattmann, Martin Walser, Leonhard Mahlein

kürbiskern

Literatur und Kritik

Herausgegeben von
Walter Fritzsche, Friedrich Hitzer, Oskar Neumann,
Conrad Schuhler, Hannes Stütz

Damnitz Verlag München

SCHREIBEN — WAS, WIE, FÜR WEN?

LITERATUR

<i>George Grosz: Karl Liebknecht</i>	3
<i>Richard Hiepe: Die „Asso“</i>	4

<i>Artur Troppmann, N. H. Ludwig, Gerd Weinreich, Godehard Schramm, Bernd Eberle, Harald Gröbler, Peter Maiwald: Lakonische Verse</i>	5
<i>Peter Schütt: Wie man einen Streik organisiert</i>	11
<i>Uwe Wandrey: Aus: Lehrzeitgeschichten</i>	18
<i>Wolfgang Bächler: Umschlaghafen</i>	21
<i>Rigo Ros: Hinter dem Fabrikator</i>	24
<i>E. Jansen: Wochenenddienst eines Assistenzarztes</i>	33
<i>Angelika Mechtel: Monatsbilanz</i>	45

KRITIK

<i>Martin Walser: Strophen</i>	50
<i>Friedrich Hitzer: Literatur heute</i>	54
<i>Walter Fritzsche: Werkkreis und Literatur</i>	69
<i>Uwe Timm: Zwischen Unterhaltung und Aufklärung</i>	79
<i>Dagmar Ploetz: Literarische Trends</i>	91
<i>Erdmute Beha: Der Illustrierten-Autor</i>	100
<i>Heinz Kamnitzer: Die Wandlungen des Arnold Zweig</i>	106

KLASSENKAMPF

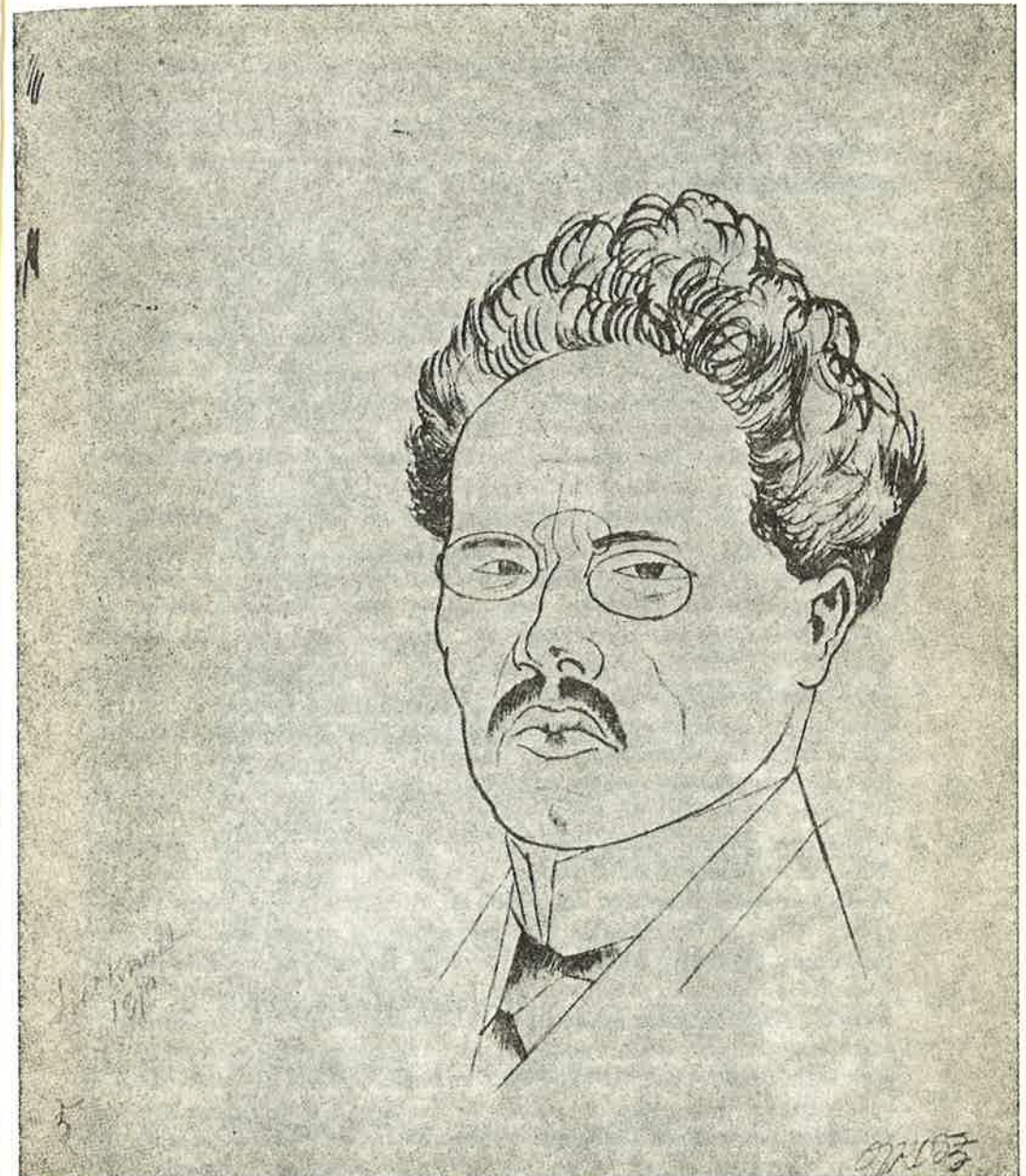
<i>Gespräch mit Kurt Bachmann</i>	123
<i>Nicolaus Neumann: Buchmacher oder Büchermacher</i>	136
<i>Günter Müller: Bericht in eigener Sache</i>	143
<i>Wolf Brannasky: Die Aktionseinheit</i>	145
<i>Dieter Nix: Nochmal Taschenbücher</i>	147

KK-DOKUMENT

<i>Becherstraße in München</i>	150
<i>Johannes R. Becher: Unsere Wendung</i>	152
<i>Zur Gewerkschaftsfrage: An die Delegierten der IG Druck und Papier, Dieter Lattmann, Martin Walser, Leonhard Mahlein</i>	160

ANMERKUNGEN

176



Die „Asso“

Dieses bisher unbekannte Liebknecht-Bildnis von George Grosz aus dem Jahre 1919 gehört zu den Entdeckungen der „Asso“-Ausstellung, die in diesem Sommer zuerst beim Kulturforum der DKP in Nürnberg und im Oktober im Kunstverein in München gezeigt wurde. In der „Assoziation revolutionärer bildender Künstler Deutschlands“ fanden seit 1928 die bildenden Künstler zusammen, die sich mit dem von der Thälmannschen KPD geführten Massenkampf gegen Krieg und Faschismus verbunden fühlten und ihre Arbeit auf die politischen und kulturellen Bedürfnisse der Avantgarde der Arbeiterklasse einrichteten. 1931 gehörten der „Asso“ mehr als 400 Künstler in mehr als 15 Ortsgruppen an. Hier gingen Ansätze der proletarisch-revolutionären Kunst und optischen Agit-Prop auf, die sich seit der Novemberrevolution entwickelt und in den Werken von Heartfield, Grosz, Vogeler, Schlichter, Ehmsen, Hubbuch, den Nerlingers und vieler anderer Ausdruck gefunden hatten. Im Gebiet der heutigen Bundesrepublik wurden diese künstlerischen Traditionen und viele Persönlichkeiten und Werke aus der Geschichte und Vorgeschichte der „Asso“ – seit 1933 verfolgt – verschwiegen, als „Politkunst“ diffamiert oder in entstellende, entpolitisierte Zusammenhänge gebracht, während in der DDR nach 1945 die systematische Erforschung, Sammlung und Publizierung der demokratischen und sozialistischen deutschen Kunstgeschichte begann. Aus diesen Beständen konnte die „Asso“-Ausstellung mit dem begleitenden, umfangreichen Katalog (zu beziehen über WLVG, 2350 Neumünster, Wendenstraße 4a) zusammengestellt werden. Die Liebknecht-Zeichnung von Grosz aus der Sammlung Mario Bocchi in Parma gehört zu den in der Bundesrepublik erarbeiteten Ergänzungen dieser Ausstellung. Die in der „Asso“-Ausstellung dokumentierte Wendung zahlreicher bedeutender moderner Künstler aus dem bürgerlichen Kunstbetrieb und Kunstverständnis heraus auf die Seite der sozialistischen Avantgarde und der Interessen der arbeitenden Massen, wirkte auch 1971 bei Freund und Feind als Politikum. Während zahlreiche Künstlergruppen und studentische Arbeitskollektive an Hochschulen und Akademien die „Asso“ als Modellfall revolutionärer künstlerischer Wirkungsmöglichkeit in ihre praktische und theoretische Konzeption einbezogen, bekam der Münchner Kunstverein die Antwort der Reaktion auf dieses Beispiel des sonst so viel beredeten „Abbaus elitärer Strukturen im Kunstbetrieb“. Nachdem schon das bayrische Kultusministerium auf das demokratische Engagement des neuen Vorstandes mit Streichung sämtlicher Zuschüsse reagiert hatte, drückte die CSU-Minderheit im Kulturausschuß der Stadt München eine vorläufige Stornierung der städtischen Zuschüsse für den bereits hoch verschuldeten Verein durch. Die Mitglieder unterstützen weiter den neuen Kurs, den Jochen Boberg beispielhaft für ähnliche Kulturinstitutionen so formulierte: „Wir betrachten als Aufgabe der Kunstvereine nicht mehr die Förderung der Kunst, sondern die Förderung der Menschen durch Kunst“.

Richard Hiepe

Lakonische Verse

Artur Troppmann
Rechtschreibung

Ich bin einer
der die Rechtschreibung
nicht beherrscht.
Bis vor kurzem schrieb ich
Profit mit v,
wie provozieren
und Satire mit y.

Seht Kollegen,
mir wurde nicht viel
gelehrt —
während meiner Schulzeit
kamen Bomber.

Warum ich schreibe?
Ich schreibe,
um mir und meinesgleichen
Bewußtsein zu verschaffen.
Ich schreibe,
weil unseren Kindern
die Wahrheit
gelehrt werden muß.
Ich schreibe
gegen jene
die Bomber starten lassen
und die an Bombern
und Bomben verdienen.

So glaub ich denn
Kollegen
ich schreibe recht.

Die Benns

Große Glocken im Munde
so läuten sie dich hinab
und bringen für die letzte Runde
dich nocheinmal auf Trab
Und holen aus braunem Moose
ein Klümpchen von ihrem Kot
und legen es dir in die Hose
verdaut hast du nun die Not

Füll nur den andern die Truhen
trag sie in Sänften dahin
wo alle am Ende ruhen
das ist der ‚weitgedachte‘ Sinn

N. H. Ludwig Ein Gastarbeiter erzählt

heute betrat der gerichtsvollzieher mein haus
ein schrank
die sessel
omas lehnstuhl
mein bett
dann zog er einen besonders
großen und häßlichen
kuckuck
aus der tasche
und klebte ihn
lachend
an meine
stirn

Stars and Stripes

andy warhol und die bonanza family beten
für ein neues amerika
vor ihnen
über dem altar
am kreuz
lächelt superman

Gerd Weinreich Wohnungssorgen

„Wir müssen ja auch leben“,
sagte der Wohnungsmakler
und kassierte die Vermittlungsgebühr.

„Wir müssen ja auch leben“,
sagte der Mieter
und nahm einen Kredit auf.

„Wir müssen ja auch leben“,
sagte der Bankdirektor
und kassierte monatlich Zinsen.

Und er ließ davon ein neues Haus bauen
und die Wohnungen durch den Makler vermitteln.

„Wir müssen ja auch leben“,
sagte der Wohnungsmakler
und kassierte die Vermittlungsgebühr.

„Wir müssen ja auch leben“,
sagte der Mieter
und erschlug Bankier und Makler.

Godehard Schramm
Grüße aus Franken

aus Vorra an der Pegnitz,
in der fränkischen Alb,
schickte mir meine Frau
eine Ansichtskarte:
„Dorfidyll“:
vor einem schönen Fachwerkhaus
ein ruhig dahinziehendes Ochsengespann —
die Frauen mit dem Putzkübel,
den eingesperrten Deppen,
die Zwergschulkinder,
die stinkende Landwirtschaft
und den Sonntagsredner
mußt du dir dazu denken

Bernd Eberle
Guten Morgen

Am Morgen stehst Du
mit den Hühnern auf

Vormittags schufstest
Du wie ein Schwein

Mittags läßt Du alle
fünf gerade sein

Nachmittags geht's bei Dir
drunter und drüber

Abends bist Du müde
wie ein Hund

Morgen willst Du's
ihnen endlich zeigen

Harald Gröhler
Werbung

Internationale
Hausrat-
und Eisenwaren-Messe;
was sehr Häusliches.
Firma Kamphaus
Stand 42
Halle 6
Erdgeschoß,
Stahlwarenfabrik.
Wir stellen
Hecken-, Ast- und Rebenscheren her,
siehe
Obstscheren.
Unser Firmensignet
eine platzende Granate.

Unbegrenzte Möglichkeiten

Ein vierzehnjähriger Volksschüler
kann sich noch
als Vorstandsvorsitzer sehen.
Ein vierzigjähriger Inspektor
nur,
wenn er einen Hau weg hat.

Peter Maiwald
Der Fluß

Unsre Stadt hat einen Fluß
weil ein Fisch den haben muß.
Kinder haben ihn auch gern:
man kann Steine plumpsen hörn.

Doch die Schwefelstoff-Fabrik
hat ein Abflußrohr ganz dick.
Fische halten sich den Bauch
und die Kinder schimpfen auch.

Niemand wirft mehr einen Stein.
Niemand will ein Fisch mehr sein.
Überall ist ein Gestank,
der macht alle Kinder krank.

Und Herr Müff der Schwefelherr
lacht nur und sagt: Bitte sehr!
Ich bin halt ein reicher Mann,
der den Fluß verpesten kann.

Doch die Kinder lassen sich
und die Fische nicht im Stich.
Alle malen ein Plakat
daß Müff zu verduften hat.

Ob der Müff noch länger bleibt,
Fisch und Kinder flußweg treibt,
kommt auf alle Kinder an,
Mütter auch und jedermann.

Peter Schütt
Wie man einen Streik organisiert

Ein Lehrstück anhand des zehntägigen Streiks auf der Kieler Howaldtswerft im September 1969. (Auszug)

Die Streikleitung berät im Büro des Betriebsrats, mit Ausnahme von Schlüter, der etwas später kommt. (12. Szene)

Atze: Kollegen, gestern hatte ich ein Gespräch mit einigen vom Betriebsrat. Das erste Ergebnis, das seht Ihr jetzt: wir treffen uns ab sofort im Betriebsratzimmer und dürfen auch Telefon und Schreibmaschine benutzen. Das ist für uns eine Erleichterung, und gibt uns die Hoffnung, daß die Gewerkschaft uns jetzt stärker unterstützt.

Lothar: Laß uns ruhig anfangen. Helmut ist zwar noch nicht da, aber wer weiß, wann der kommt. Der mußte gestern Abend noch zum Krankenhaus hin, damit er seine Stimme wieder in Ordnung kriegt.

Atze: Ja, vielleicht kann Alfredo kurz berichten, wie unsere italienischen Kollegen zu unserer Sache stehen. Der Helmut hat gestern einen von der Uni engagiert, der hier den Dolmetscher spielen will.

Alfredo: Ich haben Student alles erzählt.

Student: Ja, ich habe gestern bereits ausführlich mit Ihrem Kollegen gesprochen und möchte Ihnen jetzt kurz wiedergeben, was er berichtet hat. Also, seit dem Vorfall am Waggon hat die Direktion noch einige Male versucht, die italienischen Kollegen vor allem in den Außenstellen als Streikbrecher auf die Werft zu schicken.

Atze: Wo?

Student: Dove?

Alfredo: U-Boot-Bau und Eisenbahn.

Atze: Und was haben die Kollegen getan.

Student: Sie haben sich in jedem Fall geweigert. Sie haben gestern eine Resolution verabschiedet...

Alfredo: resolutione, sì!

Student: und beschlossen, sie seien nur bereit, an den Arbeitsplätzen zu arbeiten, an denen sie vor dem Streik tätig waren. Diese Resolution haben sie dann zur Direktion gebracht. Unseren Kollegen Alfred, er ist seit zehn Jahren in der Gewerkschaft und war schon einmal Betriebsratsmitglied in Messina, haben sie beauftragt, den Kontakt zu den streikenden deutschen Kollegen zu halten.

Atze: Vielen Dank, daß Ihr beide schon so früh gekommen seid. Ich glaube, ich spreche im Namen von uns allen und von allen, die

jetzt auf Howaldt streiken, wenn ich den Kollegen aus Messina bitte, unsern herzlichen Gruß und Dank an alle italienischen Kollegen auszurichten. Sie haben uns in unserm Kampf mächtig geholfen, und wir hoffen, daß wir in Zukunft noch besser zusammen arbeiten können als vorher. Ich glaube, das Verhalten unserer italienischen Kollegen hat dazu beigetragen, daß das Eis zwischen Deutschen und Italienern hier auf Howaldt gebrochen ist. *(Beifall der deutschen Kollegen; nach der Übersetzung verlassen der Student und Alfredo das Zimmer)*

Lothar: So, Kollegen, laßt uns weitermachen.

Atze: Habt Ihr schon die Werftzeitung gelesen?

Westphal: Das 38-Pfennigs-Blatt?

Atze: Ne, die kennt ja jeder. Ne, ich meine die Zeitung der Direktion.

Lothar: So, die ist rausgekommen. Und was steht über unsern Streik drin? Sicherlich ein halbes Dutzend Aufrufe und Appelle, wieder an die Arbeit zu gehen. Da haben wir wieder allerhand zu ackern bei den Kollegen!

Atze: Vom Streik steht kein Sterbenswörtchen drin.

Lothar: Aber von illegaler Arbeitsniederlegung?

Atze: Denkste! Typischer Fall von Denkste! Ich nehme an, die ist schon vor dem Streik gedruckt worden und wird jetzt erst verschickt.

Alfred: Und die tun so, als wär nichts geschehen!

Lothar: Lies mal vor, was steht drin!

Atze *(blättert auf)*: Die geben sich ganz schön revolutionär. Guck mal hier, sogar eine Frau mit Oben ohne. Ganz schön scharf, was! Die meinen, dann wird das Blatt nicht gleich weggeworfen.

Lothar: Unsinn! Die Lehrlinge reißen höchstens die Seite raus und pinnen sich die Deern ins Spind!

Alfred: Und sonst was Interessantes?

Atze: Und wie! Hier auf Seite drei: Maßhalten zahlt sich aus!

Alfred: Au weh! Das geht gegen uns!

Atze: Und hier, auf der bunten Seite: Auch Kinder müssen lernen, daß sie nicht alles haben können! Das sind denen ihre Ratschläge, wie wir unsere Kinder erziehen sollen, damit sie schön brav bleiben! Im Grunde meinen die sogar uns, sonst stünde da doch nicht: Auch Kinder müssen lernen. Also das soll doch heißen: zuerst müssen wir Arbeiter lernen, daß wir nicht alles haben können.

Alfred: Zum Beispiel 38 Pfennig und so! Aber die holen wir uns selber!

Atze: Ja, und so geht das im selben Stil weiter: Gräfin Dohna berät sie kosmetisch. Astern sollten im Vorgarten nicht fehlen. Unfälle kommen der Firma teuer zu stehen. Dem Begriff des Kapitals haftet zu Unrecht das Odium sittenwidrigen Profitstrebens an. Ein Gramm

Treue wiegt ein Pfund Schlauheit auf. Ideologischer Amoklauf führt ins Massenelend. Unser höchstes Gut: die Gesundheit. Wir sitzen alle im gleichen Boot undsoweiterundsofort...

Seppl: Helmut ist noch nicht da. Aber wir sollten anfangen.

Alfred: Gut, wird Zeit. Ist schon gleich halb acht, und um neun fängt die nächste Streikversammlung an. Bis dahin müssen wir Bescheid wissen, was heute getan werden muß. Leitest Du mal die Diskussion? Gut, das mach ich! Und die Beschlüsse soll ich auch gleich notieren? Das mußt Du schon machen!

Seppl: Die wievielte Sitzung ist das heute eigentlich schon?

Alfred: Ich mein, die sechste! Wir haben heute den siebenten Streiktag! Donnerwetter! Wir haben jetzt volle sieben Tage gestreikt. Wir sind stärker geworden. Und das sollten wir den Kollegen heute morgen gleich verkünden! Das hebt die Stimmung, so etwas brauchen wir, sonst schlaffen unsere Kumpels ab und werden langsam streikmüde! Sieben Tage, das ist schon eine tolle Leistung! Solang haben die Kollegen in anderen Betrieben dies Jahr noch nirgends ausgehalten!

Alfred: Aber sie hatten es auch nirgends mit einem so starken Gegner zu tun. Wir kämpfen nicht bloß gegen unsere Direktion, wir haben den ganzen Unternehmerverband von Holstein am Hals! Aber wir werden sie schon in die Knie zwingen!

Schlüter: *(kommt hinein)* Moin, Kollegen! *(Die übrigen: Moin!)*

Seppl: Kommst aber reichlich spät! Stimmt wohl doch, was der Kollege Böhm gesagt hat, du fühlst Dich schon als der neue Direktor! Entschuldigt, Kollegen. Aber gestern abend haben mich drei Medizinstudenten geschnappt und mich kurzerhand ins Krankenhaus gefahren. Da haben sie mir eine Spritze gegeben, und heute morgen kann ich wieder klar sprechen. Das könnt Ihr ja selber hören, daß die Heiserkeit wie weg ist!

Atze: Das mit den Studenten erzähl man bloß nicht auf der Streikversammlung! Sonst denken die Kollegen wirklich, an dem Artikel in der Zeitung wär was dran!

Schlüter: Und heut morgen, da lief mir ein Kollege aus der Druckerei in die Quere, und der hatte eine böse Nachricht für uns. Ich hab ihn gleich mitgebracht, der wartet draußen, und wenn Ihr nichts dagegen habt, hol ich ihn gleich rein, damit er allen erzählt, was die Direktion sich für neue Schikanen ausgedacht hat.

Atze: Na, los! Hol ihn schon rein! Du machst ein Theater! *(Schlüter holt den Kollegen aus der Druckerei herein. Er reicht jedem die Hand)*

Drucker: Guten Morgen! Ich bin Robert Berg und arbeite in der Werksdruckerei!

- Schlüter:* Erzähl uns mal, was passiert ist! Kollegen, jetzt wirds ernst. Die Direktion hat sich eine Schweinerei geleistet, wie sie selbst bei denen nicht alle Tage vorkommt. Bis jetzt hat es nur immer geheißsen, das wären fähige Leute, jetzt wissen wir, sie sind zu allem fähig.
- Alfred:* Nu reg Dich mal nicht auf und laß erst den Kollegen aus der Druckerei ran, damit wir zu hören kriegen, was los ist!
- Drucker:* Bis gestern haben wir trotz Streik weitergearbeitet. Wir haben die ganze neue Nummer von der Werkszeitung ausgedruckt. Aber gestern ist uns der Kragen geplatzt. Gestern sollten wir sogar noch Überstunden machen und achttausend Flugblätter für die Direktion drucken, die heut im Werk verteilt werden sollten. Aber das war zuviel für uns, da haben wir die Brocken hingeschmissen!
- Atze:* Wollte Neitzke sich mit dem Streik solidarisch erklären oder was?
- Drucker:* Ich hab Euch hier ein Blatt mitgebracht. Ich les mal vor, was da drauf gestanden hätte, wenn es heute verteilt worden wäre: „Die Direktion der Howaldtwerft hat sich aufgrund des illegalen Streiks gezwungen gesehen, mit Wirkung vom Dienstag dieser Woche an den Krankenschutz bei der AOK für alle am Streik beteiligten Arbeiter und Angestellten vorläufig zu kündigen. Mit dem heutigen Tage läuft auch die Frist ab, bis zu der Sie sich freiwillig weiterversichern lassen konnten. Wir müssen Sie daher darauf aufmerksam machen: während der illegalen Arbeitsniederlegung haben Sie keinerlei Anspruch auf den gesetzlichen Krankenschutz. Wir fordern Sie darum auf, im Interesse Ihrer eigenen Sicherheit unverzüglich die Arbeit wiederaufzunehmen.“
- Seppl:* Das ist ein starkes Stück, weißgott! Wenn das die Kollegen hören, stürmen sie womöglich die Direktion!
- Schlüter:* Kann gut sein, daß die Direktion es darauf angelegt hat. Das gibt ihr den Vorwand, notfalls die Polizei zu rufen, und glaubt mir, dann ist hier was los! Die möchten uns jetzt so durcheinanderbringen daß wir den Verstand verlieren. Dann sind sie wieder obenauf.
- Alfred:* Ja, Kollegen, wir wissen alle, was wir von diesem Anschlag der Unternehmer zu halten haben. Das ist eine Kriegserklärung; das ist genauso, als ob man im Krieg dem Roten Kreuz verbieten würde, die Verwundeten zu behandeln. Jetzt ist wohl allen klar, wer den Betriebsfrieden bricht. Aber Helmut hat schon recht, wir müssen verhindern, daß die Kollegen in ohnmächtige Wut geraten und sich zu irgendwelchen sinnlosen Aktionen hinreißen lassen. Wir brauchen einen kühlen Kopf, alle zusammen, dann haben wir gewonnen. Das beste ist, wir machen den Kollegen gleich um neun praktische Vorschläge, wie wir mit der Sache fertigwerden.

- Schlüter:* Kollegen, das ist noch nicht alles. Ich hab mir eben am Bahnhof die neuen „Kieler Nachrichten“ besorgt, die sind hier ab zehn am Werkstor zu kaufen. Und wißt Ihr, was da steht: die freiwillige Weiterversicherung kostet pro Person im Monat 108,80 DM. Damit wollen sie uns erledigen. Wer hat schon hundert Mark in der Tasche und kann die bis Mittag mirnichtsdirnichts auf der Kasse einzahlen!
- Seppl:* Da kenn ich mich zufällig aus. Das stimmt garantiert nicht, die Sache ist erstunken und erlogen. Es gibt nirgends eine Vorschrift, daß man sich immer nur für einen ganzen Monat weiterversichern lassen kann. Das geht jeden Tag, man kann sich jeden Tag neu versichern lassen. Das macht am Tag genau 3,63 DM, das weiß ich genau. Damit hab ich mich genau befaßt.
- Lothar:* Und außerdem streiken wir ja dafür, daß der Unternehmer die Streikschichten zahlt. Dann muß er natürlich auch die Versicherungsprämie zahlen, da bleibt ihm nichts anderes übrig.
- Seppl:* Also ich mach einen Vorschlag. Wir von der Streikleitung prüfen sofort, ob die AOK-Stelle gegenüber bereit ist, heute von jedem Kollegen das Geld für die freiwillige Weiterversicherung ab gestern, Mittwoch, anzunehmen, am besten für drei Tage, gestern, heute und morgen. Das macht pro Mann gut zehn Mark, dreimal 3,65 DM genau. Und die müßte ja jeder, wenn einer dem anderen hilft, noch zusammenkratzen können. Ein paar Mark hat fast jeder in der Tasche, und die nahebei wohnen, können notfalls auch mal schnell nach Hause laufen.
- Lothar:* Und woher weißt Du darüber so genau Bescheid?
- Seppl:* Ich war früher mal, als ich noch christlicher Gewerkschafter war, für Versicherungsfragen zuständig, als Berater für die Kollegen!
- Atze:* Na, siehste, das lohnt sich doch, daß wir jemand dabei haben, der sich gut mit dem lieben Gott versteht!
- Seppl:* Na, so einfach geht die Sache auch nicht klar. Dafür ist die AOK doch gar nicht eingerichtet, da fehlen Vordrucke und Rechenmaschinen und was sonst noch alles.
- Drucker:* Du sagst Vordrucke?
- Seppl:* Ja, Formulare. Hiermit beantrage ich Weiterversicherung und sofort. Versteh schon. Vielleicht können wir helfen, wenn die fehlen sollen.
- Drucker:* Bestimmt, sowas kommt sonst vielleicht dreißig Mal im Monat vor.
- Seppl:* Na gut. Wir in der Druckerei könnten ja unseren Streikbruch wiedergutmachen. Wir lehnen es ab, für die Direktion zu drucken, und drucken dafür, was Ihr an Vordrucken braucht. Dann braucht jeder bloß seinen Namen einzutragen und unterschreiben.
- Lothar:* Ja, und die Anträge füllen wir alle zusammen auf der Werft aus. Wir sammeln die Zettel zusammen mit dem Geld ein und liefern

- sie dann stapelweise bei der AOK ab. Wenn wir die Sache gut organisieren, kriegen wir die Sache bis heut abend hin.
- Drucker:* Also, wir könnten die sechs oder siebentausend Vordrucke, wenn wir den Text haben, bis zehn, elf fertig haben. Wenn bei uns alle mitmachen, aber da bin ich ziemlich sicher.
- Schlüter:* Prima. Bist Du in der IG Papier?
- Drucker:* Ne, mehr in der IG Druck! Wenn wir nicht auf die Tube drücken, kommt auch nichts raus!
- Schlüter:* Na, denn druckt mal tüchtig los! Seppl schreibt Dir am besten gleich den Text auf und geht mit zu Euren Kollegen, damit er ihnen die Sache verklart.
- Drucker:* Geht klar! *(Es klopft; die Kollegen rufen „Herein“, und herein kommt ein Pförtner)*
- Pförtner:* Moin!
- Atze:* Na, was hast Du denn auf dem Herzen? Willst Du uns auch zur Arbeitsaufnahme auffordern?
- Pförtner:* Ne, ich wollt Euch nur sagen, wir Pförtner haben uns heut morgen dem Streik angeschlossen.
- Schlüter:* Glückwunsch, Kollegen! Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt!
- Pförtner:* Der Entschluß ist uns auch nicht ganz leicht gefallen. Ihr seid vielleicht auf uns Pförtner nicht gut zu sprechen. Aber Ihr müßt bedenken, wir haben uns den Platz am Werkstor nicht selber ausgesucht. Die meisten von uns haben im Krieg oder bei einem Betriebsunfall den Arm oder sonstwas verloren und dann ist ihnen nichts anderes übriggeblieben.
- Seppl:* Und warum streikt Ihr nun mit einem Mal?
- Pförtner:* Die Art, wie wir hier behandelt werden, stinkt zum Himmel. Mit dem Lohn fängt das an. Wir arbeiten zwölf Stunden am Tag. Zuschläge für nachts oder sonntags kriegen wir keine. So kommen wir auf einen Monatslohn von knapp siebenhundert Mark. Wir fordern ganz einfach mehr Lohn, Bezahlung der Überstunden und Zuschlag für die Nacht- und Sonntagsarbeit! Kollegen, ich frag Euch, ist das gerecht? Können das die andern unterstützen?
- Atze:* Gerecht ist das ohne Frage, aber einige von Euch, die sind hier im Betrieb nicht grad beliebt, und das macht die Sache schwieriger.
- Schlüter:* Du hast doch gehört, die sind doch nur so beschissen, weil sie so beschissen werden. Von der Direktion und überhaupt!
- Pförtner:* Wie sieht denn unser Dienst aus? Die Vorgesetzten befehlen im Kommißton. Immer dann, wenn man mit einem Kollegen warm geworden ist am Tor, werden wir umgesetzt. Jeden Morgen von fünf bis sieben müssen wir draußen stehen, auch im Winter. Einen Sinn hat das Strammstehen überhaupt nicht. Daß ein Pförtner da

- ist, kann man auch durchs Fenster sehen. Und wenn wir draußen stehen, dürfen wir nicht mal ne Zigarette rauchen.
- Atze:* Das ist sicher eine Maßnahme gegen die Luftverschmutzung. Das soll die Luft sauber halten, damit wir die Schwefel- und Bleidämpfe vom Schweißen besser riechen!
- Alfred:* Ich glaub, wir sind alle damit einverstanden, daß sich die Pförtner unserem Streik anschließen. Ich schlag vor, daß wir das den Kollegen gleich zu Beginn der Streikversammlung mitteilen. Das gibt neue Kraft und hebt die Stimmung, dann können sie die Sache mit der Krankenkasse auch besser verkraften.
- Schlüter:* Richtig, Helmut. Wir haben nur eine Bitte an die Kollegen Pförtner, nämlich daß Ihr morgens und abends wie immer da seid und aufpaßt, daß die Kollegen ihre Zeit stempeln. Ihr wißt, das ist in unserem Interesse, die Streikschriften soll schließlich der Unternehmer bezahlen. Und dazu brauchen wir einen Nachweis, daß wir jeden Tag pünktlich zur Arbeit gekommen sind, und das sind unsere Stempelkarten.
- Pförtner:* Einverstanden, das machen wir.
- Seppl:* So, Kollegen, das wärs. Ich schließe die heutige Beratung der Streikleitung. Ich geh gleich mit unserem Kollegen aus der Druckerei rüber zu den Kollegen, Ihr müßt mich auf der Versammlung gleich entschuldigen. Ich komm später und berichte, wie die Sache in der Druckerei anläuft.

Uwe Wandrey
Aus: Lehrzeitgeschichten

Unsere Sprache

Die Werftbesitzer nennen sich selbst gern „Schiffbauer“. Aus Tradition, denn ihre Ahnen seien selbst einmal Handwerker gewesen. Ihre Ahnen sprechen für sie.

Die Schiffbauer nennen sich nicht Besitzer. Aus Zuversicht — ihre Enkel werden die Sprache beherrschen.

Betriebsversammlung

Zum Thema Mitbestimmung sagte der Eigner dieser letzten, in Familienbesitz ruhenden Großwerft:

„Welcher verantwortungsbewußte Familienvater überließe denn seinen Kindern das Geldverdienen!“

Mißtrauen

Beim Verlassen des Werftgeländes muß sich jeder zehnte Beschäftigte einer Visitation unterziehen. Er könnte sich bei seiner Arbeit bereichern.

Danach

Dieses Ruder, er ging mit der Hand darüber, fand noch eine schlecht geschweißte Kehlnaht, kreiste sie mit gelber Signierkreide an — dieses Ruder, was heißt hier Entfremdung, das bleibt mein Ruder, das wird mir nicht fremd, wenn ich es aus der Hand gebe. Die Seeleute, die es vom Kapp-Riff freihält, sind Leute wie wir — er zeigte dem Schweißer die Stelle — auch danach — meinte er und hatte das Ruder im Blick, wenn es das geben sollte, auch danach werde ich mir das hier nicht nehmen lassen, man wird es mir nicht nehmen. Nur: daß ich einmal Recht und Geld habe danach für so einen Törn mit Familie ums Kap nach Valparaiso und retour an der Biskaya vorbei, vielleicht mit diesem Ruder hier.

„M 10“

„Das muß neununddreißig gewesen sein. Wir bauten damals unsere ersten Minensuchboote. Der Betriebsobmann stand auf einer Stellage am Heck. Mit scharfem Körner hatte jemand neben den Namen „M 10“ Hammer und Sichel in die Außenhautplatte geschlagen. Ich bin nicht abergläubisch, aber die „M 10“ war einer unserer ersten Verluste. Sogar unter den besten Facharbeitern hatten wir Unzuverlässige“, sagte mein Geselle.

Aufgeweckt

Den Namen „LENIN“ hörte ich zum erstenmal bei einem dreitägigen Kursus

über den dialektischen Materialismus, der vom Unternehmerverband in Hamburg-Barsbüttel veranstaltet wurde. Ich galt als aufgeweckter Lehrling, und weil ich mit Begeisterung an der Diskussion teilnahm, überreichte mir die Firma als Geschenk das Buch von Wolfgang Leonhard: „Die Revolution entläßt ihre Kinder“.

Aufgeweckt legte ich das Buch nach 100 Seiten wieder in die Hand des „Lehrlingsbetreuers“.

Akkord-„Zusammenklang“

Im Kalkulationsbüro berechnen Facharbeiter die Akkordstunden für eine bestimmte Arbeit ihrer Kollegen im voraus. Sie selber wurden mit weißen Kitteln ins Angestelltenverhältnis „übernommen“.

Zuweilen gehen sie mit Stop-Uhren um und sagen zu denen in Segeltuchhosen „Zeit ist Geld“.

Kurven

In der Schnürbodenhalle ritzen die Schiffbauer die wichtigsten Kurven des Schiffes im Maßstab 1 : 1 mit einer Reißnadel in den Holzfußboden. Da kreuzen sich in einer Ebene Längs- und Querschnitte verschiedener Schiffe, doppelte Deckskrümmungen, Spantkurven, achterliche Völligkeit und Eissteven. Bei Bedarf nehmen sie von diesen Linien Schmiede- und Biegeschablonen ab. Vorher machen sie mit Kreide die Linien sichtbar, die sie gebrauchen.

„Für Mitbestimmung“, sagt der Chef immer, „fehlt meinen Arbeitern die Intelligenz.“

„Hallo Boys!“

Aus dem U-Bahnfenster sah ich zum Ausrüstungskai auf die andere Elbseite hinüber. Dort lag die Baunummer 872. Auf der Saling des Großmastes hatten wir heute den Signalmast mit Fundamenten für Radargerät und Ankerlaterne aufgestellt. Er lag über dem oberen Fensterrand meines Abteils. Ich beugte mich, um ihn ganz zu sehen. Mein Nebenmann aber hielt die Schlagzeile hoch „Hallo Boys!“. So sah ich nur Zerstörer, Fregatten und U-Boote der amerikanischen Mittelmeerflotte, zum Besuch der Hansestadt über die Toppen geflaggt.

Dieses Wetter

Diese verfluchten Julitage im geteerten Kettenkasten. Du montierst die Anker tasche unter Deck. Über Kopf schweißt du die Versteifungen. Die sprühende Schlacke brennt dir die ersten Sommersprossen in Unterarm- und Nackenhaut. Herrgott schreist du in das Absaugerohr des Entlüfters, doch du läßt dir die Arbeit nicht wegnehmen. Dir knicken die Arme weg, der Hammer fällt dir aus der Hand in diesen Tagen. Du machst Pause.

Unter der Wasserlinie schwitzt die Außenhaut des Schiffes. Das Schweißwasser

läuft in die Bilge. Die Niete klopfen Zeichen mit dem Preßluft-Niethammer, und von drüben wird ein neues Niet durch die Außenhaut gesteckt. Du denkst, armer Niete, schneidest dir ein neues Hakenblech, treibst mit dem Stahlkeil die Anker-tasche mit der Außenhaut auf eine Höhe. Wenn sie bündig sind, machst du eine E-Heftung.

Abends, in den Waschraumspiegel, sagst du, das wärs und träumst nachts nicht von Urlaub. Im Kopf hast du einen riesigen Kettenkasten, da häuft sich eine zehnzollige Kette Glied nach Glied, und gegen Morgen, meinst du, liegt der Anker in der Tasche. Das Quietschen der Arretierspindel ist nicht der Wecker. Das Heulen der Werksirene schickt dicht untertag. Dieses Wetter.

Also wirklich . . .

Während des Krieges hatten wir ein Außenkommando vom KZ Neuengamme. Die wurden zur Zwangsarbeit abgestellt und mußten die Dreckarbeiten machen. Sie lebten im Schnitt noch so neun Monate, der LKW war täglich unterwegs. Hin und wieder konnten wir sie mit Nahrung und Kleidung versorgen, den einen oder anderen sogar abhauen lassen. Bevor die Tommies kamen, waren die Baracken wie weggewischt. Also wirklich, die Organisation klappte in der Heimat besser als an der Front — meinte der Schirrmeister.

Entdeckt

„Mensch, Ewald, jetzt bist du entdeckt“, sagte ein Kollege und bewunderte Ewalds Bild in der Zeitung. Ewald besah sich das Foto näher und las die Bild-unterschrift: „Ewald K., 40 Jahre, im Betrieb. Nur 2 Tage wegen Krankheit gefehlt. Zum Treuejubiläum überreichte ihm die Werftleitung ein Paar Sicherheitsstiefel.“

„Ja“, meinte Ewald, „entdeckt für die Arbeit.“

Buchstaben

Als die Stülckenwerft 1966 an Blohm & Voss verkauft war, ließ man — bei Höhenzulage — den mannshohen Firmennamen demontieren. Nachdem alle Buchstaben abgeseilt waren, traten die Arbeiter zwischen die leeren Halterungen wie vor fünfzig Jahren ihre Kollegen in Leningrad. Dann war Feierabend.

Wolfgang Bächler Umschlaghafen

I

Fremde Schiffe bedecken das Wasser,
auf dem die Ölflecke kreisen,
verdecken die Molen, den Leuchtturm
in ihrer steinernen Faust,
verdecken die Sicht aufs freie Meer.

Mit leeren Backen greifen die Krane zu,
Mammuttiere mit scharfem Profil
und entschiedenen Gesten,
genau in der Drehung der Hüften,
dem Schwenken der Glieder und Häupter.
Sie greifen ins Korn, in die Baumwollballen,
greifen in Kohlen, Steine und Eisen.

Ein Kolosseum aus Hallen und Speichern,
ein Amphitheater aus Rampen und Stufen
umschließt die Arena. Fremde Waggons,
Lastwagen und Kisten bedecken das Land,
auf dem die Rad- und Schmutzspuren kreisen,
verdecken die Erde, die niemand gehört,
verdecken die Dockarbeiter, die Träger.

Auch wenn du näher trittst, siehst du nur
Waren und Werkzeuge in der Luft.
Mit leeren Händen greifen die Arme zu,
greifen ins Korn, in die Baumwollballen,
zerren an Gurten, Seilen und Ketten,
stoßen die Schaufeln in Kohle und Kies,
werfen sich Flaschen zu, Kork und Bananen.

Arme, mit Blumen, Anker und Stern tätowiert,
mit Kreuzen oder Sichel und Hammer,
Arme gebräunt, geschwärzt und zernarbt,
gezeichnet von schwellenden Adern und Rissen,
Arme, die kein Gesicht erraten lassen
und keinen Leib ihrer Herren

hinter den Speichen der Räder, den Kisten,
den Lattenkreuzen und Fässern, den Brettern,
die ihre Welt bedeuten, die nahtlos
vernagelte Welt ihrer Tage,
hart in den Angeln und Fugen ruhend,
wasserdicht, lichtdicht, traumdicht verschlossen,
die Ritzen verteert und verschmiert,
eine Welt, die keinen Zwischenraum duldet,
die Aussicht und Einsicht verwehrt
selbst dort, wo sie morsch ist, verrostet,
verfault, durchlässig nur für Gerüche.

Zwischen den Armen Stimmen ohne Zusammenhang,
Zeichensprache, Lasttierlaute,
Vogellaute, Stöhnen, Flüche und Pfffe.
Nur wer zum Schwarm gehört, der Geweihte,
der Eingeweihte versteht sie. Stimmen
über dem Abgrund, Geruch von Pech und Schwefel,
verdorbenen Früchten, Schweiß, Urin, Wunden.

Brecheisen klirren, die Gurte reiben an Rücken
und Hüften, die Seile an Kanten und Stahl.
Riemen fauchen über Gesimse, durch Ösen, Spulen,
geöltes Blech. Die Stricke schneiden ins Fleisch.
Langsam werden die Berge versetzt ohne Glauben,
Mauern und Burgen geschleift ohne Aufruhr,
fallen die Türme und Bilder der Fülle ohne Empörung,
wird die Landschaft aus fremden Gütern abgetragen
und umgeladen, auf fremde Züge und Wagen verteilt.
Langsam drehn sich die Räder, dreht sich die Erde,
dreht sich der Tag in die leere Mitte.

II

Warm fährt der Wind stromauf in die Mündung,
wo Wohnblöcke ankern,
der stählerne Bug einer Mietskaserne,
das graue, verwitterte Schiff einer Kirche,
dazwischen die Rümpfe aus Wellblech und Holz,
die bunten Würfel mit flachem Verdeck,
Kombüsen mit Leitern, Kaminen,
die kein Rauch mehr verläßt.

Schiffshäuser, Hausschiffe, locker vertäut
auf fremdem Grund, gestrandet, zwischengelandet,
versandet, wo niemandes Heimat ist,
Maste und Planken schwimmen im Mittagslicht
an den Rändern der Hafenstraßen,
die grell sind und bitter
in ihrer ausgeleuchteten Leere.

Mittagslicht, das den Augenblick festmacht,
die Stunde ohne Frauen und Kinder,
die abgeschlagenen Marktstände,
die abgefallenen Blätter welker Salate,
zerquetschtes Obst und Gemüse,
zertretene Blumen, Schalen und Kerne.

Aus einem Fenster springt Rumbamusik.
Doch es tanzt nur der Ruß mit dem Staub,
der Span mit den Fliegen und Bremsen,
zu hobelnden, blechnen Rhythmen.
Es ziehn nur Gerüche die Straße hinauf,
fährt nur der Wind in die Büstenhalter
und über den flachen Dächern umschlingen
die Hemdsärmel leere Röcke und Blusen.

Rost frißt sich weiter durch die Stadt.
Er nagt an den Schlüsseln und Schlössern der Türen,
er beißt in die Riegel, Angeln und Klinken.
Aus Luken und Löchern steigen die Ratten.
Kein Mensch verläßt mehr sein sinkendes Schiff.

Fremde Dampfer bedecken das Wasser,
auf dem die Schmutz- und Ölsuren kreisen,
verdecken die Ausfahrt, den Spielraum
der Freiheit, den Leuchtturm, das Meer.
Und wieder greifen die Krane zu,
greifen die Arme in fremdes Korn,
zerren an Gurten, Seilen und Ketten,
Arme gebräunt, geschwärzt und zernarbt,
gekerbt von blauen Blumen und Sternen.

Rigo Ros Hinter dem Fabrikator

(Auszug)

„Was ist los da unten!“ herrschte der Betriebsleiter eine der beiden Frauen vor seinem Schreibtisch an. „Warum übergeben Sie die Arbeit nicht ordentlich? Wenn das nicht klappt da unten, trennt sich die Firma von Ihnen beiden!“ Inge hatte ihre bisherige Arbeit als Werkstattschreiberin in der Montageabteilung abgegeben und die Leitung der Heimarbeit übernommen. Es war der Wunsch des Betriebsleiters. Als der ihr jede Unterstützung versprach, tat sie es, obwohl sie das als Mitglied des Betriebsrates hätte ablehnen können.

Die Werkstattschreiberin der Abteilung *Endfertigung* hatte bis dahin die Heimarbeit zusätzlich und kommissarisch geleitet. Nun, als sie übergeben sollte, klappte es zwischen den beiden Frauen nicht. Inge glaubte, ihre Kollegin gebe ihr das erforderliche Wissen nur zum geringsten Teil weiter. So kamen beide bald zum Meister, dann vor den Betriebsleiter. Der Vorsitzende des Betriebsrates, vom Betriebsleiter hinzuzitiert, schwieg zu alledem, sprach auch hinterher nicht mit seinen Kolleginnen darüber.

Er unternahm nichts.

Die Schreibkraft der Abteilung *Endfertigung* aber fürchtete um ihren Arbeitsplatz. In ihrer Angst ging sie zum Seniorchef.

Der „Alte“ war vor kurzem siebzig geworden. Er hatte am Schwarzen Brett eine Danksagung für die Ehrungen zu seinem Geburtstag anslagen lassen und dabei nicht vergessen die Herren Minister zu erwähnen, die ihn als originären Pionierunternehmer und damit als Beispiel für die Gesellschaft gepriesen hatten. Auf dem Fabrikhof, gleich hinter dem dunklen, massiven Tor, fühlte sich Inge vom Seniorchef gestellt:

„Sind Sie . . .?“

Wer ich bin, und das nach fünf Jahren Betriebszugehörigkeit, dachte sie.

„. . . Das sage ich Ihnen: Wenn Sie sich Ihrer Kollegin nicht unterordnen, dann fliegen Sie raus! Nicht die andere geht. Sie gehen!“

Sie versuchte etwas zu entgegnen:

„Herr . . .“

Weiter kam sie nicht.

„Gar nichts erzählen Sie mir! Gar nichts! Was fällt Ihnen ein! . . .“ Er wurde immer lauter. Da ließ sie ihn stehen, alleine unter den Initialen seines Namens, die in großen Lettern an der Giebelwand standen.

Inge bestand darauf, die Sache sofort zu klären.

Im Beisein des Betriebsleiters, der wie so oft Schweißperlen auf der Nase hatte,

Rigo Ros: *Hinter dem Fabrikator*

im Beisein des schweigenden Betriebsratsvorsitzenden und der beiden Frauen gab sich der Seniorchef eine ganze Weile in den urbansten Formen, zeigte aus den frühen Anfängen der Firma Produkte, die er mit den neuesten Modellen der Saison verglich, und meinte wie nebenher:

„Also Sie sind jetzt da unten die Leiterin der Heimarbeit. Ich war falsch informiert.“

In Wirklichkeit ging dem Seniorchef so etwas an den Nerv, mehr als das Gerede über seine Amouren oder angeblichen Affenspritzen-Kuren.

Ungefähr neun Monate vorher, als Inge zur Gewerkschaftsschule nach Bad Minden gefahren war, hatte er mit dem jüngeren seiner beiden Söhne, einem früheren ewigen Jurastudenten, den er wegen Trunkenheit im Dienst wiederholt für Tage, ja für Wochen aus der Firma verwiesen hatte, und der für die intern zu regelnden Personal- und Rechtsfragen des Unternehmens zuständig war, in meiner Gegenwart ein Telefongespräch geführt:

„Das ist doch eine Unverschämtheit — geht auf eine Schulung, . . . Leute auch noch dafür beschäftigen, daß sie gegen uns verhetzt werden . . . Stell doch mal fest, welche Möglichkeiten wir haben . . .“

Um meine Meinung befragt, empfahl ich als Lektüre das Schulungsprogramm des DGB. Dort konnte er lesen: Allgemeinwissen für Betriebsräte, Redetechnik, Aufbau einer Rede, Vorbereitung und Durchführung von Versammlungen sowie das Studium des Betriebsverfassungsgesetzes. Das hatte er allerdings — wie das Grundgesetz — schon immer konsequent zu ignorieren gewußt.

Bei den Betriebsratswahlen hatte Inge die drittgrößte Anzahl der Stimmen erhalten. Ihre Meinung über den Betriebsratsvorsitzenden: Der ist gekauft, als Schleifer angefangen, dann zwei Jahre chauffiert, kurz nach seiner ersten Wahl zum Betriebsratsvorsitzenden vom Seniorchef ohne erkennbaren Grund mit der Leitung der Materialverwaltung betraut, obwohl dazu die sonst immer geforderten Fachkenntnisse fehlten, jetzt die passive Rolle, die er ungeschickt genug spielte . . .

Die Fluktuation von über vierzig Prozent ließ wenige Belegschaftsmitglieder übrig, die sich noch persönlich der Karriere des Betriebsratsvorsitzenden entsannen.

Inge erhielt einen wichtigen Hinweis. Der Leiter der Arbeitsvorbereitung hatte gekündigt. So riskierte er jetzt eine Lippe:

„Passen Sie auf, gegen Sie wird etwas zusammengebraut.“

Der ältere der beiden Juniorchefs entschied sich auf einen Vorschlag des Betriebsleiters hin für die Vergabe von Teilmontageaufträgen an das Frauengefängnis. Die Heimarbeiter würden also ohne Arbeit bleiben.

Inge handelte sofort und auf eigene Faust und bald ließen die gefüllten Körbe auf dem Kleintransporter den Betriebsleiter blaß werden:

„Was ist denn das!“

„Für die Heimarbeiter.“

Sie sagte es leicht hin. Der Tonfall reizte ihn noch mehr. Er stürzte sich auf den Wagen und riß wie besessen die gefüllten Körbe herunter, daß sie auf den Zement des Hofes knallten.

Wenige Wochen zuvor hatte die Personalleitung an alle Belegschaftsmitglieder ein Rundschreiben verteilen lassen: Alle zusammen seien doch „eine große Familie“, es gebe Lieferschwierigkeiten, jeder solle zusätzlich Heimarbeit übernehmen. Einer der Angestellten, der den Vorfall genau verfolgt hatte, lief, noch während der Betriebsleiter wütete und die Körbe flogen, zum Seniorchef. Der hatte von der Entscheidung, Arbeit in die Strafvollzugsanstalt zu geben, entweder nie gehört oder sie vergessen. Sofort verfügte er die weitere Belieferung der Heimarbeiter. Der Betriebsleiter empfand diese Maßnahme als persönlichen Affront. Er hatte keinen Zweifel, daß es dazu eine Urheberin gab und er diese kannte.

Inge erhielt von der Gesellschaft, bei der sie eine Schiffsreise auf der Donau gebucht hatte, die Aufforderung, wegen des Visums einen Tag früher nach Wien zu kommen. Sie sprach mit dem Meister darüber, zeigte ihm den Brief. Der dachte an die vielen Überstunden, die sie gemacht hatte, und sagte:

„... ist in Ordnung. Sie können heute Mittag gehen.“

Als sie sich verabschiedete, wurde ihr zugerufen, fleißig Kartengrüße zu schicken. Bepackt mit einem neuen Badeanzug, einigen Filmen, etwas Wäsche und anderen Dingen, kam sie im fünften Stockwerk eines Hochhauses vor ihrer Wohnungstüre an. Drinnen läutete das Telefon. Der Betriebsleiter war am Apparat:

„... Wieso sind Sie zuhause? Warum haben Sie sich bei mir nicht abgemeldet!“

„Seit wann genügt es nicht mehr, sich beim Meister abzumelden?“

„So, — nunja ... werden weiter sehen.“

Die versteckte Drohung machte sie mobil. Sie rief den Meister an.

„Regen Sie sich nicht auf“, sagte der, „erholen Sie Ihre Nerven gut, die braucht man in diesem Irrenhaus.“

Und der Sekretär der Industriegewerkschaft sagte ihr:

„... die können Dir einen nassen Staub ...“

Ein Rezept, trotz alledem unbeschwert in den Urlaub zu fahren, gab es da nicht.

Acht Tage später — Inges erste Urlaubskarte mit der Abbildung eines ungarischen Reiseschiffes war gekommen — erhielt der Sekretär der Industriegewerkschaft einen Anruf:

„... Komm doch, da tut sich was ...“

„Das ist so“, meinte der Personalchef, „wir haben allerhand Sachen gegen die Frau am Lager. Wir wollen sie fristlos entlassen.“

„Ja — ?“

„Schauen Sie sich das an“, und dabei reichte er Inges Urlaubskarte, auf der der

Schiffsname „50 Jahre Große Sozialistische Oktoberrevolution“ in mehreren Sprachen aufgedruckt stand, über den Schreibtisch und fuhr fort: „Ein Kommentar dürfte wohl überflüssig sein.“

Der Sekretär ließ dem anderen das Sündenregister aufzählen.

„Zweitens: Unerlaubtes Verlassen des Betriebes, drittens Schiebung bei der Betriebsratswahl und viertens ungenügende Arbeitsleistung.“

„Fünftens?“

„Fünftens! Daß ich nicht lache. Das reicht haushoch.“

„Zu Punkt eins“, begann der Sekretär, „Artikel drei des Grundgesetzes — Kommentar überflüssig, oder können Sie ihr parteipolitische Betätigung im Betrieb nachweisen?“

„Nein.“

„Also hinfällig. Zu Punkt zwei: Bei wem müssen sich die Leute abmelden?“

„Was wollen Sie denn, das ist doch alles geklärt!“

„Ich will wissen, was der Meister sagt.“

Die Apparate wurden auf Konferenzgespräch geschaltet. Aus dem Verstärker kam die Antwort:

„... Ja, sie hat sich von mir die Erlaubnis geholt und sich abgemeldet ...“

„Also hinfällig. Punkt drei: Betriebsratswahl ...“

„Jaaa, wir haben Zeugen: ‚Wenn ihr mich nicht in den Betriebsrat wählt, bekommt Ihr keine Heimarbeit mehr‘ hat sie da gesagt.“

„Ja und wo bleiben ihre Zeugen?“

„Nein, nein, nein, sooo viel Wirbel können wir nicht brauchen. Schließlich geht die Fertigung vor.“

„So. Das wäre ja ganz neu, daß die Kollegin plötzlich so naiv sein soll, so etwas zu sagen. Nebenbei — nicht Sie, sondern wir als Gewerkschaft würden die Betriebsratswahl anfechten. Vielleicht verstehen Sie, was das in der Praxis heißt ... und zu Punkt vier: Arbeitsleistung. Vor einem Vierteljahr gab es bei Ihnen eine Sitzung wegen der Prämien in der Kunststoffspritzerei. Zusammen saßen der Betriebsrat, der Betriebsleiter und der Vertreter der IG. Das war ich. Der Betriebsleiter hat die Kollegin gelobt, hat gesagt, daß sie tüchtig ist, daß man mit ihr arbeiten kann. Und jetzt reden Sie das Gegenteil? Den Punkt können Sie auch abschreiben — ohne Rücklage für Ersatzbeschaffung.“

Während die Türe aufging und sein Vater hereinkam, sagte der Junior:

„Wenn das so ist, müssen wir sie doch weiter behalten.“

Der Seniorchef begriff sofort:

„Dich kann man zu nichts gebrauchen. Muß ich denn alles selber in die Hand nehmen. Die kommt raus aus meinem Betrieb!“

Dann wandte er sich an den Gewerkschaftssekretär:

„Die will ich nicht haben. Dreißig Jahre bin ich Chef. Dreißig Jahre hat mir keiner widersprochen. Diese Frau wagt es, mir zu widersprechen! Sie läßt mich einfach stehen!“

„Wenn Sie es so halten, wer weiß — es hat sich eben einiges verändert und noch mehr wird sich verändern“ — und nach einer Pause:

„Wie finden Sie es, das Ganze zu inszenieren, während die Frau abwesend ist?“ Der Seniorchef übergang das:

„Die Frau muß hinaus!“

„Ich verrate Ihnen kein Geheimnis“, sagte der Sekretär fast geheimnisvoll mit Verschwörermiene, „wir vertreten in diesem Fall unsere Kollegin vor dem Arbeitsgericht.“

„Ah — also nein. Arbeitsgerichtsprozesse . . . Wollen Sie denn nicht versuchen, die Frau umzustimmen, vielleicht daß — sie selbst — kündigt? Auf ein paar Monatsgehälter würde es mir da nicht ankommen.“

„Sie meinen, alles ist käuflich?“

„Das ist mir ganz egal. Die Frau muß raus. Und überhaupt: Wie die Betriebsratswahlen ausgegangen sind.“

„Ich werde die Kollegin ausführlich informieren.“

„Lassen wir das. Jetzt gehen wir erst einmal in Urlaub. In der Zwischenzeit wird der Betriebsleiter alles regeln.“

Inges Urlaub war zu Ende. Sie wußte durch den Gewerkschaftssekretär von den Vorgängen während ihrer Abwesenheit. In der Kantine traf sie auf den Betriebsratsvorsitzenden:

„Na Kollege“, sprach sie ihn an, „was sagst du zu dieser Geschichte?“

„Was soll'n ich dazu sagen?“ Er verschanzte sich hinter seiner Abwesenheit während des Urlaubs.

Kurz vor dem Läuten zum Arbeitsbeginn um sieben Uhr ging sie über den Hof. Der Betriebsleiter vertrat ihr den Weg, höflich:

„Guten Morgen. Wie war's im Urlaub. War's schön?“

Floskeln konnte sie nicht ausstehen. Er wollte auch gar keine Antwort:

„Kommen Sie bitte gleich mit in das Konferenzzimmer.“

Sie verharrete:

„Worum geht es?“

„Es ist wegen Ihrem Arbeitsplatz.“

„Darüber können wir sprechen, sobald der Sekretär meiner Industriegewerkschaft im Hause ist. Da wird es neun Uhr.“

Der Betriebsleiter ließ seinen Assistenten und den Betriebsratsvorsitzenden rufen. Mit der Begründung, ein Vorgespräch führen zu wollen, ließ er niemanden weg. Er konnte es selbst kaum fassen, daß Inge in ihrer Eigenschaft als Betriebsrat das hinnahm.

Die Leitung der Heimarbeit sei mit dem Tätigkeitsbereich der Schreibkraft für die Abteilung Endfertigung endgültig zusammengelegt worden, umschrieb er seinen Beschluß, er habe deshalb für Inge keinen Arbeitsplatz mehr, das aber sei bei seinen Beziehungen unproblematisch, man würde woanders hin vermitteln,

sie könne sich in Ruhe einen neuen Arbeitsplatz suchen. Er schloß:

„Auf ein paar Monatsgehälter kommt es uns da nicht an.“

Der Assistent redete ihr zu, das Angebot anzunehmen.

Jetzt reichte es ihr:

„Diese ganzen Reden können Sie sich sparen. Ich bin nicht bereit, meinen Arbeitsplatz freiwillig aufzugeben.“

Der Betriebsleiter ließ Kaffee kommen. Scheinbar wechselte er das Thema:

„Na, und wie war's denn in den sozialistischen Ländern; mit wem sind Sie denn gefahren?“

Der lauernde Ton war ihr nicht entgangen, als sie sagte:

„Oh, Sie dürfen da ganz beruhigt sein.“

„Aber so war das nicht gemeint.“

„Ach doch“, beharrte sie. „Außerdem wäre es für Sie doch unter aller Kanone, mit einer ‚Reisegesellschaft für Sozialtouristik‘ in Urlaub zu fahren.“

Da kam der Gewerkschaftssekretär.

Als auch er infomiert worden war, fragte der:

„Inge, wer macht denn jetzt Deine Arbeit?“

Sie nannte den Namen der Schreibkraft der Abteilung Endfertigung.

„Ach, das ist doch die Kollegin“, und damit wandte er sich dem Betriebsleiter zu, „von der Sie vor einem halben Jahr noch behauptet haben, sie sei völlig unfähig.“

Der Betriebsleiter wollte Einwendungen machen. Aber Inge sprach dazwischen:

„Sie werden doch nicht behaupten wollen, daß Sie nicht genau wissen, worum es geht: Betriebsräte, die nicht nach der Unternehmerrpeife tanzen, sind nicht gefragt.“

Der Betriebsleiter gab sich entrüstet: Von solchen Sachen müsse er sich distanzieren, es gehe nur um den Arbeitsplatz.

„Wo ist da der Unterschied?“ fragte sie, ob ihn der Seniorchef denn nur als unwissendes Werkzeug benütze?

Der Betriebsleiter ging mit der Manier des Seniorchefs darüber hinweg und beteuerte, er habe sich vergeblich bemüht, an anderer Stelle des Betriebes einen Arbeitsplatz für Inge zu finden.

„Niemand will mit Ihnen zusammenarbeiten!“

Der Gewerkschaftssekretär lachte laut und fragte:

„Woher, glauben Sie, hat die Kollegin ihr Mandat und das Vertrauen als Betriebsrat?“

„Ja, ich bin durch die Abteilungen . . .“

„Das können wir doch gleich noch einmal tun. Was halten Sie davon?“

Als die Frauen der Montageabteilung später davon hörten, meinten sie:

„Das ist eine Unverschämtheit. Der soll nur zu uns kommen. Sie ist die einzige, die sich um uns kümmert!“

Der Betriebsleiter fuhr fort:

„Ich könnte Ihnen einen gewerblichen Arbeitsplatz anbieten. Die Firma ist ja großzügig und würde Ihnen Ihr Gehalt trotzdem weiter bezahlen.“

Inge wollte wissen, was da alles abgekartet war:

„Jetzt reden Sie nicht darum herum: Welche Arbeit ist das?“

„Das wäre an der Ultrawaschanlage und Vesper holen.“

Der Gewerkschaftssekretär wurde scharf:

„Was Sie sich da alles so ausgedacht haben! Sagen Sie jetzt klipp und klar: Haben Sie für die Kollegin einen Arbeitsplatz als Angestellte? Wenn nicht, geht sie jetzt bei voller Bezahlung heim.“

Der Betriebsleiter war zunächst zufrieden, ohne es sich anmerken zu lassen, und fragte den Betriebsratsvorsitzenden:

„Hast Du einen Platz?“

Der hob nur die Schultern, brachte maulfaul ein „ich wüßt' nicht“ hervor und schüttelte den Kopf.

„Dann muß ich Sie bis auf weiteres beurlauben. Bitte unternehmen Sie keine Schritte beim Arbeitsgericht. Sie sind nur beurlaubt.“

In den folgenden vierzehn Tagen riefen bei Inge mehrere Kolleginnen an. Alle sagten in ihrer Vielfalt das Eine.

„Wir haben gewußt, daß das so kommt, weil Du Dich für uns eingesetzt hast. Laß Dich nicht einseifen. Wir brauchen Dich.“

Sie verabredeten sich mit Inge während einer Mittagspause auf dem Gehsteig vor dem Fabrikator. Dabei bedachten sie nicht, daß Inge das Betreten des Betriebes nicht verboten werden durfte, hätte nur eine der Kolleginnen von ihr als Betriebsrat etwas gewollt.

Die ehemalige Chefsekretärin, die ein halbes Jahr zuvor gekündigt hatte, meldete sich bald darauf bei Inge am Telefon. „Stinkfein eingefädelt“, dachte Inge, auf alles gefaßt. Keine drei Worte hatten sie miteinander gesprochen, solange sie gemeinsam in der Firma waren.

„Ach guten Tag“, sagte die jetzt, „ich habe von Ihrem Mißgeschick gehört. Ich habe für Sie eine Stelle. Sie können hier sofort als Werkstattschreiberin anfangen. Das Gehalt ist etwas höher als bisher. Auch sonst ist es ein sehr sozialer Betrieb...“

„Erstens“, erwiderte Inge, „lasse ich mich nicht aus der Firma werfen, auch nicht mit so einem Trick. Daß Sie sich für so eine faule Sache vorspannen lassen, ist nicht gut. Woher wollen Sie wissen, ob mein Gehalt bei Ihrer neuen Firma dann am Ende nicht vom Alten für ein paar Wochen oder Monate angewiesen wird, und dann findet sich bei Ihnen schon ein Grund, mich los zu werden? Warum sollte ich als Betriebsrat meinen Kündigungsschutz aufgeben? Oder wäre das vielleicht für jemanden besonders lukrativ? Sie begreifen doch: Es handelt sich gar nicht um ein Mißgeschick.“

Dann legte sie auf.

Weitere acht Tage später rief der Betriebsleiter bei ihr an: Ob er sich nicht einmal privat mit ihr unterhalten könne. Er möchte es aber nicht in der Firma tun, es wisse auch sonst kein Mensch. Inge sagte zu.

Er holte sie an einem frühen Nachmittag ab und fuhr mit ihr in ein Café.

„Sie sehen gar nicht gut aus“, stellt er fest. Es stimmte: Sie hatte Schmerzen, vermutete eine Bauchspeicheldrüsenentzündung, die sie weiter und weiter verschleppte.

Später erzählte sie von ihrem Vater, der bis 1945 durch verschiedene Konzentrationslager gegangen und überlebt hatte, aber bald verstorben war, erzählte von den Auswirkungen auf ihre Kindheit, aber auch von den Konsequenzen, die sie daraus zog, zum Beispiel bewußt die Funktion eines Betriebsrates auszuüben.

Der Betriebsleiter gab sich jovial. Der Vater seiner Frau sei auch im KZ gewesen, er selbst habe seine letzte Stelle ähnlich wie sie verlassen müssen, nur sei es für ihn bitterer gewesen, weil er damit gleichzeitig eine Betriebswohnung verloren habe...

Munter plauderte er weiter: Er kenne manchen Betriebsratsvorsitzenden und habe viele Freunde, er könne sie jederzeit unterbringen.

„Wozu das alles? Ich habe meinen Arbeitsplatz.“

„Da hätte ich aber mehr Stolz. Wenn mich eine Firma nicht mehr haben möchte, würde ich freiwillig gehen.“

„Man kann auch einen falschen Stolz haben. Mich haben meine Kollegen gewählt. Ich habe mich verpflichtet, sie in den drei Jahren zu vertreten.“

„Es kommt doch auf ein paar Mark nicht an, vielleicht kann man sogar über eine Abfindung sprechen“, redete er weiter. Sie blieb hellhörig, ließ sich auf nichts ein. Am Ende bat er, sie möge nichts und zu niemandem von diesem Gespräch erzählen, es sei völlig privat. Den Kassenzettel legte er sorgfältig in seine Brieftasche. Sie war sicher: Dieser Beleg würde mit dem Vermerk „Gespräch mit Frau X“ zu seiner nächsten Spesenabrechnung gehören.

Noch in derselben Woche erhielt Inge eine Aufforderung der Firma, sich am darauffolgenden Montag als gewerbliche Arbeitnehmerin, wie es wörtlich hieß, einzufinden.

Sie übergab den Brief der Rechtsschutzstelle des DGB, die einen Arbeitsplatz für sie als Angestellte verlangte.

Kurz darauf kam der nächste Brief: „Sie sei schon etliche Wochen beurlaubt und durch die Zahlungen der Firma in den vollen Genuß ihres Gehaltes gekommen. Damit müsse ein Ende sein. Man mache ihr das großzügige Angebot, zweitausend Mark als Abstandssumme zu zahlen.“ Die Annahmeerklärung dazu lag bei. Sie brauchte sie nur unterschreiben und zurückschicken.

Die Rechtsschutzstelle des DGB, der sie den Brief wieder übergab, erinnerte die Firma, daß der DGB Rechtsbeistand sei und in dieser Eigenschaft die Verhand-

lungen aufgenommen habe. Weitere Schreiben der Firma an die Mandantin seien zwecklos.

Der Personalchef rief den DGB-Rechtsstellenleiter an:

„Bitte möchten Sie zu mir in die Firma kommen.“

„Ich stehe Ihnen hier in der Rechtsabteilung zur Verfügung“, war die lakonische Antwort.

Der Personalchef, einer der beiden Junioren, nahm den Gang auf sich. Er wiederholte, daß die Firma nichts rückgängig machen werde. Ihn berührte aber die Frage, warum Inge das Geld nicht angenommen habe, ob sie denn so viel habe? „Wenn Ihre Firma innerhalb von vier Tagen nicht den Bescheid gibt, das Arbeitsverhältnis ordnungsgemäß fortzusetzen, ist die Wartefrist abgelaufen. Wir werden dann beim Arbeitsgericht Klage erheben.“

Der Personalchef zögerte:

„Gibt es denn gar keine Möglichkeit . . .“ Dann rückte er heraus: „Fünftausend!“ Er sagte das wie auf einer Auktion. „Wir bieten fünftausend Mark“, wiederholte er und beeindruckte damit doch nur sich selbst.

„Gott. Fünftausend. Wissen Sie, in Ihren Kreisen wird ein guter Betriebsrat von Mittelbetrieben wie dem Ihren mit mindestens Zehn- bis Zwölftausend veranschlagt, ach was sage ich: gehandelt. Wirklich.“

„Ist ja Wahnsinn!“ zeternte der Junior, „wir werfen unser Geld doch nicht zum Fenster hinaus!“ Er bemerkte gar nicht den Spott.

„Nein. Kommt ja gar nicht infrage. Vielleicht daß wir noch etwas hinaufgehen, vielleicht Achttausend . . . Nein. Das kann ich nicht machen.“

„Ja“, meinte der Rechtsstellenleiter, „wenn Sie das Geld nicht flüssig haben, die Bank für Gemeinwirtschaft würde Ihnen sicher einen Kredit gewähren . . .“

Aber der Junior stöhnte nur noch:

„Dieses Weib. Dieses schreckliche Weib. Ich werde mit meinem Vater sprechen . . .“

Termingerecht kam der Anruf mit der Zusage, das Arbeitsverhältnis mit Inge fortzusetzen.

„Ist notiert.“

„Aber das kann ich Ihnen gleich prophezeien: Nach einem halben Jahr spätestens haben wir sie hinausgeschmissen.“

„Notiert“, sagte der Rechtsstellenleiter gelassen, während es im Hörer knackte. Über sein Gesicht ging ein schalkhaftes Schmunzeln, das sich zwei Jahre später, als er Inge bei einer Protestdemonstration gegen eine neofaschistische Veranstaltung traf, wiederholte.

Der Freitag

Als ich am Freitagmorgen in die Klinik kam, hatte ich schon ein Schlafdefizit. In unserer Dienstgruppe machen zwei Kollegen Urlaub. Deshalb ist der 2. Dienst seit drei Wochen auf drei Leute zusammengeschrumpft, die jede dritte Nacht Dienst machen müssen. Fröhlich sieht schon etwas blaß aus, und Schneider trinkt viel Milch wegen seines Magengeschwürs. Aber für jeden von uns heißt die Parole: durchhalten, immer weitermachen, nur ja keine Schwäche zeigen, denn jeder will gern in den 1. Dienst aufrücken, der nicht ganz so anstrengend ist.

Vor der Unfallambulanz startete gerade einer der grellroten Unfallwagen, hatte wahrscheinlich einen Unfallverletzten abgeliefert. Im Vorbeigehen nahm ich dem Pförtner meine Zeitung aus der Hand und überflog die Schlagzeilen: „Nato aktiviert die Ostpolitik — keine Liberalisierung in Athen“.

Der Kaffee im Kasino schmeckt wieder nach Spülwasser. Die verschlafenen Gesichter der aus dem Nachtdienst kommenden Ärzte, einige Krankenschwestern mit ihren Schachtelhäubchen. Auf der Brosche der Heilige Geist in Gestalt einer feurigen Zunge und die Schrift: „ora et labora“.

Ich fuhr mit dem Lift auf meine Station, die 50, Chirurgie Männer, und hatte bis zur Besprechung gerade noch zehn Minuten, um die Morgenvisite durchzuführen. Die Stationschwester wußte genau Bescheid und machte mich auf zwei notwendige Entscheidungen aufmerksam. Ich besprach mit ihr die Anordnungen, während die Medizinalassistenten Spritzen machten und Infusionsflaschen anhängten, klemmte mir zwei Röntgentüten unter den Arm und eilte in die Röntgenbesprechung.

In dem kleinen verdunkelten Raum war das allmorgendliche Gezänk zwischen dem Röntgenprofessor und unserem Chef schon im Gange. Der Röntgenarzt, ein schlagfertiger Anhänger des abendländisch-humanistischen Bildungsideals, pflegt voll guter Laune auch das wissenschaftlich Reizvolle an einem Krankheitsrätsel hervorzuklauben und von allen Seiten zu betrachten. Unser Chef, dynamischer, humorloser Pragmatiker, hat für das, was nicht unmittelbar der Problemlösung dient, keine Zeit und kein Verständnis. Prof. Passauer, von Röntgen-Schmitz auf einen neu erschienenen Roman angesprochen, bekannte voller Stolz vor seinen Assistenten, er habe seit Jahren kein außermedizinisches Buch mehr gelesen.

Vorn wurden die Röntgenbilder schon wieder zusammengeraumt.

Einige Minuten vor acht Uhr standen wir im Waschraum und wuschen uns für eine Magenoperation. Ich suchte mir eine weiche Bürste und nahm wenig Desin-

fektionsmittel, damit die Hauteinrisse vom Knüpfen der Fäden an den Fingerbeugefalten nicht so brannten. Diese Fäden reißen beim Knüpfen durch die unversehrt bleibenden Gummihandschuhe hindurch die Finger auf, vor allem, wenn beim Operieren gehetzt wird. Das scharfe Desinfektionsmittel greift die durch sechs- bis achtmaliges tägliches Waschen aufgequollene Haut der Hände an. Mehrere Assistenten haben allergische Hautentzündungen und können das Antisepticum nicht mehr vertragen.

Fünfundzwanzig Eingriffe sollten an diesem Vormittag in den sechs Operationsälen gemacht werden. An jedem Tisch arbeiteten drei Chirurgen, ein Narkosearzt, ein Operationspfleger, ein Anästhesiepfleger, eine Operationsschwester und ihre Assistentin, der „Springer“.

Gegen Mittag assistierte ich Prof. Passauer bei einer Privatpatientin mit einem Gallenleiden. Prof. Passauer kam erst herein, als wir den Bauch schon eröffnet und die steingefüllte Gallenblase übersichtlich freigelegt hatten. Während er eilig die Gallenblase entfernte, langweilte er uns mit seinem üblichen Geschwätz über „Teamarbeit“, wie er sie sich vorstellt. Als er nach zehn Minuten wieder verschwand, durchsuchten wir den Bauch noch nach weiteren Veränderungen, legten eine Drainage in die Wunde ein und verschlossen die Bauchdecke mit vier Nahtschichten. Während wir zunähten, flüsterte mir die Operationsschwester zu, Passauer habe sich von unserer Arbeit noch zwei Hochhäuser hingestellt.

Kurz darauf hörte man im Vorbereitungsraum Passauers Gebrüll, der sich beklagte, daß die Gallensteine — er liebte es, sie seinen Patienten in einem Schächtelchen zu übergeben — wieder einmal mit der Gallenblase in die Pathologie gebracht worden waren. „Lauter schwachsinnige Mitarbeiter“, schrie er, „wo ich hinfasse, bleibe ich kleben“.

Den ganzen Freitagnachmittag nahm die Chefvisite in Anspruch, bei der die fünfunddreißig Ärzte der chirurgischen Klinik über die zehn Stationen jagten. Ausgespart wird nur die Privatstation. Dort lagen gerade zwei blaublütige Patienten, ein Bankier, ein Großindustrieller, ein prominenter Kommunalpolitiker und einige Privatversicherte, die es sich im Grunde nicht leisten konnten.

Um die Stationen auf die Chefvisite vorzubereiten, braucht die Belegschaft ungefähr einen halben Tag: Röntgenbilder zusammensuchen, ordnen und am Fuße der Betten auslegen, Krankenkurven austeilen, die Untersuchungsunterlagen in den Krankenblättern bereithalten, die Station „auf Vordermann“ bringen, Betten frischmachen, alles rechtwinklig zurechtstopfen, die alten Leute und Schwerkranken tiptop säubern und proper frisieren. Schwestern und Ärzte schwirren aufgeschreckt umher, damit die Station nur ja bei der Visite keine Schwächen zeigt und keinen Verweis bekommt. Die Furcht vor dem unangenehmen Auffallen ist so groß, daß gelegentlich kritische Krankheitsfälle sorgfältig kaschiert, frühere Fehler verschleiert werden. Auf den Fieberkurven wird herumradiert, unsaubere Stellen werden überklebt.

Die mit ungeheurer Zeitverschwendung verbundene Chefvisite steht in einem

merkwürdigen Gegensatz zu der allgemeinen Zeitnot, Personalknappheit und Überbeanspruchung. Während des halben Tages, die sie in Anspruch nimmt, stehen Schwestern, Pfleger, Studenten, Medizinalassistenten und die nicht unmittelbar an der Patientenvorstellung beteiligten Ärzte teils verängstigt, teils gelangweilt in einem Zustand nervöser Spannung untätig umher, von einem Bein auf das andere wechselnd, Witze reißend, sich weit fort wünschend, während der große Meister, flankiert von seinen Oberärzten, von einem Zimmer ins nächste rast.

In meiner früheren Assistentenzeit hatte ich einen Stationsarzt zum Lehrer, der die allgemein bei der Visite üblichen Täuschungsmanöver in schöpferischer Weise fortentwickelte. Wenn wir vor der Visite unsere vierzig Kranken überprüften und vielleicht bei fünf von ihnen ein Stolpern des Chefarztes einkalkuliert werden mußte, so wurden diese fünf in der Zeit vor der Visite besonders sorgfältig überprüft und ihre Betten so hergerichtet, daß nirgendwo etwas auszusetzen gewesen wäre. Dann suchte sich der Stationsarzt drei oder vier Leute heraus, denen es gut ging, deren Heilverlauf der Regel folgte, deren Behandlung über jeden Zweifel erhaben war. Diese wurden zu Problemfällen aufgetakelt, indem der Stationsarzt bei der Visite an ihrem Bette zögerte, eine düstere Miene aufsetzte und herumstotterte, so daß der Chefarzt mißtrauisch stehen blieb und nach Schwächen in der Untersuchung und Behandlung zu fahnden begann. Nun schoß auf einen Wink des Stationsarztes die Stationsschwester mit bereitgehaltenem makellosen Krankenblatt herbei, der Chefarzt befragte und untersuchte den Kranken, der Stationsarzt stand recht unschuldig daneben und ließ vorbereitete bedeutsame Bemerkungen vom Stapel, während der Chefarzt sich von der Makellosigkeit des Vorgehens überzeugen und die Leistungen der Station anerkennen mußte. Wenn wir nach der Visite in die Stationsküche gingen, um mit den Schwestern eine von Patienten gespendete Torte anzuschneiden, pflegte unser Stationsarzt den Ritus abzuschließen, indem er sich grinsend bekreuzigte und sprach: „Darum, so die Bösen, meine Widersacher und Feinde, an mich wollen, mein Fleisch zu fressen, müssen sie anlaufen und fallen (Psalm 27,2)“.

Als ich die Station 50 mit Hilfe unserer routinierten Stationeuse Eva dem Chef vorgestellt hatte, zog ich mit dem Pulk der auf dem Stationsflur bleibenden Assistenten langsam hinter der Spitzengruppe her. Diese Spitzengruppe bestand aus dem Chefarzt, den fünf Oberärzten, den Ärzten der Station und drei bis vier unermüdbaren Strebern, denen die sich vordrängelnden Oberärzte auf die Füße traten. Verstehen konnte man von dem Gemurmel am Krankenbett ohnehin nichts. Die Kranken lauschten voller Unbehagen auf den lateinischen Medizinerjargon, versuchten ängstlich aus den Mienen der vordersten Weißbekleideten etwas über ihren Zustand zu lesen. Aber das verhindert ja schon die Regel „cave linguam“, hüte Deine Zunge in Gegenwart des Patienten, ganz besonders, wenn es sich um ein „caput piger“, einen „begriffsstutzigen Patienten“ handelt, von dem man annehmen muß, daß er einen „flatus in cerebro“, einen „Furz im

Gehirn“, d. h. falsche Vorstellungen von seiner Krankheit und Sonderwünsche hat. Wenn ein solcher Patient noch dazu eine sehr schwer zu beeinflussende Krankheit hat, so darf man ihn getrost als ein „ovum“, ein „Ei“ bezeichnen, das bald „luxiert“, verlegt werden muß. Sollte der schwierige Kranke jedoch nicht zu verlegen sein, weil die Nachbarabteilung wittert, daß er unheilbar ist, so bleibt als Ausweg nur noch die berühmte Behandlungsweise „ut aliquid fieri videatur“, damit der Kranke sieht, daß etwas geschieht, wenn ihm auch nicht mehr zu helfen ist.

Als die Visite vorüber war, luden mich die Schwestern in die Stationsküche zu einer Tasse Kaffee ein. Durchs Fenster sah man von oben auf den Innenhof des Krankenhauses. 18 Uhr, Feierabend — die Kollegen verließen die Klinik, ein Teil strebte, noch in Weiß, dem Personalhochhaus zu, andere, in Zivil, stiegen die Treppe zur Tiefgarage hinab. Nun begann der eigentliche Wochenenddienst.

Die erste Nacht

Bis zum Abendessen erledigte ich auf der Station noch Schreiarbeiten, die seit mehr als einer Woche liegengeblieben waren. Zwischendurch wurde ich mehrmals in die Ambulanz gerufen, um kleinere Verletzungen von Arbeitern aus den nahegelegenen Elektrobetrieben zu behandeln. Von Arbeitsschutzbestimmungen scheinen diese Firmen nicht viel zu halten. Die Patienten, zum größten Teil Gastarbeiter aus Italien, Spanien, Jugoslawien, Griechenland, der Türkei, haben meist vermeidbare Handverletzungen. Viele von ihnen sind Analphabeten — man macht sich nicht die Mühe, ihnen wenigstens ein paar Worte Deutsch beizubringen. Ich befragte zwei Italiener nach den Arbeitsbedingungen und stellte fest, daß man ihnen nur gerade die notwendigsten Anweisungen gab und sie dann im Akkord arbeiten ließ, ohne sie über die Gefahren am Arbeitsplatz aufzuklären. Sie kamen mit ölverdrehten, verletzten Händen, waren nicht einmal gegen Wundstarrkrampf geimpft. Ich sah sie alle, denn ich war als 2. Diensthabender für die Ambulanz verantwortlich.

An diesem Abend schaffte ich den Andrang nicht allein, holte den 3., 4. und 5. Diensthabenden zu Hilfe. Der 4. kümmerte sich um die Röntgenaufnahmen, der 3. beaufsichtigte den diensthabenden Pfleger beim Gipsen und der 5. assistierte mir bei der Behandlung eines Lehrlings, dessen in eine Kreissäge geratenen halb-abgetrennten linken Ringfinger wir wieder anhefteten. Unterdessen kamen noch neue Verletzte hinzu, so daß wir wie die Derwische rotierten, um mit dem Andrang fertig zu werden. Als zwischendurch der Oberarzt, Dr. Pirzel, auftauchte und wegen eines noch nicht ausgefüllten berufsgenossenschaftlichen Formulars herummeckerte, beachteten wir ihn erst gar nicht und beschmierten ihm dann, um ihn loszuwerden, wie aus Versehen seinen frischgestärkten weißen Kittel mit Jod und Gips. Als dann noch die Ambulanzschwester ihn höflich aufforderte, doch lieber mit Hand anzulegen, beklagte er sich über die Respektlosigkeit des

medizinischen Nachwuchses und stieß im Abgehen düstere Prophezeiungen aus: „Ihr werdet sehen — die Sozialisierung der Medizin kommt. Ich gehe dann in den Bayrischen Wald und mache eine Praxis auf.“

Inzwischen hatte der 1. Diensthabende bei einem Frischoperierten eine Nachblutung festgestellt. Daraufhin eilte der Oberarzt mit dem 5. und dem 1. in den Operationssaal, eröffnete erneut die Operationswunde und stillte die Nachblutung.

In dieser Nacht mußten noch drei Blinddarmoperationen gemacht werden, alle mit den gleichen Krankheitszeichen: Druckschmerz im rechten Unterbauch und Vermehrung der weißen Blutkörperchen.

Als das vorbei war, morgens gegen zwei Uhr, saßen wir in der Röntgenabteilung auf den Drehhockern, rauchten Zigaretten und warteten auf das Röntgenbild einer alten Frau, das noch im Entwickler war. Wie wir bei der Besichtigung des nach außen gedrehten Fußes schon vermutet hatten, handelte es sich um einen Schenkelhalsbruch. Auf den Normalstationen war aber kein Frauenbett mehr frei. Auf der Privatstation wurden zwei Betten für Montag zu erwartende Patientinnen freigehalten. In solchen Fragen entscheidet der Oberarzt: Die alte Frau wurde auf der überfüllten Frauenstation auf den Flur gestellt, wo schon zwei andere Frauen in ihren Betten lagen.

Auf dem Weg zum Dienstzimmer machte ich noch einen kleinen Kontrollgang über meine Station. Auf der 50 war alles ruhig. Ein Frischoperierter hatte eine bis zum Nabel hinauf prallgefüllte Blase — ein Katheder schaffte Erleichterung. Inzwischen war es drei Uhr morgens. Ich fuhr mit dem Lift in den neunten Stock, zog die weißen Klamotten aus und steckte mir im Bett noch eine Zigarette an. Während ich inhalierte und durch die Nase ausblies, fiel mir ein, wie der auch heute diensthabende Oberarzt mit der brennenden Zigarette im Bett eingeschlafen war und am anderen Morgen vergeblich versucht hatte, das angekohlte Kopfkissen verschwinden zu lassen. Bevor ich die Zigarette ausdrücken konnte, klingelte das Telefon: die Ambulanzschwester rief mich zu einem schweren Fall.

Der Sonabend

Gegen acht Uhr morgens weckte mich die Stationsschwester durch das Telefon. In meinem Tran ließ ich wieder einmal den Hörer fallen, von dem ein weiteres Stück Bakalit absprang. Ich legte den Hörer in die Gabel, zog weißes Hemd und weiße Hose an, nahm Wäsche und Rasierapparat unter den Arm und latschte barfüßig über den Flur. Im Duschraum war der Spiegel beschlagen. Einer hatte vor mir geduscht.

Auf der Station machte ich, noch nüchtern, die Visite, weil mir vorher der Kaffee doch nicht schmeckt. Dem Mann, der abends die Harnverhaltung gehabt hatte, ging es gut. Ausnahmsweise blieb ein wenig Zeit zur Unterhaltung mit den Patienten. Ein alter Patient, fast völlig taub, über dessen Krankheit wir bisher

nur vage Vermutungen ausgetauscht hatten, versuchte mir angestrengt etwas zu erklären, wollte seinen Bauch vorzeigen. Der Zeigefinger suchte eine Stelle links unterhalb des Nabels. Dort tastete ich eine schrägsenkrecht liegende walzenartige Verhärtung des Darms: eine Geschwulst des Dickdarms oder nur eine Kotsäule? Ich nahm mir vor, den Befund mehrmals zu überprüfen.

Nach dem Kaffee hatte ich zwei Stunden zu tun mit den Spritzen und den Tropfinfusionen. Dann zogen Stationsschwester Eva und ich mit dem Verbandswagen durch die Zimmer, kontrollierten und erneuerten die durchgefeuchteten und verschobenen Verbände. Aus einer zehn Tage alten Operationswunde am Bauch entleerte sich eine ganze Schale Eiter mit dem durchdringenden Geruch, der auf Colibakterien schließen läßt. Mehrmals wurde ich bei der Arbeit auf der Station unterbrochen durch Rufe in die Ambulanz, wo kleine Wunden zu versorgen waren und sich Knochenbrüche sammelten, die zum Röntgen geschickt werden mußten. Als die Arbeit auf der Station erledigt war, begann ich zum dritten Mal mit dem Diktat eines Arztbriefes: „Sehr geehrter Herr Kollege! Vielen Dank für die freundliche Überweisung Ihres Patienten . . .“. Scheiße, schon wieder die Ambulanz am Telefon. Im Gipsraum standen der 3. und der 4. und erwarteten mich zum Richten eines Unterarmbruches. Der Patient war schon in Narkose. Wir brachten den Röntgenschild in Sichtposition und zogen zu zweit an dem Arm, bis die Bruchenden gut aufeinander standen. Während wir den Arm hielten, legte der Krankenpfleger eine vorbereitete tropfende Gipslongette auf den Arm, die beim Festwickeln hart wurde. Ein anderer Patient hatte den gleichen Unterarmbruch und wurde genau so behandelt. Dann kümmerten wir uns um einige kleinere Hand- und Fußverletzungen, impften gegen Wundstarrkrampf und gingen schließlich gemeinsam ins Casino zum Essen. Im abwärts sinkenden Lift schimpfte der 3. auf die Gastarbeiter, die zu faul und zu dämlich wären, Deutsch zu lernen. Der 4. meinte, die Firmen könnten ja wenigstens einen Dolmetscher mitschicken, wenn sie schon zu geizig wären, einen Werksarzt einzustellen.

Im Casino reihten wir uns in die sonntäglich kurze Schlange der Selbstbediener ein und luden uns das Tablett voll. Hinter der Theke hantierten drei Jugoslawinnen in kurzen weißen Kitteln, die sehr gut Deutsch verstanden und flink Essen ausgaben. Überhaupt muß man sagen, daß in diesem Krankenhaus die Dreckarbeit fast ausschließlich von Ausländern gemacht wurde: einige Leute von der Putz- und Transportkolonne saßen in ihren verschossenen grauen Kitteln, die wie eine Zuchthäuserkluft wirken, gerade beim Essen und redeten in allen Zungen des Mittelmeers durcheinander.

Auf den Krankenstationen arbeiten dreißig südkoreanische Krankenschwestern, die kein „r“ sprechen können und von den Kranken wegen ihrer Aufmerksamkeit und Höflichkeit sehr gelobt werden. Nur auf Politik darfst Du sie nicht ansprechen, dann kriegen sie Kindergesichter und verstehen plötzlich überhaupt kein Deutsch mehr.

Wir schoben unsere Selbstbedienungstabletts über die Leistenschiene zur Kasse, zahlten und setzten uns ans Fenster. Kaum hatten wir uns „Guten Appetit“ gewünscht, da fing eines unserer Suchgeräte an zu piepsen. Jeder blickte mißtrauisch auf eins: der 3. mußte zum Telefon, kam zurück und meinte: „In der Ambulanz sitzen schon wieder acht Erwachsene und drei Kinder. Ich habe gesagt, daß wir in zehn Minuten kommen.“

Den ganzen Nachmittag schufteten wir ohne Pause bis um 17 Uhr. Dann war endlich die Ambulanz leer. Ich fuhr auf die Station 50, hängt meinen Kittel in der Stationsküche an den alten Eisschrank und legte die schmerzenden Beine hoch. „Die Erbschleicher kommen an“, sagte Schwester Ingrid, während sie uns den bitterstarken Kaffee in die klobigen Porzellantassen goß. Wegen des einsetzenden Besucherstroms mußten wir die Tür zum Flur schließen und saßen nun, sechs Schwestern, der Stationspfleger und ich, in der winzigen Stationsküche ziemlich eng aufeinander. Auf dem Tisch prangte eine Schwarzwälderkirchentorte, die eine heute morgen entlassene Patientin gestiftet hatte. So glücklich zog sie ab mit ihrem Koffer, zufrieden, weil ihre Operationswunde gut geheilt war. Wir, die die Torte essen, wissen, daß die Frau einen Magenkrebs hat, der nicht mehr operiert werden kann. Der Bauch wurde eröffnet, der Befund festgestellt, die Wunde wieder zugenäht.

Gegen Ende der Besuchszeit kam die Frau eines frischoperierten Patienten ins Arztzimmer, um sich nach dem Befinden ihres Mannes zu erkundigen. Sie fragte mich nach den Einzelheiten der Operation, nach der Aussicht auf Heilung. Sie erzählte, daß ihr Mann seit zehn Jahren immer wieder an Magengeschwüren gelitten hatte, bat, ihn ja nicht zu früh zu entlassen, weil er große Angst hätte, an seinen ihm verhassten Arbeitsplatz zurückzukehren. Ich hätte gern noch in Ruhe mit dieser Frau gesprochen, aber inzwischen piepste schon wieder das Suchgerät in meiner Manteltasche. Ich wählte die Telefonnummer der Suchzentrale, die mich dringend zur Frischoperiertenstation rief. Während wir dort gerade bei einem vor drei Tagen an der Schilddrüse Operierten, der zunehmend an Atemnot litt, einen Luftröhrenschnitt anlegten, wurde ein Mann gebracht, der stark aus der Speiseröhre blutete. Wir schoben eine Doppelballonsonde durch Nase, Rachen und Speiseröhre in seinen Magen, füllten die beiden Ballons mit Wasser und brachten so die Blutung erst einmal zum Stehen.

Die zweite Nacht

Im Laufe des Abends brachten uns Rettungsdienst und Polizei einen jungen Mann, der vergeblich versucht hatte, sich die Pulsadern aufzuschneiden, ein Mädchen, das eine Überdosis von Schlaftabletten eingenommen hatte und zwei Betrunkene, die sich gegenseitig die Gesichter zerschlagen hatten. Die Betrunkenen krakeelten in der Ambulanz, warfen eine Schüssel mit Desinfektionsmittel um.

Der eine erbrach sich über ein frischgerichtetes Instrumententischchen. Der andere strömte einen widerlichen Geruch aus, als habe er in die Hosen gemacht. Kaum hatten wir die beiden nach der Behandlung heimtransportieren lassen, als die Polizei die Beteiligten eines Verkehrsunfalles vorfuhr, deren Gesichter von der zersplitterten Windschutzscheibe zerschnitten waren. Der Leiter des Streifenwagens ärgerte sich, daß wir den Blutalkoholtest von der Einwilligung der Betroffenen abhängig machten. Um den Operationstisch, auf dem der am schwersten Verletzte lag, hatte sich, während ich mir eine Schürze umband, eine ganze Schar von Gaffern angesammelt: zwei Krankenträger, ein leichtverletzter Patient, der Polizist und der Pförtner. Der Narkosearzt schickte alle hinaus und leitete die Narkose ein. Sobald der Patient schlief, fingen wir an zu arbeiten. Gegen 22 Uhr war die Ambulanz endlich wieder leer. Eine Schwester vom Nachtdienst machte sauber und räumte auf. Wir gingen ins Kasino und holten uns Limonade aus dem Automaten, ließen das prickelnde Zeug in die trockene Kehle rinnen. Der 3. meinte, er würde jetzt das Suchgerät fallen lassen und den Telefonhörer aushängen, um ein paar Stunden schlafen zu können.

Auf dem Weg zum Lift passierten wir einen der frommen Sprüche, die auf allen Etagen den einzigen Wandschmuck bilden. Der 3. sagte, er wäre vor wenigen Tagen aus der Kirche ausgetreten. Sein Vater, praktischer Arzt in der Provinz, hätte ihn angefleht, es nicht der Mutter zu sagen und es nur nicht im Städtchen bekannt werden zu lassen. Wir unterhielten uns über das geplante Streikprogramm des Marburger Bundes, der Standesvertretung der angestellten Ärzte, und über die Gewerkschaft Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr. Der 4. zeigte mir voller Stolz seinen neuen ÖTV-Ausweis. Ich war überrascht, daß man als Arzt Mitglied der Gewerkschaft sein kann.

Ich ging meinen gewohnten Kontrollgang über die Station 50, rauchte im Stationszimmer eine Zigarette mit der Nachtschwester und fuhr dann mit dem Lift aufs Dienstzimmer. Das Bett war frisch bezogen. Durch das offenstehende Fenster sah ich beim Ausziehen die Lichter der drei Zufahrtsstraßen zum Krankenhaus. Ich schloß noch schnell den Wecker, der manchmal überraschend losrattert, in den Schrank ein. In dieser Nacht wurde ich noch zweimal geweckt: kurze Gänge auf die Privatstation zu einem unheilbar Kranken, der ein Mittel gegen die Schmerzen brauchte. Die besondere Atmosphäre auf der Privatstation tat ihre Wirkung auch nachts: die liebevollere Ausstattung, die Einteilung nur in Ein- und Zweibettzimmer, die Gepflegtheit und Sauberkeit. Vor einem der Zimmer saß in einem Lehnstuhl eine afrikanische Schildwache. Ich fragte die Nachtschwester, was das zu bedeuten hätte. Sie lächelte und sagte: „Dort liegt ein hoher Herr aus Arabien, der bei den Bürgern seines Landes nicht sehr beliebt ist und auch im Ausland eine Leibwache braucht.“ Ich erzählte der Schwester, was Herr Professor Dr. Hans Erhard Bock, Direktor der Medizinischen Universitätsklinik Tübingen, als Präsident des Deutschen Therapiekongresses 1970 in Karlsruhe zur Frage des Privatpatiententums gesagt hatte: „In der

empfindsamsten Zeit der Krankheit soll der Kranke das Recht haben, seinem Niveau und seinem Stil entsprechend gesunden oder sterben zu können.“

Der Sonntag

Sonntagmorgens pflegt es auch im Krankenhaus ruhig zuzugehen. Die Visiten auf den Stationen finden später statt und ohne die sonst übliche Hast. In den Stationsküchen trifft man Gruppen von Schwestern beim Frühstück. Der Kaffee ist tiefschwarz, stark und bitter. Ich holte mir schon vor dem Duschen eine frische weiße Garnitur aus dem Spind. Bis mittags war die Arbeit auf der Station erledigt: Spritzen, Tropfinfusionen, drei Blutübertragungen, Verbinden. Ich betastete erneut den Bauch jenes Mannes, der mich selbst auf die fragliche Stelle aufmerksam gemacht hatte. Kein Zweifel: die Walze war deutlich zu tasten, auch nachdem er gründlich abgeführt hatte. Entweder eine Geschwulst oder eine schwere Entzündung des Darms. Ich sagte ihm, daß wir morgen den Darm spiegeln würden.

Auf dem Weg zur Intensivstation hörte ich schon auf dem Gang ein charakteristisches Gebrüll aus der Gegend der automatischen Türschleuse am Operationsaal. Passauer beschimpfte die Schwestern der Intensivstation, weil der diensthabende Oberarzt noch nicht zur Stelle war. Passauer spazierte mäkelnd und brummelnd durch die Zimmer der Schwerkranken, traf eine wichtige Entscheidung bei einem Kranken mit Darmverschluss, beleidigte seine versammelten Mitarbeiter vor den ängstlich zuhörenden Kranken und verschwand, zufrieden mit der Beachtung, die er wieder einmal gefunden hatte.

Beim Mittagessen im fast leeren Casino saß ich mit der diensthabenden Operationsschwester am Tisch. Diese Schwester, deren Augenweiß die abgeklungene Gelbsucht noch ahnen ließ, war nach langer Krankheit in die Klinik zurückgekehrt. Passauer hatte sie beim hastigen Operieren einer Privatpatientin mit dem Skalpell in die Hand geschnitten. Die Patientin hatte keinen Steinverschluß der Gallenwege, sondern eine ansteckende Leberkrankheit gehabt. Die gleiche Patientin hatte später noch eine Stationschwester angesteckt, weil sie ohne jede Vorsichtsmaßregeln auf einer Normalstation untergebracht worden war. Das Krankenhaus hatte zwar eine besondere Isolierstation für solche Fälle. Dort aber lagen Privatpatientinnen des leitenden Arztes der Frauenklinik, Professor Esser. Niemand wußte so recht, wie diese Zweckentfremdung zustande gekommen war. Esser, ein Meister im Rationalisieren und ein Mann der Wissenschaft, befand sich ein Drittel des Jahres auf Kongressen in fernen Ländern oder auf seiner Farm in Afrika. Alljährlich kündigte er im Vorlesungsverzeichnis der Universität ein Colloquium über Geburtshilfe in den Tropen an, das gewöhnlich wegen Desinteresse der Studenten ausfiel. Auf Essers Privatstation durften die Medikamente im Zweifelsfalle nicht durch den Mund, sondern nur als Spritze in die Vene verabreicht werden, weil er jede Injektion in Rechnung stellen konnte. Wie

auch immer, er ist ein liebenswürdiger Gastgeber und ein faszinierender Erzähler, wenn er im Kreise von Mitarbeitern und Freunden seine einzigartigen Diapositive aus dem Schwarzen Erdteil vorführt.

Die verbitterte Operationsschwester erzählte mir gerade, daß die Berufsgenossenschaft ihre Gelbsucht nicht als Arbeitsunfall anerkennen wollte, als ihr Suchgerät zu piepsen begann. Ich folgte ihr in den Operationssaal. Wir wuschen uns und assistierten Oberarzt Pirzel bei der Operation des Darmverschlusses von der Intensivstation. Schon zu Beginn der Operation merkte ich, daß ich mich nicht mehr konzentrieren konnte, weil mir vor Müdigkeit die Augen zufielen. Nur die Notwendigkeit, Pirzel zu helfen, hielt mich wach. Der 4., der die 2. Assistenz machte, war ebenfalls kurz vor dem Einschlafen. Einmal stolperte er und hielt sich gerade noch an den beiden scharfen Haken fest, mit denen er die Bauchdecke aufhielt. Ich dachte daran, daß noch eine ganze Nacht und ein ganzer Tag vor uns lagen und hoffte, daß wir in dieser dritten Nacht nicht gestört werden würden.

Die dritte Nacht

Um 20 Uhr setzte ein Strom von ambulanten Behandlungsfällen ein, der bis lange nach Mitternacht anhielt: verletzte Automobilinsassen, die es auf der Heimfahrt aus dem Wochenende erwischt hatte. Wir hielten uns durch Kaffee wach, nähten und gipsten drauflos mit letzter Kraft, ohne noch viel nachdenken zu können. Bei einem komplizierten verschmutzten Beinbruch beschränkten wir uns auf eine Säuberung und Notbehandlung, legten den Mann ins Bett und verschoben das Weitere auf den nächsten Morgen. Nach einer Entspannungspause von einer halben Stunde mußten wir gegen Morgen eine dringend notwendige Blinddarmoperation machen. Als wir gerade fertig waren und, noch in grüner Operationskleidung, im Gipsraum eine Zigarette rauchten, wurde eine alte Frau gebracht, die ein Halsband aus flexiblen Metallgliedern trug. Sie erzählte, ein Handelsvertreter hätte es ihr verkauft, es wäre antimagnetisch und sichere den Stuhlgang. Das Amulett zeigte uns den Weg zu einer schweren Krankheit: bei der Untersuchung des Mastdarms mit dem Finger tasteten wir eine Geschwulst im kleinen Becken. Auf dem Röntgenbild sah man Luftsicheln unter beiden Zwerchfellen. Wir operierten sofort und fanden eine durchgebrochene Geschwulst und eine beginnende Bauchfellentzündung. Ein Stückchen Gewebe wurde für die Untersuchung unter dem Mikroskop entnommen, um noch zu klären, ob es sich um eine Entzündung oder um Krebs handelt. Wir legten, nach einer Drainage des Unterbauches, einen doppelläufigen künstlichen Ausgang an.

Der Montag

Gegen Morgen hatte ich einen Traum, der besonders klar war und den ich mir später, weil ich ihn so gut in Erinnerung hatte, aufschrieb: Ich bin auf einem Fest

auf einer Terrasse in einer dämmrigen Trümmerlandschaft. In einem der leeren Fensterbögen ist auf einer weißen Tafel das Datum des Tages angezeigt: 27. März. Über den Häuserruinen läuft flimmernd ein Buchstabenband mit unsinnigen Reklamesprüchen, die ständig wechseln. Einer lautet: „Greifen Sie nicht zu, bevor es wieder zu spät ist!“ In kleinen Gruppen bewegt sich auf der Terrasse eine Gesellschaft festlich gekleideter Menschen: junge Frauen, Kollegen, ein bekannter Künstler, prominente Persönlichkeiten unserer Stadt.

Diener eilen von Gruppe zu Gruppe, bieten auf kleinen Tablets Getränke in allen Farben des Regenbogens an. Während die Unterhaltung lebhafter wird, tragen sieben Köche eine riesige Tafel mit einem kalten Büffett herein, ein achter streut noch Gewürze auf und lenkt die sieben durch Kommandos. An den sieben Ecken glotzen Schweinsköpfe die zur Tafel drängelnden Gäste an, die sich schon schneller bewegen, die Ellenbogen benutzen und sich schimpfend die Speisen vom Munde reißen, um sie sich selbst hineinzustopfen. Bei den Schlingenden aber treten die Augen hervor, die Adamsäpfel der Männer hüpfen auf und ab, Saucen tropfen auf Kleider und Fräcke. Der rechte kleine Zeh juckt mich, ich streife einen Schuh ab und kratze mich zwischen den Zehen.

Als ich wieder aufblicke, signalisiert das Buchstabenband Sätze aus einer Sportreportage: „— kommt die Flanke — ist am Ball — legt ihn sich zurecht und — abseits-abseits-abseits“. Die Gäste wirbeln in sich beschleunigender Bewegung durcheinander, beginnen sich mit der Fülle der restlichen Speisen zu bewerfen, zu beschmieren. Neben noch hungrigen Kämpfenden sieht man neckend sich Jagende. Am Rande der Terrasse lehnen einzelne sich Erbrechende im Halbdunkel. Ein kleiner Wind trägt den Geruch von Speisen, Schweiß, Parfüm, Erbrochenem hinweg. Die Köche decken ab. Sieben Bademeister schleifen ein Schwimmbecken herein. Das überschwappende Wasser fließt in kleinen Bächen über die Terrasse. Die Gäste kleiden sich um. Ich prüfe die Temperatur des Wassers mit der Hand: eiskalt.

Das Telefon klingelte in meinen Traum hinein, der sofort verblaßte. Noch einige Minuten lag ich und lauschte in mich hinein auf die versunkenen Einzelheiten dieses Traums, stellte Vermutungen an, wie er sich wohl weiterentwickelt hätte. Es war die Stationsschwester, die mich, wie üblich, um 6.30 Uhr geweckt hatte. Unter der heißen Dusche schwankte ich ein wenig, unter dem kalten Strahl aber wurde ich mit zunehmenden Kopfschmerzen wach. Beim Frühstück kriegte ich außer einer Tasse Milchkaffee nichts herunter. Die Stationsschwester war auf meinen Zustand vorbereitet und hatte deshalb die Visite selbst gemacht. Ich brauchte mir nur noch einen Kranken anzusehen, der fieberte, und zwei Anordnungen zu treffen, wobei ich im Grunde die Vorentscheidung der erfahrenen Schwester bestätigte. In die Röntgenbesprechung schickte ich die Assistenten der Station mit unseren Röntgenbildern, um das unvermeidliche Gezänk der Professoren nicht anhören zu müssen. Im Operationsaal las ich den Operationsplan für heute: zwanzig Eingriffe in vier Sälen waren vorgesehen. Ich war als 1. Assistent

für vier Operationen eingeteilt, zog grüne Operationskleidung an, band mir die Maske um und begann, mich zu waschen. Im Waschraum wurde geflaxt, weil man durch die Glasscheibe im Narkosevorbereitungsraum eine unglaublich fette Patientin sah, die von vier Krankenpflegern aus dem Bett auf den Operationstisch geladen wurde.

Mit meinen Holzschuhen rutschte ich auf dem nassen Fußboden beinahe aus, als ich den Kittel aus der sterilen Kiste nahm, und mußte deshalb über mich lachen. Ich wunderte mich, daß ich gar nicht mehr müde war und über eine solche Kleinigkeit lachen müssen. Ich bemerkte, daß ich in einer unerklärlich gehobenen Stimmung war. Ich hätte tanzen und singen mögen. Mit der Schwester deckte ich die fettstüchtige Patientin mit grünen Tüchern ab, die mit spitzen Klemmen an der weichen desinfizierten Haut befestigt wurden. Dabei fiel mir ein Liedchen ein. Ich fing an zu summen: „Venus, Du und Dein Kind, seid alle beide blind, und pflegt auch zu verblenden, wer sich zu Euch tut wenden, wie ich hab schon erfahren, in meinen jungen Jahren.“ Das Gesicht der Schwester verzog sich unter der Maske, wobei das Tuch von der Nase rutschte. Ich sah, daß sie lächelte. An diesem Morgen ging mir die Arbeit leicht von der Hand. Ich merkte aber, daß es nur die Routine war, die ich noch beherrschte. Gegen Ende der letzten Operation, als an einem großen Blutgefäß überraschend eine starke Blutung einsetzte, brauchte ich länger als gewöhnlich, um die Blutung zu stillen.

Zum Mittagessen war es schon zu spät, als wir um drei Uhr aus dem Operationsaal kamen. Ich ging deshalb in den proktologischen Untersuchungsraum, ließ den alten Mann mit der walzenförmigen Geschwulst herunterbringen und führte eine Darmspiegelung bei ihm durch. Das untere Ende der Geschwulst ragte in das Darminnere vor, war gerade mit dem Untersuchungsrohr zu erreichen. Ich knipste mit einer Spezialzange ein kleines Stück Gewebe aus dem verdächtigsten Bereich der Geschwulst heraus, stillte die Blutung und schickte das Gewebe in Formalin gebettet in die Pathologie. Da ich ohnehin auf die Station wollte, fuhr ich den alten Mann in seinem Bett in den Lift und brachte ihn auf die 50. In der Stationsküche ließ ich mir eine Tasse Kaffee geben und steckte mir eine Zigarette an. Eine halbe Stunde saß ich unbeweglich auf dem Stuhl, starrte auf den Küchentisch und fühlte mich glücklich, daß ich mich nicht zu bewegen brauchte.

Die Schwestern scheuchten mich zur Nachmittagsvisite hoch. Wir zogen durch die acht Zimmer mit den dreißig Patienten, hörten, fragten, tasteten die Bäuche ab, wechselten die Verbände. Wir hatten nicht viel Zeit für die Fragen der Kranken. In meiner Erschöpfung bemühte ich mich, nichts Wichtiges zu übersehen. Um 17.30 Uhr sprach ich noch zwei dringliche Arztbriefe in die Diktatanlage. Um 18 Uhr holte mich Ursula mit dem Wagen an der Pforte ab.

Angelika Mechtel Monatsbilanz

Arbeit — nicht nur an der Schreibmaschine

Arbeitspensum im Monat September:

Das Buchmanuskript zum „Bericht über die Situation älterer Schriftsteller in der Bundesrepublik“ muß fertiggestellt werden.

Vom 9. bis 21. September sind die Dreharbeiten zum Feature über die alten Schriftsteller für den Südfunk Stuttgart, Fernsehen, angesetzt.

Bis zum 30. September muß ein Exposé für einen Fernsehfilm beim Bayerischen Rundfunk abgeliefert sein.

Außerdem: „Kleinarbeit“ und eine Preisverleihung.

Der Haushalt, bestehend aus 2 Kindern, 1 Ehemann und 5 Zimmern.

Die erste Septemberwoche ist angefüllt mit der Aufarbeitung liegengeliebener Manuskripte.

Das ist das Ende des Urlaubs.

Da ist Post zu beantworten, sind Telefonate zu führen. Zwei Rezensionen müssen endlich geschrieben werden. Der Verlagsvertrag zum „Bericht über die Situation älterer Schriftsteller“ sollte noch geschlossen werden, ehe der Lektor in Urlaub geht. Die Zeitschrift „Publikation“ muß redigiert werden. Ich schreibe ein Interview um, lese Korrekturen, stelle das „Verlagsregister“ zusammen.

Glücklicherweise sind beide Kinder noch in den Ferien. Wenn wir nur zu zweit sind, wird kein Haushalt geführt.

Gewöhnlich sieht mein Tag so aus:

6 Stunden Haushalt

6 Stunden Berufsarbeit, manchmal auch mehr.

Und dazwischen die Kinder, die immer irgendetwas wissen wollen. „Was ist der Polarstern?“

2. 9.:

Juryarbeit zum „Publikation-Förderpreis“. Ich bekomme Skrupel, wie weit bin ich überhaupt berechtigt, zu bewerten? Nachts um 23 Uhr habe ich die zehn „besten“ Arbeiten ausgewählt. Wir gehen runter, noch ein Bier trinken.

3. 9.:

Vormittags habe ich für „Publikation“ gearbeitet. Nachmittags kommt D. L. Wir machen ein Interview für den Bayerischen Rundfunk, Schulfunk. Was interessiert Schüler an einem Schriftsteller? Die Exotik? Für mich, sage ich, ist es ein Beruf, wie andere Berufe.

4. und 5. 9.:

Ich schreibe die beiden, längst fälligen, Rezensionen.

6. 9.:

W. hat Geburtstag. Das ändert nichts an unserem Arbeitspensum, und die Kinder kommen mit der Großmutter aus den Ferien zurück.

7. 9.:

Schulanfang für Anke. Obwohl sie jetzt in die 3. Klasse kommt, bittet sie mich, sie doch am ersten Schultag in die Schule zu bringen. Wir fahren um 1/2 8 mit der Straßenbahn nach Schwabing. Um 9 h sitze ich an der Schreibmaschine. Arbeite an den „Vorbemerkungen“ zum Buch. Bis 1. Oktober soll ich 180 Manuskriptseiten abliefern.

11.00 h: Einkaufen.

11.30 h: Mittagessen kochen

12.30 h: Mittagessen

13.00 h: Kaffee

Ab 14 h sitze ich wieder an der Schreibmaschine, bis 18 h. Dann müssen die Kinder schlafengelegt werden: essen, baden, noch ein bißchen spielen.

8. 9.:

Schulanfang für Silke. Gestern habe ich ihr noch eine Schultüte gekauft. Nachmittags fahren wir „aufs Land“. Das hat sich Silke so gewünscht. Es ist ja *ihr* erster Schultag.

9. 9.:

Die Dreharbeiten zum Featurefilm beginnen.

Morgens bringe ich die Kinder zur Schule. Sitze dann im Café „Europa“ bis 1/2 10. Versuche, in dieser Zeit Notizen zum Fernsehexposé zu machen. Um 10 h sind wir bei H., vier Leute vom Kamerateam und ich. Um 1/2 12 bin ich wieder zuhause.

Mittagessen.

Um 15.30 h werde ich zum nächsten Drehtermin abgeholt. Bis dahin sitze ich an der Schreibmaschine, arbeite am Buch. Um 19 h bin ich wieder zuhause.

Die Kinder werden zu Bett gebracht.

10. 9.:

Ich stehe um 5 h früh auf, um am Buch weiterzuarbeiten.

Um 7 h kommen die Kinder. Fahre sie zur Schule. Versuche wieder im Café am Exposé weiterzuarbeiten.

Um 10 h treffe ich mich mit dem Fernsehteam.

Mittagessen.

Arbeit am Buch.

16.00 h zweiter Drehtermin an diesem Tag.

19.00 h Zuhause.

Die Kinder werden zu Bett gebracht.

Da die Arbeit am Buch nicht so schnell voran geht, wie ich es erhofft habe, werde ich nervös und depressiv. Ich stehe unter permanentem Leistungsdruck.

11. 9.:

W. und ich fahren nach Nürnberg, zur Preisverleihung.

12. 9.:

Preisverleihung. Mittags machen wir uns so schnell wie möglich aus dem Staub. Wir haben E. K. mit Frau ins Auto geladen und fahren sie nach Haßfurt zu D. Dort treffen wir uns mit dem Kamerateam. E. K. gibt ein Interview. Gegen 17 h fahren wir nach Wunsiedel weiter.

13. 9.:

An der tschedischen Grenze bei einem Schriftsteller-Bauern. Dreharbeiten.

Mittags fahren wir quer durch den Bayerischen Wald weiter zu S. v. V. nach Burg Weissenstein. Dort haben wir gegen 18 h die Dreharbeiten beendet und fahren nach München zurück.

14. 9.:

Ich bin total erschöpft und krank: Grippe. Die kann ich mir momentan wirklich nicht leisten.

7.00 h — 8.00 h: Die Kinder zur Schule bringen.

8.00 h — 9.30 h: Arbeit am Exposé im Café „Europa“.

10.00 h: Dreharbeiten.

12.00 h: Mittagessen.

14.00 h — 15.30 h: Arbeit am Buch.

16.00 h: Dreharbeiten.

19.00 h: Zuhause.

Ich habe Fieber und kann kaum noch etwas essen.

15. 9.:

5.00 h morgens: Arbeit am Buch. Ich kann endlich die ersten 20 Seiten der „Vorbemerkungen“ fertigstellen und nun mit dem Abschreiben der Tonbandprotokolle beginnen, die ich von Januar bis Juli dieses Jahres zum Thema „ältere Schriftsteller in der BRD“ gemacht habe. Die Aufnahmequalität der Kassetten ist schlecht, das Abschreiben mühsam.

Kinder zur Schule bringen, Arbeit am Exposé.

10.00 h und 16.00 h: Fernsehaufnahmen.

Dazwischen: Arbeit im Haushalt und an der Schreibmaschine.

Abends Interview für den BR: Warum habe ich diesen Förderpreis des BDI angenommen? Verdammt nochmal, ich brauche das Geld. Man soll dieses System mit seinen eigenen Waffen schlagen. Ich lasse mich doch von einem Preis nicht korrumpieren.

16. 9.:

5.00 h: Arbeit am Buch.

Kinder zur Schule bringen.

Arbeit am Exposé.

10.00 h: Dreharbeiten.

14.00 h bis 15.00 h: Arbeit am Buch.

16.00 h: Dreharbeiten.

19.00 h: Zuhause.

Kinder zu Bett bringen.

17. 9.: wie 16. 9.

18. 9.: wie 17. 9.

19. 9.: Sonntag. Die Großmutter geht mit den Kindern aufs Oktoberfest. Ich arbeite Post auf.

Die Arbeit am Buch geht viel zu langsam voran. Ich werde den Termin nicht einhalten können. Die Beiträge der VS-Landesgruppen, die mir im Juli zugesagt wurden, treffen nicht ein. Ich muß wieder Briefe schreiben, Telefonate führen. „Meine“ Grippe ist immer noch hartnäckig.

20. 9.:

Letzter Drehtag für das Fernsehfeature.

Noch zehn Tage für das Exposé.

Noch zwölf Tage für das Buch.

21. 9.:

Ich habe mich für die Arbeit am Exposé entschieden.

Tagesablauf wie üblich:

6.30 h: Aufstehen.

7.30 h: Kinder zur Schule bringen.

8.30 h: Arbeit zuhause am Exposé.

9.30 h: Silke von der Schule abholen.

10.30 h: Arbeit zuhause am Exposé.

11.00 h: Einkaufen.

11.30 h: Mittagessen kochen.

12.30 h: Mittagessen

13.00 h: Kaffee

14.00 h: Arbeit am Exposé

18.00 h: Kinder zu Bett bringen

22. 9.:

Arbeit am Exposé.

Tagesablauf wie üblich.

Die Putzfrau ist da. Jede Woche einmal wird sie mit meiner perfekten Hilfslosigkeit gegenüber diesem Haushalt fertig. Zwischendurch trinken wir eine Tasse Kaffee, sprechen miteinander. Einmal sagt sie: „Es geht doch alles auf den Kleinen aus.“ Ich sage: „Die Kleinen dürfen sich das nicht gefallen lassen. Wenn sie sich alle zusammentun —“ „Es gibt immer welche, die nicht mitmachen“, sagt sie. Das Problem der Solidarität.

Aber das Wort Solidarität verwenden wir nicht.

Nachmittags: Arbeit am Exposé.

Abends spielen wir mit den Kindern das „Räuberspiel“.

23. 9.:

Arbeit am Exposé.

Abends habe ich die erste Fassung fertiggestellt. W. und ich diskutieren darüber. Er steht der Sache objektiver gegenüber.

24. 9.:

Ich beginne, das Exposé umzuarbeiten und in „Reinschrift“ zu bringen.

25. 9.:

Die Arbeit am Exposé wird abgeschlossen.

Dann schreibe ich weiter Tonbänder ab. Interviews mit alten Schriftstellern. Der Leistungsdruck, unter dem ich stehe, wird immer stärker. Ich gerate in eine depressive Panik.

26. 9.:

Vormittags: Arbeit am Buch.

Nachmittags: zum 65. Geburtstag des Schwiegervaters fahren wir alle nach Würzburg.

27. 9.:

In Würzburg.

28. 9.:

Rückfahrt nach München. Die Beiträge der VS-Landesgruppe zum Buch sind noch immer nicht vollständig eingetroffen. Ich schreibe weiter Tonbänder ab.

Sechs Stunden Hausarbeit.

Sechs Stunden Berufsarbeit, manchmal mehr.

Ich werde dem Lektor einen Brief schreiben, daß ich den Termin nicht einhalten kann. Ich brauche mehr Zeit und schicke ihm die ersten 60 Seiten.

Bilanz:

Jede Woche im Monat September war für mich durchschnittlich eine 90-Stunden-Woche.

Insgesamt habe ich etwa 360 Stunden gearbeitet, nicht nur an der Schreibmaschine.

Eingenommen habe ich im Monat September:

500,— DM Vorschußrate auf das Buch

1500,— DM Vorschußrate für den Featurefilm.

Und das war noch ein finanziell besonders günstig ausgestatteter Monat.

Unser gemeinsamer Jahresverdienst, das, was wir beide einnehmen, wird für 1971 bei etwa 20 000,— DM liegen, ein Monatsverdienst von 1666,66 DM. Davon lebt ein Vier-Personenhaushalt, in dem zwei Erwachsene berufstätig sind.

Martin Walser Strophen

Die hier abgedruckten Strophen stammen aus einem Büchlein, in dem der Autor seit einiger Zeit versucht, seine eigene Bewußtseinsentwicklung zur Sprache zu bringen und sie dadurch anschaulich und diskutierbar zu machen. Die Strophen tragen hier die gleichen Nummern wie in diesem Büchlein. Der Autor wählte aus den Strophen — bis jetzt sind es 68, es sollen etwa 100 werden — die aus, die ein Beitrag sein können zum Thema dieses Heftes.

Dichter-Lizenz:

- 9 Nur zu, Wut, Ekel, Verzweiflung, nur zu,
nur buchstabiert unsre Gemeinheit, und mit Genuß,
und so, daß man sieht: geborene Krüppel sind wir
und: das läßt sich nicht ändern.

Unter uns:

- 22 Mir ist, ich gesteh's, das Lachen noch nicht vergangen
so lang schon gehen wir gut essen und geben
unsere Verzweiflung bekannt, darum
ihr lieben Mitesser, Mahlzeit.

Korruption:

- 25 Ich kann mir nicht trauen, zu lang schon
lernte ich rechtfertigen, was mich bevorzugt.
Wer schlägt mir den andauernd nachwachsenden
Kopf andauernd ab?

Interview mit dem Dichter (1):

- 27 Wie lang willst du uns noch diesen Schrei
verkaufen aus deinem teuren Badezimmer,
deinen Aussatz, vor Spiegeln gezüchtet, deine
ausgezeichnete Verzweiflung?

Interview mit dem Dichter (2):

- 28 Möchtest du zuletzt lieber sagen: ich habe
die Verzweiflung gepflegt, oder: ich war dabei,
als man die Verträge anfocht und bessere
Bedingungen erkämpfte für alle.

Martin Walser: Strophen

Frage:

- 44 In wessen Dienst stehen Sie, Kollege,
jeden Samstag in der Zeitung? Immer
urteilen Sie nur in Ihrem Namen. Halten Sie
Ihre Meinung für die Ihre?

Begründung:

- 45 Mein Auftraggeber sei der, dem es schlechter geht.
Die Sprache hab ich von meiner Angst.
Mir fällt ein, was mir fehlt. Ich schreibe
nicht aus Übermut.

Form und Inhalt:

- 46 Es ist keine Kunst, wenigen verständlich
zu sein. Vielen verständlich zu sein, fordert Mut.
Was nicht auch ein anderer sagen könnte, sollte man
besser verschweigen.

Selbstkritik (2):

- 47 Mich trifft, zeichnet aus, ernennt,
mich rühmt der Börsenbericht, weil ich
Metaphern mache wie er, ganz dichte
Zäune aus Wörtern.

Risiko:

- 48 Unverständlich zu sein sich und anderen,
das schützt, du kannst bleiben wie du bist.
Wenn du dir aber und anderen verständlich wirst,
mußt du dich ändern.

An mich gerichtete Warnung:

- 49 An den Schrecken sich halten,
ohne den Schrecken aufzuschneiden,
macht den Schrecken mächtig,
du dienst ihm.

Theorie:

- 50 Schön blüht und ohne Zweifel rot die Tendenz:
dem Bestehenden ziehen wir das Bessere vor:
den Sozialismus, wie er im Buche steht:
schön und beweisbar.

Lernen:

- 51 Wir sind in schlechte Schulen gegangen, also
sind wir immer noch mit Verlernen beschäftigt.
Die Lehrer des Sozialismus müssen Lernende sein:
ewige Bücher gibt's nicht.

Praxis:

- 52 Wem es genügt, mit sich selbst übereinzustimmen,
hat uns nichts zu sagen. Wer dem Bestehenden wider-
spricht um der Tendenz willen, der widerspricht
auch sich selbst.

Noch mehr Praxis:

- 53 Wem bist du nützlich und wer nützt dir?
Von wem also lebst du? Weißt du also, warum
du den Mund nicht aufmachst, wenn Ausbeuter
Ausbeuter genannt werden müssen?

Solidarität:

- 54 Wenn nichts bleibt von deinen
Fähigkeiten, wenn du sie gebrauchen
willst für andere, dann sind es
Unfähigkeiten.

Rechte Kollegen:

- 55 Feindselig sind sie und süchtig danach, Grau-
samkeit hervorzubringen, ein jeder möchte der
Schrecklichste sein und andauernd rufen zum Selbstmord.
Das, Genossen, ist ein gutes Zeichen.

Arbeitsprogramm:

- 56 Voller Tendenz zeigen sich, wenn du sie aufschreibst,
deine Erfahrungen. Aufmerksam geworden, machst du
neue Erfahrungen, die du aufschreibst. Als dein Leser
entdeckst du deine Tendenz zum Sozialismus.

Steigerung der Fürwörter:

- 62 Nichts als ich. Als ich nichts. Mit dir mehr.
Aber ohne euch denke ich nicht.
Wie finde ich hin, daß beginnen kann, was
ohne uns nicht beginnt?

Falls Zweifel auftreten:

- 63 Daß ich in keiner Demokratie lebe, weiß ich.
Wie man eine Demokratie macht, weiß ich nicht.
Daß meine Arbeit mir gehören muß, weiß ich:
und deine gehört dir noch nicht.

Muß das sein:

- 68 Muß ich, Genossen, alle Bände Marx
lesen oder tut es die Hälfte? Viele
fürchten, sie müßten dann morgens rote Brötchen
essen. Zeigt ihnen weiße!

Friedrich Hitzer Literatur heute

Von der „toten“ Literatur zum „kranken“ Buch

Die im *kursbuch* vor zwei Jahren verbreitete Anzeige über den „Tod der Literatur“ war in so hohem literarischen Ton vorgetragen, daß die bürgerlichen Kulturredaktionen in Presse, Funk und Fernsehen ihr Publikum noch eine ganze Weile damit unterhalten konnten. So ernst der Anlaß schien — eine feierliche Beerdigung —, trauern wollte kaum einer unter den Wortführern des gehobenen Literaturbetriebs. Warum sollte man sich auch zu Konsequenzen genötigt sehen? Das System subventionierte noch genug geschlossene Anstalten für Gebildete, in denen man die eigene Ratlosigkeit wortreich und in einem für Massen ohnehin unverständlichen Radikalismus beteuern konnte. Selbstkritik blieb hier, wenn sie überhaupt vorkam, nach wie vor Deklamation — ‚wir können ja eh nichts ausrichten, also machen wir halt weiter, wie es sich ergibt‘.

Also machten die Herrschenden weiter, selbst dort wo sie klar nach rechts¹ steuern, weniger behindert als sie selbst angenommen hatten.

Inzwischen verbreiten nicht nur linksradikale Intellektuelle Alarmsignale, sondern auch die Buchhalter der traditionellen bürgerlichen Verlage: „Nicht mehr die verprellten Ästheten wetzen das Messer, damit der alte Schöngest Rotfront macht, sondern die Verlegerbilanzen präsentieren in der Spalte ‚schöne Literatur‘ gefährlich rote Zahlen und signalisieren, daß gegenüber dem Feuilletons- markt der Meinungen das Wirtschaftsmarketing der Macher bereits folgenreicher, also diskutabler geworden ist. Kurzum: die Verleger hierzulande werden sich eine bestimmte Sorte Literatur immer weniger leisten können — nicht aus ästhetisch-ideologischen, sondern aus wirtschaftlichen Gründen.“²

„Autor und Verleger“ Peter Härtling, der schon im September 1970 „sorgenvoll“ in die Zukunft blickte³, erläuterte in einem Vortrag — „Das kranke Buch“ — bei der Bayerischen Akademie der Schönen Künste zum Auftakt der Frankfurter Buchmesse 1971: „Warum sollte das, was für Persil gilt, nicht auch für die Produkte von Rowohlt, Molden, Droemer, S. Fischer gelten? Noch gibt es keine Marktforschung für das Buch. Sie wird es geben, und von da an wird der Markt noch stärker als zuvor in die Verlagsstuben dringen und die Programme bestimmen.“⁴ Härtling verschweigt uns, was er spätestens als Verleger des S. Fischer-Verlags hätte wissen müssen: Literatur für die Massen wird längst wie Persil an den Mann gebracht. Allerdings genügen den Großverlegern selbst die bestehenden Marktmechanismen nicht mehr. Die Kapazitäten sind gewach-

sen. Die Bewußtseinsfabriken werden sich ihrer systemerhaltenden und -stabilisierenden Funktion immer bewußter. (Nicolaus Neumann weist in seinem Beitrag — „Buchmacher oder Büchermacher“ — darauf hin, daß es sich bei der Buchproduktion nicht mehr nur um Profitmaximierung, sondern zugleich um gesellschaftspolitische Planung und ideologische Steuerung handelt.)

Was einen Härtling klagen läßt, ist die dumpfe Erkenntnis, daß die formalistische Ästhetik — in gewisser Hinsicht ein spontaner Planungsvorgang für die Produktion von Büchern ohne gesellschaftspolitischen Bezug — weitgehend abgewirtschaftet hat. Die Krise der bürgerlichen Eliteliteratur ist so offenkundig, daß selbst ihre besten Repräsentanten die vornehme Zurückhaltung der gebildeten schweigenden Minderheit aufgeben und sich öffentlich ausweinen. Keine Ästheten sondern Buchhalter, Marketing- und Sales-Promotion-Manager brauchen die Konzernspitzen. Ob dazu wohl die verfeinerten Antikommunisten aus dem „Geisterreich“ — wir werden hierzu noch Joachim Kaiser hören — der CIA-Nachkriegs-Intelligenzia instande sind? Peter Härtling war immerhin Chefredakteur der vom „Kongreß für die Freiheit der Kultur“ angeleiteten und finanzierten Zeitschrift *Der Monat*, vor dessen „Tod“ er noch rechtzeitig bei S. Fischer hatte Zuflucht nehmen können. Was wird er jetzt tun? Im übrigen meine ich natürlich nicht Härtling, sondern den Typus des Antikommunisten, der auf die Entwicklung der westdeutschen Nachkriegsliteratur nachhaltigen Einfluß nehmen konnte. Bezeichnend für die gegenwärtige Lage ist, daß etwa der CIA-Ideologe a. D. Härtling vom SS-Intellektuellen a. D. Hans-Egon Holthusen bei der Bayerischen Akademie feinsinnig vornehm — wie sich das gehört — verhöhnt wird: Härtlings Doppelleben bringe ja so eine Art „inneren Klassenkampf“ zum Ausdruck⁵, was nichts anderes heißt als — ‚eure feinen Tricks sind zu Ende, wir haben es immer schon gewußt, daß es so nicht lange geht — links blinken und rechts fahren!‘

Das „kranke“ Buch signalisiert aber nicht nur den Streit zwischen den verschiedenen antikomunistischen Strategien und Taktiken auf dem Gebiet der Kulturpolitik. Die Krise der bürgerlichen Kultur kommt offen zum Vorschein. „Wenn sich langsam die Einsicht durchsetzt, daß selbst bei der Produktion materieller Güter die Herrschaft eines für öffentliche Bedürfnisse blinden Profitgesetzes die Gesellschaft zugrunde richtet. Wieviel unmittelbarer trifft sie dann auf jenen heikleren Markt zu, auf dem ‚Tendenzen‘, auf dem ‚Bewußtsein‘ gehandelt wird — eben Literatur.“ Die Zeitung, die diesen Satz auf der ersten Seite ihrer Buchmessen Ausgabe '71 bringt — *Die Zeit* —, ist nicht dafür bekannt, daß sie das „Profitgesetz“ bekämpft (vielleicht das „blinde“ und nicht das „sehende“). Dieter E. Zimmer, der Autor dieser Zeilen, bespricht aber nicht dieses Gesetz, sondern den Bestseller, den er nicht mehr nur „für einen Makel an einem sonst wunderschön funktionierenden System“ hält. Der Bestseller sei das „hervorste-

¹ Vgl. Fernsehen, kürbiskern 3/71

² Jürgen Kolbe (Verlagslektor beim Münchner Hanser-Verlag), SZ vom 6./7. 2. 71

³ Konzentration im Verlagswesen, in: kürbiskern 3/71

⁴ SZ vom 9./10. 1971

⁵ SZ vom 30. 9. 1971

chendste Symptom einer Krankheit, deren Ursachen benennbar sind und die im Begriff ist, die Grundlagen unserer traditionell vom Buch bestimmten Kultur zu zerstören.“⁶ Welche Ursachen benennt Dieter E. Zimmer? Keine. Er weint. Schließlich führt auch die bedrohliche Überschrift — DIE DIKTATUR DER BESTSELLER — an den Ursachen vorbei, verwischt sie sogar, solange der Autor haarscharf an der Diktatur der Bestsellermacher vorbeiredet und solange er diese Symptome, wenn auch nur zweifelnd, nicht als Ausdruck eines Systems ansieht, das die Bedürfnisse der Menschen immer mehr vergewaltigt.

Es ist nicht neu, daß Krisen und Verfallserscheinungen des kapitalistischen Systems in der bürgerlichen Kritik als Krise des Menschen, des Buches, des Kinos, des Theaters, des Romans, der Lyrik — kurzum der Kultur schlechthin behandelt werden. Bürgerliche Ideologen „mystifizieren die Entfremdung des Menschen der bürgerlichen Gesellschaft, eine Erscheinung, die aufgrund der wissenschaftlich-technischen Revolution zunimmt, sie dehnen diese Erscheinung auf die gesamte Welt aus und verkünden, das sei die tragische Norm des Daseins unseres Zeitgenossen, ganz gleich unter welcher Flagge er lebe.“⁷

Angesichts des Hauptwiderspruchs unserer Epoche zwischen realem Sozialismus und Imperialismus reduziert sich diese Mystifikation auf den einen Nenner: Die Mängel im Kapitalismus sind Folgen der menschlichen Natur, die Mängel im Sozialismus Folgen des Systems, das die menschliche Natur übergehe. Freilich spielt sich diese auf den Kopf gestellte Welt im Bewußtsein vieler Menschen in so komplizierten Widersprüchen ab, daß Marxisten mehr leisten müssen, als auf ihre seit hundert Jahren bekannten wissenschaftlichen Erkenntnisse zu verweisen und im übrigen die Krämpfe kleinbürgerlicher Radikaler und bürgerlicher Mystifikatoren als lächerliches Schauspiel abzutun. Bürgerliche Literatur wird sich nicht von selbst erledigen, sie zu ignorieren, bedeutet, ein Feld der ideologischen Auseinandersetzung zu räumen. Ausbeutung und Entfremdung im staatsmonopolistischen Kapitalismus reichen so tief, schaffen so komplizierte Probleme, daß die Befreiung davon eine entscheidende Aufgabe sozialistischer Kulturtheorie und -praxis sein muß.

Was Hans-Magnus Enzensberger und Walter Boehlich — bei allen Fehlschlüssen und Widersprüchen — seinerzeit im *kursbuch* verkündet hatten, machte wenigstens eines ganz deutlich: So kann es mit der Literatur nicht weitergehen. Aber wie sollte es weitergehen?

Wir haben damals im *kürbiskern* begründet, daß Literatur und Kunst notwendig sind. Wir haben gegen die Koketterie polemisiert, sich ins Sterbebett zu legen und damit vor der Bourgeoisie zu kapitulieren. Was konnte sich denn die vor so viel Revolte unter Schülern und Studenten unruhig gewordene Bourgeoisie Beruhigenderes wünschen als jene „neuesten Stimmungen im Westen“

⁶ Alle Zitate: Dieter E. Zimmer, Die Diktatur der Bestseller, ZEIT vom 15. 10. 1971

⁷ Alexander Karaganow, in: Sowjetliteratur 10, 1971

(Martin Walser), wonach sich die Menschen erst selbst zu befreien hätten, bevor sie die Gesellschaft von den Ausbeutern befreien? Was konnte Nützlicheres geschehen, als die Propagierung einer pseudorevolutionären Subkultur, die nach der vermeintlichen Beerdigung von Literatur und Kunst zu einem Verhalten von Zynismus, Melancholie und Ekstase führen mußte?

Nicht zu übersehen sind die Spuren jener mit linksradikalen Phrasen geschmückten These — Revolution statt Literatur und Kunst. Hinsichtlich der Kriterien, mit denen wir Literatur messen, hat sich eine Unsicherheit ausgebreitet, die literarische Arbeit beeinträchtigt.

Unsere Erkenntnisse auf dem Gebiet soziologischer, medien- und kulturpolitischer Zusammenhänge sind den Kenntnissen und vor allem der Anwendung von Ästhetik voraus. Warum, wie und für wen wirken die Künste?

In einer Zeit, in der die Medien die Möglichkeiten sinnlicher Wahrnehmung permanent vergrößern, wächst die Bedeutung der Wissenschaft von der Formung des Menschen als Produktivkraft. Marx erkennt den arbeitenden Menschen als Hauptproduktivkraft. Wie aber sieht er diesen Menschen konkret? „Der Mensch eignet sich sein allseitiges Wesen auf eine allseitige Art an, also als ein totaler Mensch. Jedes seiner *menschlichen* Verhältnisse zur Welt, Sehen, Hören, Riechen, Schmecken, Fühlen, Denken, Anschauen, Empfinden, Wollen, Tätigsein, Lieben, kurz alle Organe seiner Individualität, wie die Organe, welche unmittelbar in ihrer Form als gemeinschaftliche Organe sind, sind in ihrem *gegenständlichen* Verhalten oder in ihrem *Verhalten zum Gegenstand* die Aneignung desselben...“⁸

Die soziologische Methode kann die ästhetische nicht ersetzen, die als Logik der Kunst auch nicht die gesellschaftlichen Zusammenhänge erklären kann. „Der Mensch formiert sich auch nach den Gesetzen der Schönheit.“⁹ Diese Einsicht läßt sich erfolgreich nur materialistisch und dialektisch umsetzen. Der Katzenjammer mit der idealistischen Ästhetik darf nicht Anlaß sein, die Ästhetik schlechthin abzuschaffen. Wir brauchen Ästhetik, um die künstlerische Aneignung der Wirklichkeit zu bestimmen und von der wissenschaftlichen zu unterscheiden.

Unter den Äußerungen über die „tote“ Literatur, das „kranke“ Buch und die „Diktatur der Bestseller“ finden wir nur spärliche Hinweise auf die Ästhetik der hier beschriebenen Literatur. Das hängt mit der Funktion der herrschenden Kritik zusammen.

Abdankung der bürgerlichen Kritik

Allein die Zahl der belletristischen Neuerscheinungen verlangt eine Auswahl. Auswahl setzt Kriterien voraus. Kriterien erfordern ständig den Vergleich mit

⁸ Marx/Engels, Über Kunst und Literatur, Berlin 1967, S. 117

⁹ ebenda, S. 116. Aus: Ökonomisch-philosophische Manuskripte. MEW, EB1.

der Praxis der Leser, der Schreiber, der Literatur und der Kritik. Kritiker haben eine Schlüsselfunktion im Informationsfluß vom geschriebenen zum gelesenen Wort.

Welchen Stellenwert die großbürgerliche Presse dieser Tätigkeit gibt, zeigt etwa das „Büchertagebuch“ 1971 der FAZ, das auf 304 Seiten eine Auswahl von 218 Rezensionen aus über 1500 Buchbesprechungen (Stand 31. Juli 1971) enthält. Diese Auswahl soll dem Leser eine „umfassende Unterrichtung“ sichern. Sie gibt sich als ein verbindliches Informationssystem und liefert zugleich einen Bewertungsraster mit. Ähnliches setzen sich die Redaktionen der gehobenen bürgerlichen Presse zum Ziel. Die Feuilletons für Akademiker in der *Zeit*, der *Süddeutschen Zeitung*, der *Frankfurter Rundschau*, der *Welt* werden zur Zeit der Buchauslieferungen so dick, daß sie in der Regel nur selektiv gelesen werden können. Äußerungen über das „kranke“ Buch sind in den Spalten dieser Zeitungen schlecht verhüllte Bekenntnisse einer Kritik, die für die Verleger immer weniger Leser und damit immer weniger Käufer der anspruchsvollen Belletristik sichern kann. Die Literatur für Wissende — jene „50 Leute, die ohnehin Freixemplare bekommen“ (Peter Härtling) — wurde unter anderem von einer Kritik „gemacht“, die versagt hat.

In einem Gespräch mit der DDR-Zeitschrift „Weimarer Beiträge“ deutet Hans-Magnus Enzensberger an, worum es hier geht: „Junge Leute, die so vor zehn Jahren von literarischen Neuerscheinungen gesprochen haben, sind eine ausgesprochene Seltenheit geworden, man spricht über die letzte Nummer von *Argument* oder *kürbiskern*.“¹⁰

Enzensberger verzichtet, vielleicht aus schelmischer Bescheidenheit, auf die Benennung des *kursbuch*. Sein Herausgeber, der noch vor zehn Jahren regelmäßig einen Anteil an literarischen Neuerscheinungen hatte, brachte mit dem *kursbuch* das Organ in Umlauf, das das Bedürfnis vieler dieser „jungen Leute“ artikuliert: eine radikale Ablehnung der herrschenden kulturellen Maßstäbe, ohne eine Alternative präzise zu benennen. Im Gegenteil: mit der Losung ‚Revolution statt Literatur‘ wurde eine falsche Alternative formuliert. Ursachen und Zusammenhänge dieser Revolte und ihres kleinbürgerlichen Charakters sind oft genug erörtert worden. Wer sind aber diese „jungen Leute“? Die Studierenden der höheren Schulen und Hochschulen, die vor zehn Jahren zu Lesungen von Enzensberger, Grass, Böll, Walser u. a. drängten, die kompliziertesten und kritischen poetischen Texte diskutierten, als wäre hier die höchste Form kritischen Denkens zum Vorschein gekommen.

Als nach und nach alle dieser Jugend angebotenen Ideale der Nachkriegszeit — die amerikanische Declaration of Independence und die „freiheitlich-demokratische Grundordnung“ — angesichts des Völkermords der USA in Vietnam, der Notstandsgesetzen usw. zusammenbrachen, hatte die Literatur nicht mehr

¹⁰ Weimarer Beiträge, 5/71, Interview mit H. M. Enzensberger, S. 93

viel zu bieten. Über die „skeptische“, „schweigende“, „unpolitische“ Generation — damit war immer die studierende Jugend gemeint — kam eine Welle der Politisierung, die alle Wertmaßstäbe bisheriger Kritik hinwegschwemmte und damit jegliches Interesse für schöngeistige Literatur.

Zum guten Ton des Gymnasiasten und Studenten der 50er Jahre gehörte das ästhetisch geprägte Naserüpfen über die roten Transparente, Fahnen und Agitationslosungen der DDR. Benn, Krolow, Eich, etwas Brecht — das war schon sehr links — die expressionistische „Menschheitsdämmerung“, Wolfgang Kayser und Emil Staigers Poetik boten so etwas wie ein Korsett fürs Denken, wofür sich der Positivismus der Soziologen schlecht eignete. Kalter Krieg, militanter Antikommunismus, das Verbot der FDJ und der KPD wurden in dieser sensiblen Geisteswelt gar nicht wahrgenommen. Der ästhetische Nachholbedarf war schon Politik genug. Es zählten Theaterpremieren, Filmclubs, Cocteau, Camus, Sartre, Hemingway, die „Kinder des Olymps“. Linke Gruppen nutzten dieses Interesse für Kunst. Zu dem Repertoire kamen Eisenstein, Pudowkin, Dowshenko und das Berliner Ensemble. Das Programm hieß: Kunst statt Politik. Als der Olymp auseinanderbarst, hieß es: Politik statt Kunst. Die Arbeiterklasse, die es bis dahin nur — und das war radikal — als Gegenstand von Kunst aber nicht als gesellschaftliche Kraft gegeben hatte, sollte nun von heute auf morgen die rote Fahne in die Hand nehmen und im Sturmschritt den Kapitalismus hinwegfegen, den man ja auch erst dann entdeckt hatte, als es keinen Olymp mehr gab.

Die roten Zahlen beim Verkauf gehobener Belletristik kommen vom Verlust der Leser aus Gymnasien und Universitäten: Der poetische Markt von gestern ist der politische Markt von heute.

Die Kritik, die in den 50er und bis Ende der 60er Jahre die literarischen Standards setzte, hörte buchstäblich mit einer Demonstration auf, ihr bis dahin gewohntes Selbstbewußtsein zu demonstrieren.

Als im Oktober 1967 der SDS vor der Pulvermühle in Franken die *Gruppe 47* zur Aktion herausforderte, gab es noch eine müde Reaktion von Seiten einiger Prominenter, die — wie Reinhard Baumgart — sich inzwischen vom linksradikalen Diskussionspartner zum Sozialdemokraten gemausert haben und alle Mitstreiter von damals, die nicht SPD-Realpolitik machen in bürgerlichen Zeitungen, natürlich von links, richten. Die *Gruppe 47* befand sich vor der Zusammenkunft in Franken in einem Prozeß der Polarisierung, der sich an denselben Vorgängen entzündet hatte — Vietnam, Notstandsgesetze, Neofaschismus —, die demokratischen und sozialistischen Studenten Anlaß zur Aktion waren. Nach der Demonstration vor der Pulvermühle fanden sich die Reste der *Gruppe 47* nicht mehr zu einer Sitzung zusammen.

Von Strauß bis Dufhues stimmte man darin überein, diese Gruppe führe sich auf wie die Reichsschrifttumkammer. Das geschah in einer Zeit, als der Neofaschismus seine Front neu ausrichtete. Die bis dahin unterm Ladentisch gehandelten, im Versandsystem verbreiteten faschistischen Broschüren und Bücher hatten

zwar genug Gift ausgelegt, es ging aber nun um die Wiedereroberung hoffähiger, öffentlicher Positionen.

Für die qualifizierte Nachkriegsliteratur der BRD ist es charakteristisch, daß sich kein Schriftsteller oder Kritiker von Rang bereitfand, offen für das spätkapitalistische System Stellung zu beziehen. Als völlig ausgeschlossen, geradezu skandalös, galt eine positive Stellungnahme für den Faschismus. Bis heute gibt es keinen Gotfried Benn oder Ernst Jünger, die „mit Niveau“ das ideologische Konglomerat des Faschismus anreichern würden. So gescheit sich Springers Elite in der Welt auch gibt, ihre Aggressivität ist (Habe, Schlamm, Zehm, Sander und Konsorten) pure Reaktion ohne den „Geist“, auf den ihre Vorläufer immer so großen Wert legten.

Die Verbreitung neonazistischer und nationalistischer Demagogie ist, gemessen an Auflagenhöhe und Einfluß auf breite Schichten der Bevölkerung, eine massenhafte. Feststeht aber auch, daß rechtsradikale literarische Intelligenz ästhetisch ganz und gar abgewirtschaftet hat. Das macht sie nicht weniger gefährlich als die Gescheiten vor 1933. Vor allem deshalb, weil die realistischen Bourgeois — die Liberalen und die rechten Sozialdemokraten — den Neofaschismus systematisch bagatellisieren.

Die ideologische Formierung des Imperialismus — Nährboden des Faschismus — wurde weniger durch geistreiche und gebildete Literaten von rechts begünstigt als durch eine zielstrebige Isolierung einer im Grunde progressiven literarischen Intelligenz von der Arbeiterklasse und damit vom Masseninteresse. Daran haben die führenden Kritiker und Organisatoren der Gruppe 47 entscheidend mitgewirkt.

Den Ausgangspunkt formulierte Hans-Werner Richter schon 1946: „Die Mechanik der ökonomischen Gesetzmäßigkeit, die das menschliche Sein bedingen und bestimmen soll und die einen so breiten Raum in den geistigen Auseinandersetzungen des vorigen Jahrhunderts einnahm, wird sekundär. Mag diese Mechanik in ihrer Gesetzmäßigkeit die ökonomische Entwicklung bis in das Chaos unserer Zeit vorgetrieben haben, in ihrer letzten Auswirkung atomisierte sie nicht nur den Menschen, sondern auch ihre eigene Gesetzmäßigkeit. Mit der Zerstörung der Dinge und in der Nivellierung des Menschen hob sie die Klassegegensätze auf, zermalmte sie ihre eigene ökonomische Basis und ließ den Menschen mit dem Menschen allein.“¹¹

Hans-Werner Richter wäre überschätzt, wenn wir sagten, er sprach vor, was die Vertreter der kritischen bürgerlichen Literatur der BRD praktizierten. Sie praktizierten das nur zum Teil. Jedenfalls sprach Richter Argumente vor und organisierte damit mit nicht geringem Erfolg die intellektuellen Nullpunktstimmungen der Jahre nach 1945. Mit viel mystischem Nebel artikulierte er das ästhetische und gesellschaftspolitische Engagement eines abstrakten Humanismus,

¹¹ Der Ruf, dtv 62, S. 32

der nur darauf hinauslief: es gibt keine Klassegegensätze, die Ökonomie hat keinen Einfluß auf die Gesellschaft, auf Kultur und Politik, der Mensch ist allein. Richter war natürlich nicht allein, wenn wir an Melvin Laskys Rede beim letzten gesamtdeutschen Schriftstellerkongreß denken (Berlin 1947) und dem Valentin Katajew antwortete: „Heute habe ich mit eigenen Augen einen lebendigen Kriegstreiber gesehen.“¹² Die Philosophie des CIA-Beauftragten Lasky entsprach der von Hans-Werner Richter. Nur konnte der Deutsche noch nicht so offen antisowjetisch auftreten wie der Amerikaner. Zu Richters Spiel gehörte die „unabhängige“ Kritik an allen Besatzungsmächten. Die Hauptsache war eine Art hohe Schule des Antikommunismus, die ihren Halt im Renegatenerlebnis fand.

Die auf der Tagesordnung stehende Erneuerung der Literatur fand in dem Programm der demokratischen, antifaschistischen Literatur bei breitesten Schichten der Bevölkerung der SBZ und späteren DDR ihre Verwirklichung. Lesen wir aber die Beiträge der führenden Kritiker im Westen durch, gibt es hier fast ausschließlich negative Positionen: der Mensch ist mit dem Menschen allein und so wie die Kommunisten das machen, geht es nicht. Natürlich waren alle für einen Sozialismus, im Ahlener CDU-Programm auch Adenauer, wie wir wissen. Für viele Literaten verschaffte die Kritik an negativen Erscheinungen der stalinschen Politik das Alibi, sich auf einen „dritten“ Weg zurückzuziehen. Sie blieben in negativer Parteilichkeit befangen, diskutierten in den höchsten geistigen Regionen, während die Bourgeoisie aus den Kellerlöchern kroch und nahezu ungestört mit der Verbreitung einer Literatur beginnen konnte, die wir heute als imperialistische Massenliteratur bezeichnen.

Was bei der Arbeiterklasse in den ersten Nachkriegsjahren in Ansätzen vorhanden war — die Ursachen des Imperialismus zu beseitigen —, sollte auf keinen Fall jene Intelligenz zum Bündnis verführen, die Intelligenz, die anklagte und einen Ausweg suchte und den sie nur an der Seite der Arbeiterklasse finden kann. Wie verführerisch war der Gedanke vom allgemeinen Chaos, von der menschlichen Tragödie. Wie leicht ließ es sich auf Klassenkampf verzichten, wo ja an der Katastrophe gleichermaßen alle schuld waren: Arbeiter und Großkapitalisten — kurzum Menschen.

Über zwanzig Jahre später — als der Monat starb — blieb es einem der Starkritiker der Gruppe 47, Joachim Kaiser, vorbehalten, in zynischer Unschuld, das Neutralisierungsprogramm dieser Intelligenz auszuapludern: „Als der Monat, mitfinanziert vom amerikanischen ‚Kongreß für die Freiheit der Kultur‘ — geschmackvoll wie der geschmackbestimmende Kaiser sich nunmal vorgenommen hat zu erscheinen, bekennt er sich sogar öffentlich zu diesem CIA-Unternehmen

¹² Beim Pen-Treffen 1971 in Portorosh übernahm Thilo Koch die Rolle Melvin Laskys, als er in seiner von ihm gewohnten zeitgeschichtlichen Fälschermethode die Existenz neonazistischer Literatur in der BRD leugnete und stattdessen die UdSSR angriff. Alexander Dymshitz sah sich deshalb zurecht zum Vergleich Kochs mit dem Kriegstreiber Lasky veranlaßt. Vgl. Literaturnaja Gaseta, No. 30, 21. Juli 1971.

— „von der Ford-Foundation, getragen vom durchaus optimistischen, anständigen Umerziehungsimpuls des damals so selbstsicheren Amerika (!), kurz nach dem Zweiten Weltkrieg — gleichsam im Schatten der Freiheitstatue — gegründet wurde, da mußte man ihn zwei Jahrzehnte lang lesen, beziehungsweise gelesen haben, wenn man als geistige Person existieren oder zumindest *mitreden* können wollte. Da erschienen große Arbeiten von Autoren internationalen Ranges, von Orwell und von Koestler und, und, und.“¹³ Also: man brauchte Renegaten zur Denunzierung der kommunistischen Parteien und der Sowjetunion; man brauchte das starke Amerika, um nicht „zumindest“ sondern überhaupt wieder mitreden zu können. Zweifel, ob Kaiser und Co. überhaupt wissen, was sie tun, für wen und gegen wen sie arbeiten, dürfte der Schluß des köstlichen Klageliedes über den „toten“ *Monat* wegwischen: „Und wie Axel Springer daran liegt, daß Hertha BSC die Beziehungen zwischen Westberlin und der Bundesrepublik viermal im Monat samstäglich erfolgreich demonstriert, so müßte Berlins Regierender Bürgermeister oder der dortige Kultursenator sich im letzten Augenblick noch überlegen, ob man nicht diese Stimme wieder zur Berliner Stimme machen sollte, daß der *Monat*, straff und vernünftig redigiert, wenigstens einmal im Monat weiter mitspricht in unserem deutschen Geister-Reich.“¹³

Hans Mayer überschrieb einen Aufsatz mit der Frage „Woran starb die Gruppe 47“, die er recht vage beantwortete: „Gescheitert ist die Gruppe 47 überdies an ihrer Auffassung von Kritik.“ Worin diese Auffassung bestand, läßt uns Mayer nicht wissen: „Nicht das Nebeneinander von Tagungsbesuchern mit divergierendem Geschmack, Textinteresse, Alter, Erfahrungsschatz erwies sich schließlich als steril, sondern ihre literarische Gemeinsamkeit: das eben, was sie als Gruppe 47 zusammenhielt.“

Als Mayer wieder zum Kapital zurückfindet, versagt er sogar in formaler Logik. Was bleibt, sind Tautologien: Die Gruppe 47 starb an der Gruppe 47, Literatur bleibt Literatur, Geschäft ist Geschäft: „Marktkundige Verleger ziehen sich aus dem schlechten literarischen Geschäft zurück, halten plötzlich nicht mehr arg viel vom einst so guten literarischen Ruf und machen das Geschäft lieber mit der Wissenschaft als mit der Literatur.“¹⁴ Abgesehen davon, daß das Geschäft mit der Belletristik weiterhin geht — mit 19,5 Prozent der Buchproduktion 1970 größter Einzelposten — ist hier weder bei der Literatur noch der Wissenschaft die Rede davon, um welche *Kriterien*, welche Inhalte es geht.

Bei aller im einzelnen zu würdigenden Differenzierung gibt es ein durchgehendes Motiv in der Ästhetik dieser in der BRD nahezu unangefochtenen Literaturkritik: der offene und verdeckte Kampf gegen jedweden Realismus, vor allem gegen den sozialistischen Realismus. Freilich sind die Wirkungen dieses Kampfes

vielfach gebrochen, viele Betroffene reagieren auch darauf, als hätte man in ihre Köpfe einen bedingten Reflex eingebaut. Ähnliches spielt sich auch in anderen kapitalistischen Ländern ab. Vergleiche mit der nordamerikanischen, englischen, französischen und italienischen Literatur zeigen jedoch, daß in der Bundesrepublik die literarische Entwicklung spezifisch politisch geprägt war: In keinem Land des staatsmonopolistischen Kapitalismus ist die Kluft zwischen gehobener und trivialer Literatur so tief wie in der BRD. Es hat nicht nur politische Gründe — ich meine die antideutschen Ressentiments nach den Verbrechen des Faschismus —, wenn auch namhafte Vertreter der westdeutschen Literatur sehr spät in andere Sprache übersetzt worden sind.¹⁵ In Gesprächen fällt hier immer wieder ein Name, der in der fortschrittlichen Literatur unseres Landes kaum eine Rolle gespielt hat: Erich Maria Remarque. Das kommt nicht von ungefähr. Remarque schrieb eine massenhaft wirksame Literatur, die zugleich progressive — antinationalistische und antimilitaristische Positionen vertrat. Man kann zugespitzt sagen, daß Ideen des Fortschritts, des Humanismus — und das gilt schon für allgemein demokratische Vorstellungen — einem Gebot der Entgegenständlichung, verschlüsselter Erhabenheit im Tonfall des amerikanischen Understatement zu folgen hatten, und sogar wider Willen zu einem reinen Geist des Fortschritts geronnen sind. Nur Eingeweihte begriffen das, während die Millionen von einer leicht verständlichen und unterhaltsamen Reaktion bedient wurden. Der Fortschritt versorgte den reinen Geist, die Reaktion die Sinne.

Nach dem Diktat der herrschenden Kritik setzte progressive Literatur den Verzicht aufs Erzählen voraus. Wer das tat, machte 19. Jahrhundert, war altmodisch wie die Russen. Wer Figuren in erkennbare gesellschaftliche und politische Zusammenhänge stellte, auch wenn diese von der Technik des inneren Monologs überfrachtet waren, galt als künstlerisch rückständig. Am Beispiel Heinrich Mann zeigt sich diese Funktion scheinbar objektiver formaler Kriterien besonders deutlich. Weil er einer der entschiedensten Gegner des Imperialismus geworden war, ist einer der revolutionärsten Sprachschöpfer auf dem Gebiet der Prosa — Heinrich Mann — bis heute in der Bundesrepublik ein Fremder geblieben. Auf diese Weise wurden nicht nur die Inhalte ausgetrieben, sondern auch die handwerklichen Fähigkeiten des Erzählens.

Die herrschende Kritik der Hans-Werner Richter, Joachim Kaiser, Horst Krüger, Marcel Reich-Ranicki, Hans Mayer, Ivan Nagel, Helmut Karasek und deren Nachplappler pflegen bis heute die Kunst des Antirealismus, den intellektualisierten Antikommunismus für Wenige. Diese Namen stehen für das Programm der Feuilletons in der anspruchsvollen bürgerlichen Presse, in deren Spalten die Freiheit der Unabhängigkeit an und für sich herrscht, die aber letztlich nicht anderes sind als Platzwächter für die Spieler bei der Bundesliga Litera-

¹³ SZ vom 21./22. 8. 71

¹⁴ Alle Zitate: SZ vom 21./22. 8. 71

¹⁵ Die sozialistischen Länder Europas klammere ich aus. Die Folgen der sozialistischen Revolution und Einflüsse der deutschen Kultur des 19. Jahrhunderts erfordern eine besondere Darstellung.

tur und Kritik. Sie achten darauf, daß alle Finessen des Spiels geboten werden und verweisen jeden erbarmungslos vom Platz, beziehungsweise nehmen ihn erst gar nicht auf, der die Spielregeln verletzt. Daß sich die Literatur dennoch entwickelte, auch gegen den Willen dieser Kritik, spricht für die Wirksamkeit der kulturellen Bedürfnisse, die auch durch Manipulation nicht zu zerstören sind, spricht für die Möglichkeiten und die Notwendigkeit des Realismus.

Über Realismus und Parteilichkeit

Gegen die Verfügung weniger Monopolisten über die Produktionsmittel aller Medien entwickelt sich eine breite Bewegung für Demokratisierung aller Kulturbranchen. Welche dominierende Rolle Schriftsteller hier einnehmen, erklärt das Gewicht der Autoren im VS bei der Organisation anderer Kulturproduzenten. Ohne die jeweilige Spezifik und das Neue aller Bild- und Tonmedien, ihres massenhaften Einflusses und ihrer Funktion in Frage zu stellen, bleibt die Sprache nach wie vor Grundelement, das biegsamste Instrument des Menschen zur Aneignung der Wirklichkeit, im Kampf mit der Natur, im Klassenkampf. „Die Wörter sind das Geld auf dem ideologischen Markt der Menschheit.“¹⁶

Die Erkenntnis, daß die Literatur der Wenigen im Zusammenhang mit dem Lesestoff der Vielen gesehen werden muß, ist gewachsen. Sie beherbergt Impulse für einen Lernprozeß von revolutionärer Sprengkraft. Klar ist, daß die Aufhebung dieses hier vorherrschenden Widerspruchs nur einhergeht mit dem Kampf um die Abschaffung des Bildungsprivilegs. Beides ist Teil des gesamten politischen Prozesses, Teil des Kampfes um Demokratie und Sozialismus.

Literatur hat aber die Möglichkeit, in den Erziehungsprozeß der Menschen einzugreifen, ohne darauf zu warten, bis sich die von qualifizierter Kultur und Bildung Ausgeschlossenen die bereits geschaffenen kulturellen Güter angeeignet haben.

Es geht um einen Prozeß, in dem wir uns bereits befinden, es geht um Probleme, die schon heute alle Aspekte künstlerischer Arbeit zu beachten haben.

Diese Arbeit ist nur zu begreifen, wenn wir von den vorhandenen Bedürfnissen der Schreibenden und der Lesenden ausgehen und sie mit den Möglichkeiten der Kunst verbinden: so wichtig Agitpropkunst ist, so notwendig die Förderung der Talente aus der Arbeiterklasse und die Darstellung des Themas Arbeitswelt sind, der Kampf um eine demokratische und sozialistische Kultur muß breiter, tiefer und differenzierter als bisher geführt werden.

Wie können Arbeiter gewonnen werden, Kultur nicht als etwas anzusehen, was sich oben abspielt, sondern was sie brauchen und mitbewegt zu kämpfen? Ganz bestimmt nicht, wenn nur ihr Leben und ihre Arbeit fotografiert werden. So wie sie täglich einem Gegner gegenüberstehen — zumeist ohne es zu durchschauen — wird der Arbeiter wenig dazulernen, wenn sich in der künstlerischen Darstel-

lung der soziale Widerspruch nicht wiederfinden, assoziieren läßt. Die Befreiung der Arbeiterklasse erfordert die Befreiung aller Institutionen, Gattungen, Empfindungen und Erkenntnisse. Die Befreiung der Menschen von Ausbeutung verlangt die Eroberung der Träume vom Glück, der Überwindung von Ängsten und Not als wirkliche und mögliche Erlebnisse. Macht erobern nicht Bücher und nicht die Künste, sondern Menschen, deren Denken und Handeln nicht blind und unfrei, sondern zielbewußt ausgerichtet sind. Wissenschaftliche und politische Erkenntnisse erhalten mehr menschliche Energie — Kampfkraft —, in dem Maß, wie sich Menschen die Wirklichkeit ästhetisch aneignen.

Woran liegt es, daß Millionen Menschen „imperialistische Massenkultur“ verschlingen, die bekanntlich einer herrschenden Minderheit nützt?

Unsere Zeitschrift hat eine Reihe von Untersuchungen über Massenkommunikation, Serienromane, Medienpolitik veröffentlicht. Diese Untersuchungen betreffen zumeist die äußeren Merkmale des Programmangebots. Geläufig ist auch die Bandbreite der Gattungen: Kriminal-, Heimat-, Frauen-, Arzt-, Sex-, Science Fiction-, Abenteuer-Romane. Die Form der Gattungen ist der perfektionierte Kolportageroman.

Geringe Beachtung fand bisher die Art der Aneignung von Wirklichkeit. Hier liegt meines Erachtens auch die Achillesferse des Monopolkapitals. Auch in der einfachsten und primitivsten Kolportage steckt ein Quantum menschliche Phantasie im Sinne schöpferischer Arbeit. Computer werden die Schreiber dieser Serien nicht ersetzen können. Die permanente Anpassung an die Interessen des Kapitals gefährdet aber auch die Reste von Phantasie: Das halten auch die besten Zyniker nicht lange durch. Objektiv sind den Marketing-Abteilungen dort Grenzen gezogen, wo ihr „Ideal“ — nach den Gesetzen der Werbung perfektionierte Belletristik — zum Zuge kommt: Langeweile und Überdruß der Leser werden zunehmen, weil ja hier auch immer weniger geboten wird. Es gibt genug Beispiele dafür, daß auch hohe Werbeetats nicht automatisch einen Bestseller machen oder eine Serie zum Erfolg führen. Die Erfolge sind groß genug, nicht nur wegen der Macht der Monopole, sondern weil die Alternativen noch zu schwach sind. Das massenhafte literarische Angebot enthält Grundelemente der Darstellung menschlicher Verhältnisse, die Scheinbezüge zum wirklichen Leben assoziieren lassen.

In allen Modellen — den sentimental, brutalen, exotischen Serien — werden Figuren von oben und unten vorgestellt. Auf beiden Seiten gibt es ehrliche und hinterhältige Typen. Ob oben oder unten, das Gute siegt, das Böse unterliegt. Verletzte Gerechtigkeit wird immer wieder hergestellt, kommt ins Lot. Konflikte sind scheinbar Konflikte zwischen Individuen. In Wirklichkeit geht es um Charaktermasken verschieden ausgestatteter emotionaler Schemata. Diese Masken erfüllen zugleich soziale Rollen: Berufe, die an Grunderfahrungen der Gegenwart erinnern; etwa Fürsorge (Schwester), Schutz (Polizist, Agent), Alltag (Sekretärin), die mit Traumberufen (Chefarzt, Präsident usw.) den Erfolgsbe-

¹⁶ Christopher Caudwell, *Bürgerliche Illusion und Wirklichkeit*, München 1971, S. 143

darf decken. Die Beziehungen zwischen oben und unten, Alltag und Tagtraum bestehen aus Harmonie trotz Konflikt, Gerechtigkeit trotz Verbrechen, Glück trotz Leid, Liebe trotz Haß, Leben trotz Tod.

Die Ansicht, hier herrsche eine „heile Welt“, vertauscht Ursache und Wirkung. Die täglichen Erfahrungen verlangen eine überschaubare, spannende Wiedergabe der Welt, in der alles drunter und drüber geht. Ihre Wirkung auf den Leser, nicht die Darstellung selbst, soll den Schein erwecken: die Welt kommt immer wieder in Ordnung — in die Ordnung, wie sie ist, wie Menschen eben sind. Das verschafft dem Leser zugleich Abstand und Nähe zur eigenen Wirklichkeit. Der Verlust der Erlebnisse durch entfremdete Arbeit braucht den Erlebnissatz der Scheinwelt.

Die Grundelemente der Darstellung bestehen also in einer auf den Kopf gestellten Wirklichkeit, einem „verkehrten Realismus“, dessen schädliche Folgen vor allem in der permanenten Fehlleistung und Demoralisierung menschlicher Phantasie liegen.

Welche Bedeutung hat dieser ästhetische Mechanismus für uns? Läßt er sich für demokratische und sozialistische Inhalte umfunktionieren? Ich meine, wir sollten die Kolportage nicht der Reaktion überlassen. Es wäre aber meines Erachtens eine Sackgasse, wenn beispielsweise fortschrittliche Autoren aus dem FBI-Agenten Jerry Cotton einen Helden der revolutionären Bewegung machten. Der Leser würde — schon an der Schreibe — merken, daß das nicht stimmen kann. Gebraucht werden Helden, die dem Leben vieler begreiflich sind. Entschieden wichtiger als das Experiment mit der Trivialliteratur „aus politischer Einsicht“ ist die Beschäftigung mit den Sorgen und Nöten der Autoren dieser Serien. Ihre Arbeit ist so langweilig und ermüdend wie die des Arbeiters am Fließband. Im Bereich gewerkschaftlicher Solidarität kann es zu Kontakten kommen, die unter Umständen einen Könner der Kolportage zum Schreiben eines fortschrittlichen Textes veranlaßt.

Es geht hier nicht um das Umfunktionieren von Formen, sondern um die Aneignung und Herstellung realistischer Literatur.

Die meisten der gegenwärtig geschriebenen Gedichte, Erzählungen, Romane, Hörspiele, Dokumentarliteratur, die den Anspruch auf gesellschaftskritische Literatur erheben können, haben geringe Aussicht auf massenhafte Verbreitung. (Die Singebewegung stellt eine Ausnahme dar, die aufgrund der spezifischen Wirkungen des Liedes gesondert behandelt werden muß: in einer Gesellschaft, die den Menschen mehr und mehr der aktiven Erlebnisfähigkeit beraubt, wirkt eine mit der Aktion verbundene, kollektiv erlebte und an Emotionalität reiche Kunst am intensivsten.)

So sehr auch linke Autoren die „bürgerliche Scheiße“ im Theater, Fernsehen, Film, usw. links liegen lassen, die meisten sind noch angesteckt von der bürgerlichen Ästhetik, weil ihre Position weitgehend eine Negation dieser Ästhetik geblieben ist. Die Negation einer negativen Parteilichkeit genügt nicht mehr. Es

genügen auch nicht gereimte oder ungereimte Deklamationen politischer Artikel. Wenn die bewegende Kraft der Kunst aus Signalen für das Handeln besteht, dann erfordert realistische Literatur Veränderungen der Gefühle. Was ich weiß, bewegt sich durch das, was ich empfinde.

Ein großer Teil der fortschrittlichen Literatur von heute ist arm an Emotionen. Gefühle werden verborgen. Das Autoren-Ich verschanzt sich hinter Zitationen, Deklamationen, Losungen, sprachlich souverän montierten Reflektionen. Verhältnisse werden entlarvt, seziert, strukturell aufgefächert. Die Funktionen menschlicher Tätigkeit stehen so sehr im Vordergrund, daß es kaum Figuren, wenig handelnde Personen gibt. Die unmenschliche Folge der Gesellschaft, in der Menschen als Ware gehandelt werden, wird zwar beklagt, aber weitgehend als unumstößlich hingenommen. In der Massensliteratur herrschen Personen, die nicht denken, aber handeln, in der qualifizierten zergliederte Figuren, die vor lauter Denken das Handeln vergessen. Menschliche Bedürfnisse und Äußerungen werden auf fortschrittliche Weise, gewiß aus Verzweiflung und syntaxgebändigter Wut atomisiert, während der „imperialistische Massenroman“ eine Scheinsynthese der Bedürfnisse besorgt.

Die Autoren der Anklage und Ohnmacht verdrängen offenkundig so sehr die Motive ihrer Arbeit — den Haß auf ein unmenschliches System, daß sie gar nicht darauf kommen, wie notwendig der kleine Held ist, der namenlos, oft unbeholfen aber unbeirrbar die Punkte seiner kleinen Siege zählt. Verständlich, daß hier die proletarisch-revolutionäre Literatur der zwanziger Jahre eine Reihe von Schriftstellern und Kritikern auf den Plan gerufen hat, die jede Beschäftigung mit „privaten“ Themen als Hindernis bei der Mobilisierung von Klassenbewußtsein betrachten.

Ich meine, hier wie dort sind die Karten durcheinandergeraten. Wir brauchen eine Literatur, die der Wirklichkeit von heute — auch in historischer Vermittlung — angemessen ist. Das heißt: Möglichkeiten der Identifikation und der Erkenntnis für die Mehrheit der Arbeiter, Angestellten, Intelligenz, der Jugend und der älteren Generation offenhält. Stoffe, Themen, stilistische Möglichkeiten sind nicht programmatisch festzulegen, aber daran zu messen, welche Verbindungen zwischen dem Bedürfnis des Autors, seiner Leser und den Anforderungen des Werkes bestehen. Ein Fortschritt, der nur aus Siegen besteht, ist ebenso lebensfremd, wie ein Fortschritt, der Bestehendes lediglich entlarvt, seziert, abschreibt.

Ich meine, daß es sich lohnt, den Helden unserer Zeit in unserem Land darzustellen. Er kann nicht überschweglich sein, kein Heiliger, sondern eher ein verführbarer, ablenkbarer Held, aber er kämpft, träumt und berechnet, liebt und haßt. Und das alles nicht blindlings. Er kennt den Gegner, der Bedürfnisse und Gewohnheiten der Menschen ständig zu mißbrauchen sucht. Dieser Kampf ist reich an Abenteuern, Freuden und Leiden; der Kampf verlangt Kenntnisse und Phantasie und findet täglich tausendfach statt.

Auf der Suche nach diesem Helden haben wir vor fünf Jahren begonnen, mithilfe des Tonbands die Menschen zum Sprechen zu bringen, die in unserer fortschrittlichen Literatur fast gar nicht vorkamen. Und wenn sie dargestellt wurden, dann standen sie gleichsam als Krüppel vor dem überlebensgroßen Herrn Krott, Enttäuschung und Mitleid erregend.

Das literarische Protokoll ist inzwischen fast als einzige Form der Darstellung von Abhängigen sanktioniert worden.¹⁷ Das Fernsehen benutzt das Dokumentarstück zumeist als Mittel der Verschleierung. Was als Hilfsmittel eingesetzt wurde, ist inzwischen zu dem Verfahren entartet, Kopien von Menschen herzustellen, die dann mit Recht sagen: wozu das ganze, das kennen wir doch schon. Das Tonbandprotokoll bietet sich nach wie vor als ein Mittel an, Solidarität mit einem Interviewten zu dokumentieren. Als Ersatz für die Gestaltung des Lebens der Ausgebeuteten, ist es ein schlechter Aufguß des Naturalismus.

Engels schrieb einmal in einem Brief: „... unter unseren Verhältnissen (wendet sich der Roman vorwiegend an Leser aus bürgerlichen, also nicht zu uns direkt gehörenden Kreisen, und da erfüllt auch der sozialistische Tendenzroman, nach meiner Ansicht, vollständig seinen Beruf, wenn er durch treue Schilderung der wirklichen Verhältnisse die darüber herrschenden konventionellen Illusionen zerreißt, den Optimismus der bürgerlichen Welt erschüttert, den Zweifel an der ewigen Gültigkeit des Bestehenden unvermeidlich macht, auch ohne selbst direkt eine Lösung zu bieten, ja, unter Umständen, ohne selbst Partei ostensibel zu ergreifen.“¹⁸ Engels plädiert dafür, daß die „konventionellen Illusionen“ auch in den Köpfen der „bürgerlichen Kreise“ zerrissen werden. Um wieviel mehr brauchen wir heute den Zweifel an „der ewigen Gültigkeit des Bestehenden“ in den Köpfen von Arbeitern und Angestellten, die ja mehr als je zuvor lesen. Der Zweifel zeigt sich dort am stärksten, wo sich Menschen im Widerstreit befinden, das Neue in Angriff genommen wird und das Alte alle erdenklichen Fallen stellt.

Der Alltag und alle Träume vom ewigen Feiertag enthalten in vielfältigen Brechungen immer die ganze Klassengesellschaft, die ganze Epoche. Änderungen, ohne daß das Ganze auch auf das kleinste Erlebnis einwirkt, gibt es nicht. Änderungen kommen nicht von selbst zustande. Menschen verändern Verhältnisse, in unserer Zeit die Mehrheit der körperlich und geistig Arbeitenden. Wie kommen sie dazu? Sie haben ein unendliches Potential von Wünschen und Erlebnissen, nichtausgeschöpfte Begabungen und Leistungen zu ihrer Mitbestimmung und Mitentscheidung, Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung. Das Kapital nimmt Leistungen, Wünsche und Träume in seinen Dienst: entreißen wir sie ihm! Alle. Mit jedem nur brauchbaren und richtigen Mittel, das den ganzen Menschen anspricht und nicht nur Teilchen seiner Tätigkeit. Kunst als Waffe braucht das ganze Arsenal.

¹⁷ Die Entwicklung im Bereich der westdeutschen Arbeiterliteratur behandelt Walter Fritzsche.

¹⁸ Marx/Engels, Über Kunst und Literatur, Berlin 1967, Bd. I, S. 156

Walter Fritzsche Werkkreis und Literatur

Als sich vor etwa zwei Jahren der *Werkkreis Literatur der Arbeitswelt* konstituierte, war dem eine heftige Auseinandersetzung mit der Dortmunder Gruppe 61 vorausgegangen, der die Werkkreisinitiatoren zu einem Teil selbst angehörten oder der sie doch als Gäste verbunden waren. Hatte die Gruppe 61 das Ziel gehabt und auch zu einem nicht geringen Grade zu erreichen vermocht, die Welt der Arbeit aus dem ihr bis dahin verordneten ästhetischen Exil in die Literatur heimzuholen und dem arbeitenden Menschen in den Werken von Schriftstellern einen zentralen Platz zu verschaffen, so genügte das den Begründern des Werkkreises nicht mehr. Arbeiter und Angestellte sollten nicht länger nur Objekt der Literatur sein, sondern ihr Subjekt: Lohnabhängige sollten nicht mehr nur beschrieben werden, sondern schreiben, und das — laut Programm — über die Schilderung der Verhältnisse hinaus zu deren Veränderung.

Wie sieht diese Werkkreisliteratur aus, genauer: Was sind das für Texte, die die Mitglieder der knapp zwanzig örtlichen Werkstätten für Literatur der Arbeitswelt verfassen? Welche Aufgaben stellen sich Werkkreis (WK) und WK-Autoren? Welches literarische und politische Verständnis haben sie von ihrer Schreibarbeit? Welches könnten oder sollten sie mit Blick auf die kulturellen Bedürfnisse der großen Zahl der Lohnabhängigen haben, mit Blick vor allem auch auf die notwendige Entwicklung eines kulturellen, und damit auch literarischen Selbstbewußtseins derer, die mit ihrer Arbeit die materielle Kultur produzieren, an Kunst und Unterhaltung in ihrer Freizeit aber zumeist nur durch den zweifelhaften Genuß zweifelhafter Massenware teilnehmen?

I

Die Heftigkeit, mit der Mitglieder der Gruppe 61 auf die nach außen als „Sezession“ erscheinende Bildung des WK reagierten (Max von der Grün sinngemäß im Fernsehen: Der Arbeiter kann durch Kunst nicht politisiert werden und kann auch selbst keine Literatur machen!), die ungewöhnliche Aufmerksamkeit der literarischen Öffentlichkeit und vor allem die überraschend große Resonanz der beiden ersten Reportagewettbewerbe des WK bei den zur Teilnahme aufgeforderten Lohnabhängigen zeigen, daß es sich hier um mehr als die willkürliche Vereinsgründung missionarischer Dissidenten handelte, und legen einen kurzen Blick auf die politische und ästhetische Situation nahe, aus der sich diese neue Bewegung schreibender Arbeiter entwickelte.

Die Tradition der Arbeiterliteratur als eines lebendigen Teils der veröffentlichten, gelesenen und diskutierten Literatur brach 1933 radikal ab. Zwar wurden einige Werke einzelner Autoren auch weiterhin gedruckt (wobei es sich vornehmlich um Arbeiten aus dem romantisch-heroisch und antizivilisatorisch orientierten

Teil der Arbeiterdichtung handelte), die sozialistischen Arbeiterschriftsteller aber und ihre Förderer, jene Autoren, deren Namen sich mit den Begriffen Arbeiterkorrespondenz und Bund Proletarisch-Revolutionärer Schriftsteller verbinden, wurden zum Schweigen gebracht oder mußten in die Emigration gehen.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges gab es in Westdeutschland anderthalb Jahrzehnte lang allenfalls Ansätze von neuer Arbeiterliteratur. Der Arbeiter fehlte nicht nur als Autor in der Literatur, er war auch als Gegenstand der Literaten-Literatur nicht vorhanden. Dieser Umstand hatte viele Ursachen. Im Vordergrund stand das Kriegserlebnis, türmte sich riesig auf wie auch das Thema der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft; beides war nicht mit den Kategorien der individuellen Schuld und Betroffenheit, noch weniger mit denen einer diffusen Kollektivschuld zu bewältigen, solange ein geeignetes Begriffsinstrumentarium den Autoren nicht zuhanden war oder aber nicht benutzt wurde. Und gerade dazu hätten Fragen gehört nach den Arbeitsplätzen auch im Krieg, wer wann woran und womit wieviel verdiente, wer über wen und was verfügte und wieviele warum was mit sich machen ließen und wieviele das nicht taten. Aber diese Fragen wurden nicht gestellt. (Erst später findet der ökonomische Hintergrund Beachtung in „Memorial“ von Weisenborn, „Anfrage“ von Christian Geissler, „Joel Brand“ von Kipphardt, „Ermittlung“ von Peter Weiß, „Der Stellvertreter“ von Hochhuth.)

In einigen ihrer besten und erfolgreichsten Prosawerke reagierte die anspruchsvolle bürgerliche Literatur, grobskizziert, so auf den Krieg: in Borcherts „Draußen vor der Tür“ als moralisch humanistische Anklage; in Bölls Erzählung „Der Zug war pünktlich“ als realistische Schilderung unmittelbarer Erfahrung; in Grass' „Katz und Maus“ mit ironischer Symbolik das Tragische distanzierend; und in Kluges „Schlachtbeschreibung“ als posthumes dokumentarisches Planspiel — Stalingrad als Resultante reiner Funktionen.

Die Kriegsproduktion, der Schauplatz Rüstungsbetrieb — das blieb in der Literatur ausgespart. Eine literarische Auseinandersetzung mit diesem Thema hätte zu Fragen führen können, die gesellschaftliche und ökonomische Verhältnisse ins Bild gerückt hätten.

An einer Aufdeckung der Zusammenhänge zwischen Großkapital und Faschismus aber war die das geistige Leben der Nachkriegsjahre beherrschende Ideologie des Antikommunismus nicht interessiert. Ein Großteil der fragenden Jugend und ihres kritischen Potentials wurde abgelenkt auf den „Feind im Osten“.

Dort im Osten aber lebten und arbeiteten — trotz gelegentlicher Reisen ohne breiten Einfluß auf die junge westdeutsche Literatur der fünfziger Jahre — auch jene Autoren, die eine Arbeiterliteratur hätten neu anregen können: Seghers, Becher, Weinert, Marchwitza, Bredel. Das oft angeführte „Nachholbedürfnis“ befriedigte sich vornehmlich in der notwendigen Entdeckung oder Wiederentdeckung von nichtsozialistischen Autoren, die von den Nationalsozialisten verboten waren: bei Kafka faszinierte die metaphysische Parabel (so zumindest

die damalige Interpretation), bei Sartre das existenzialistische Raisonement und bei Hemingway der Mythos vom Abenteuer —, um nur die drei wichtigsten Beispiele zu nennen, die in der westdeutschen Literatur der Nachkriegszeit am erfolgreichsten Schule machten, stilistisch und inhaltlich. Das große Interesse an Brecht kam erst später.

Das gesellschaftlich unreflektierte Kriegserlebnis, die antikommunistische Ideologie, der fehlende Kontakt mit den wichtigsten Schriftstellern, die der Arbeiterbewegung schon vor dem Krieg verbunden gewesen waren, und der überragende Einfluß einiger jahrelang vorenthaltener Autoren — diese Hinweise mögen die Richtung andeuten, in der die Gründe dafür zu suchen sind, daß in den Jahren zwischen 1945 und 1960 die Produktionssphäre, die Basis der gesellschaftlichen Realität, in der Literatur der Bundesrepublik nicht vorhanden war. Ganz gewiß hat auch der unerwartete wirtschaftliche Aufschwung, der sich mit dem Wort „Wirtschaftswunder“ selbst bestaunte und zugleich in den Bereich des Schicksalhaften entrückte (so wie sich der Begriff „Katastrophe“ für die Niederlage des Hitlerfaschismus in der BRD einbürgerte), eine Art kollektiver Tabuisierung bewirkt. Auch Autoren, die sich kritisch mit der Gegenwart und der kapitalistischen Gesellschaft auseinandersetzten, wie das Koeppen, Walser, Enzensberger, Johnson oder Weiss — auf sehr unterschiedliche Weise taten —, waren nicht die Wiederentdecker der Produktionsstätten als Schauplätze für Literatur — es waren, bei allem Engagement für die dort Tätigen, nicht die Schauplätze ihrer persönlichen Erfahrungen.

Bezeichnend jedenfalls ist, daß Zeitpunkt, Ort und Thema einer neu beginnenden Literatur vom Arbeitsplatz genau dort zu lokalisieren sind, wo sich die Krisenanfälligkeit der westdeutschen Wirtschaft am deutlichsten zeigte und erstmals zur Sprache kam. 1959, Ruhrgebiet, Kohlenkrise. Die Zungen lösten sich. Der Arbeiter Max von der Grün schrieb an einem Bergarbeiterroman („Männer in zweifacher Nacht“) und der Bildungsfunktionär der IG Bergbau Walter Köpping bereitete eine Anthologie von Bergarbeitergedichten vor („Wir tragen ein Licht durch die Nacht“). Beide suchten über das von Fritz Hüser geleitete Archiv für Arbeiterliteratur in Dortmund Kontakt zu Kollegen mit ähnlichen Bestrebungen.

„Als dann zum 17. Juni 1961 zu einer Diskussion über Mensch und Industrie in der Literatur der Gegenwart eingeladen wurde“, schrieb Fritz Hüser im Almanach der Gruppe 61 (Luchterhand 1966), „konnte der Raum die Autoren und Kritiker, Wissenschaftler und Lektoren nicht fassen“. Es gab öffentliche Lesungen und Diskussionen, die Gruppe 61 hatte sich stabilisiert. (Formell am 31. März 1961.)

Die Gruppe bestand zumindest in den ersten Jahren zu einem nicht geringen Teil aus Autoren, die entweder selbst Arbeiter waren oder aus einer Arbeiterfamilie stammten, die meisten lebten in unmittelbarem Kontakt mit der Industrie, viele besaßen gewerkschaftliche Erfahrungen. Ihre Arbeit leistete einige

für die weitere Entwicklung der westdeutschen Literatur entscheidende Dinge.

1. Die Wiedereroberung einiger seit langem verlassener Schauplätze (über den zunächst gruppentypischen Bergbau hinaus: Baustelle, Maschinsaal, Druckerei, Packräume, Kaufhaus etc.) und damit des Menschen im Arbeitsalltag.
2. Die Darstellung des Menschen in seiner ökonomischen Abhängigkeit, die seine Freizeit, Bildung, Unterhaltung, sein Sexual- und Familienleben entscheidend bestimmt.
3. Die Darstellung von Menschen, die sich mit dieser Abhängigkeit reflektierend und handelnd auseinandersetzen oder sie gar zu überwinden versuchen.
4. Ansätze einer literarischen Gestaltung von Motiven aus der Geschichte der Arbeiterbewegung (Gluchowski).
5. Den Gebrauch realistischer Erzählformen, die sich als tragfähig und wirksam erweisen (von der Grün „Irrlicht und Feuer“; Gluchowski „Der Honigkotten“).
6. Den Gebrauch der Reportage zur Schilderung konkreter Zustände (Wallraff, Runge, Mechtel).
7. In der Lyrik Vorläufer der späteren Agitationsdichtung (Küther, Büscher, Bartock).
8. Die Benutzung der Gewerkschaftszeitungen, der SPD-Parteizeitungen und der Lokalpresse als Publikationsmittel für literarische Produkte und Reportagen und damit Ansätze zur Herstellung einer Basisöffentlichkeit. Die Lohnabhängigen selbst werden als Leser erreicht, was auf dem üblichen literarischen Publikationsweg über Buch und bürgerliches Feuilleton kaum möglich war.

II

Diese Momente, die in den ersten Jahren der Gruppe ihre literarische und publizistische Tätigkeit kennzeichneten, muß man sich vor Augen halten, um zu verstehen, daß die ein knappes Jahrzehnt nach der Gründung sich verschärfende Kritik von Mitgliedern und Freunden nur teilweise auf neuen Zielsetzungen beruhte, vor allem die Antwort auf eine spätere Praxis der Gruppe war, die als Fehlentwicklung empfunden wurde und angesichts bestimmter politischer Veränderungen die verbindliche Definition eines gesellschaftlichen Engagements nicht mehr zuließ.

Diese Fehlentwicklung wird von den Kritikern der Gruppe als „bürgerlich-literarische Tendenz“ charakterisiert. Peter Kühne und Erasmus Schöfer (Akzente 4/70) weisen auf drei Elemente dieser Tendenz hin: Nach dem Erscheinen von Max von der Grüns „Irrlicht und Feuer“ blieb ein Teil der Gewerkschaftspresse den Gruppenautoren verschlossen, der Kontakt mit lesenden Arbeitern reduzierte sich. Einige Autoren werden mit Äußerungen zitiert, welche den literarischen Aufgaben den Vorrang vor den politisch-emanzipativen zu geben scheinen (Ewert Ewerwyn, Wolfgang Körner, Fritz Hüser u. a.). Die angesehenen bürgerlichen Verlage publizieren 61er Autoren, die mit zunehmender Arri- viertheit sich ihren ursprünglichen Zielen entfremden.

Besonders gravierend war für eine Gruppe, die als Vereinigung von Arbeiter-schriftstellern begonnen hatte, ein Vorwurf, den Schöfer, Pachel und Bredthauer so formulierten:

„Die Stimme derer, die am unmittelbarsten aus der Alltagserfahrung der Arbeits-welt heraus sprechen können, die Arbeiter selbst, wurden, wenn sie überhaupt den Weg zur Gruppe 61 finden konnten, immer wieder von einer Kritik zum Verstummen gebracht, die weder die besonderen Schwierigkeiten und Möglich-keiten schreibender Arbeiter begriffen hatte, noch in der Lage war, konkrete Arbeitshilfe zu leisten“ („Ein Baukran stürzt um“, Piper 1970). Inhaltlich hatte sich die Gruppe nie durch einen politisch eindeutigen Programmpunkt festge-legt. Ihre wichtigste Formel hatte gelautet: „Literarisch-künstlerische Ausein-andersetzung mit der industriellen Arbeitswelt der Gegenwart und ihrer sozia-len Probleme“. Es war nach den Krisenerscheinungen in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre, nach der massenhaften Beteiligung von Arbeitern und Ange-stellten an der Protestbewegung gegen die Verabschiedung der Notstandsgesetze durch die Große Koalition, nach der merklichen Politisierung eines Teiles der Arbeiterschaft auch unter dem Einfluß der Vorgänge an den Universitäten, schließlich nach der Streikwelle des Jahres 1969 und angesichts der zunehmend beschleunigten Monopolbildung in der Wirtschaft nicht mehr möglich, sich ohne eine prinzipielle Parteinarbeit für den lohnabhängigen Teil der Bevölkerung mit der „industriellen Arbeitswelt auseinanderzusetzen“. Wenn auch kein Text eines Gruppenmitglieds je bewußt gegen die Interessen der Lohnabhängigen ge-richtet war, so gab es doch genug Beispiele für eine bloß formale, sich in schöner Beschreibung von Maschinen und Arbeitsvorgängen erschöpfenden „Ausein-andersetzung“, um ein verbindliches Selbstverständnis der Gruppe durch die ge-nannte Formel zu verhindern. Erst recht war ein Engagement im Sinne eines direkt auf gesellschaftliche Veränderung gerichteten Schreibens in dieser Formel nicht impliziert.

Die Kritiker, zu denen Erika Runge, Angelika Mechtel, Wallraff, Schöfer, Büscher, Schütt, Kühne und anfangs auch von der Grün gehörten, versuchten zunächst (1968/69), einen Arbeitskreis von schreibenden Arbeitern und Schrift-stellern sowie Kritikern innerhalb der Gruppe 61 zu bilden, als dies aber auf den Widerstand der Gruppenmehrheit traf, wurde am 7. März 1970 außerhalb der Gruppe ein selbständiger „Werkkreis Literatur der Arbeitswelt“ gegründet. Im Programm des WK heißt es (Unterstreichungen W. F.):

„Der Werkkreis Literatur der Arbeitswelt ist eine Vereinigung von Arbeitern und Angestellten, die in örtlichen Werkstätten mit Schriftstellern, Wissenschaft-lern und Journalisten zusammenarbeiten. Seine Aufgabe ist die Darstellung der Situation abhängig Arbeitender... (Der WK versucht), die menschlichen und materiell-technischen Probleme als gesellschaftliche bewußt zu machen. Er will dazu beitragen, die gesellschaftlichen Verhältnisse im Interesse der Arbeitenden zu verändern...“

Die im WK hergestellten Arbeiten *wenden sich vor allem an die Werktätigen*, aus deren Bewußtsein über ihre *Klassenlage* sie entstehen ...

Inhalt dieser *Informationen, Dokumentationen, beschreibenden und gestaltenden* Arbeiten ist die *kritische und schöpferische* Auseinandersetzung mit den Arbeits- und Alltagsverhältnissen. Alle erprobten und neuen Formen *realistischer Gestaltung* werden benutzt ... (Der WK) arbeitet an der *Beseitigung der Kultur- und Bildungsprivilegien*.“

Diese Programmpunkte machen deutlich, worin sich der Werkkreis von der Gruppe 61 unterscheidet. Der WK versteht sich ausdrücklich nicht als Gegen- gründung zur Gruppe 61. Darum lassen die Unterschiede auch nicht einen prin- zipiellen Widerspruch zwischen beiden Vereinigungen erkennen, sondern ver- deutlichen die spezifische Zielsetzung des WK, deren Momente sich ansatzweise ja auch in der ursprünglichen Praxis der Gruppe 61 ausdrückten. (Daß von einem Antagonismus zwischen der Gruppe und dem WK — anders als es zu- nächst manche Darstellungen in der Praxis erscheinen ließen — nicht die Rede sein kann, zeigten manche Doppelmitgliedschaften während der beiden vergan- genen Jahre und beweist die jüngste Entwicklung der Gruppe 61, die sich in ihrem neuen Programm ebenfalls eindeutig politisch engagiert und die Zusam- menarbeit mit dem WK gutheißt.)

Die bisherige Praxis des Werkkreises entsprach in einem für eine so kurze An- laufzeit erstaunlich hohen Maße den einzelnen Punkten des Programms. Gegen- wärtig arbeiten knapp zwanzig Werkstätten, neue bilden sich. In allen Werk- stätten arbeiten Lehrlinge, Arbeiter, Angestellte und Rentner mit Studenten, Redakteuren und Schriftstellern zusammen. Zehn bis zwanzig Personen pro Werkstatt treffen sich im Durchschnitt etwa alle zwei Wochen, um Texte zu lesen, zu diskutieren und gesellschaftliche Fragen zu erörtern.

Die publizistische Aktivität zielt vorrangig auf den Abdruck von Betriebsrepor- tagen in der Gewerkschaftspresse, linken Zeitungen, DKP-Betriebszeitungen, der Lokalpresse und einzelnen sozial engagierten christlichen Blättern. Hunderte von Arbeiten konnten durch die einzelnen Werkstätten und den zentralen Textdienst vermittelt werden und erreichten so die Leser, an die sich die schreibenden Lohnabhängigen wenden. Auf diesen Umstand kann man nicht oft genug jene wohlmeinenden Kritiker hinweisen (bei denen es sich zumeist nicht um regel- mäßige Leser der genannten Presse handelt), die glauben, die Veröffentlichungen des WK seien auf die inzwischen erschienenen Buchpublikationen beschränkt. („Ein Baukran stürzt um, Berichte aus der Arbeitswelt“, Piper 1970; „Lauter Arbeitgeber, Lohnabhängige sehen ihre Chefs“, Piper 1971; „Wer aber trägt das Risiko? Reportagen aus der Arbeitswelt“, Rowohlt 1971; Peter Schütt's Mitbe- stimmungs-Broschüre, Publikation des WK 1971; Horst Kammrad „Gastarbei- ter-Report“, in Zusammenarbeit mit Werkstatt Westberlin, Piper 1971).

Diese Publikationen erreichen auf dem Wege über den Buchhandel zunächst das bürgerliche Lesepublikum, Studenten und interessierte Intellektuelle, informie-

ren und wirken in literarischen Diskussionen als anregendes Korrektiv, indem sie nachdrücklich auf die Erfahrungen Lohnabhängiger und die Notwendigkeit ihrer Darstellung hinweisen und eine deutliche Einladung an Schriftsteller sind, sich in Zusammenarbeit mit den Werkstätten mit den Bedingungen der Lohnabhän- gigkeit vertraut zu machen — und im Einzelfall auch an den direkten politischen Aktionen teilzunehmen, die — wie bereits einige Beispiele gezeigt haben — als Folge von Veröffentlichungen betrieblicher Mißstände stattfinden können.

Ein Beispiel für die unmittelbare Wirksamkeit der WK-Arbeit ist der Fall des Theaterstücks „Im Mittelpunkt steht der Mensch“ von Gerd Sowka. Der Autor, Chemiefacharbeiter, ist Mitglied der Werkstatt Wuppertal. Er wurde 1970 durch einen Arbeitsunfall schwerbeschädigt. Weil er einen kritischen Einakter zum Thema Arbeitsunfälle verfaßt hatte, der von Kollegen uraufgeführt wurde, hat ihn die Firma Vorwerk & Sohn in Wuppertal entlassen. Der Werkkreis ver- sucht, in Zusammenarbeit mit der Gewerkschaft eine solidarische Hilfe für Sowka zu leisten. Die Presse wurde aufmerksam und beschäftigte sich mit dem Fall. Bei den Arbeiterfestspielen dieses Jahres in Hannover wurde das Stück wiederholt mit großem Erfolg aufgeführt.

Schreiben von *Betriebsreportagen — Basisöffentlichkeit — Aktion*: dieses Kon- zept beherrscht zur Zeit die Praxis des Werkkreises.

III

Nur von Literatur wird wenig gesprochen. Wenn im Folgenden von der Repor- tage in Beziehung zur Literatur die Rede ist, so soll damit nicht die alte Kontro- verse aus den Jahren der Arbeiterkorrespondentenbewegung aufgegriffen wer- den, in der diese beiden Begriffe oft als unvereinbar empfunden wurden, sondern es soll für eine größere Beachtung der ästhetischen Fragen auch im Bereich der Werkkreisliteratur plädiert werden. Erasmus Schöfer weist mit Recht darauf hin, daß um 1930 die Praxis, während die theoretische Auseinandersetzung an- dauerte, bereits ihre Formen gefunden hatte: die Arbeiterkorrespondenzen mit 1500 registrierten Korrespondenten, darunter 500 regelmäßige Mitarbeiter der proletarischen Presse, Agitprop, Roter 1-Mark-Roman, Piscatorbühne (Akzente 4/70). Zumindest im proletarischen Massenroman und in den Stücken der Pisca- torbühne war ein hohes Maß an Gestaltung, Phantasie und realistischer Erfin- dung am Werk.

Auch die reine Reportage im Sinne einer puren Faktenvermittlung ist schwer vorstellbar. Die schöne liberale Vorstellung von der „wertfreien“ oder „objek- tiven“ Berichterstattung erweist sich in der Praxis als Illusion, denn die Mittei- lung von Fakten geschieht stets in einem gesellschaftlichen und weiteren Infor- mationszusammenhang, der beim Empfänger sogleich eine bestimmte Deutung der mitgeteilten Fakten bewirkt.

So wenig wie die „inhaltlich reine“ Reportage ist eine vollkommen ungestaltete,

keinerlei ästhetischer Formung unterliegende Reportage denkbar (es sei denn als reine Statistik, obwohl auch das noch zu bezweifeln ist).

Der Bericht von einer manipulierten Betriebsratswahl etwa kann in seiner Wirkung auf den Leser, in dem Grad, in dem emotional und gedanklich etwas in Bewegung gesetzt wird, sehr unterschiedlich sein, je nachdem, ob der Bericht Dialoge enthält oder nicht, ob er die atmosphärischen Unterschiede eines Direktionszimmers und des Versammlungsraums beschreibt oder nicht.

Dies nur als Beispiel dafür, daß auch die Reportage in das weite Gebiet der Literatur gehört. Wenn man eine größere Akzentuierung des Literarisch-Ästhetischen in der Werkkreisarbeit für richtig hält, so opponiert man darum also keineswegs gegen die geübte Reportage-Praxis, sondern schließt diese mit ein. Zugleich aber soll damit für eine thematische Erweiterung plädiert werden. Die Situation abhängig Arbeitender ist nicht nur dann beschreibbar, wenn der Mensch bei der Arbeit, an der Maschine, oder bei der unmittelbaren Auseinandersetzung mit seinem Vorgesetzten gezeigt wird, sie wird auch deutlich in einer genauen Darstellung seiner Freizeit, seines Familien- und Sexuallebens, in der Beschreibung seiner Wünsche und Träume, seiner Erinnerungen.

Anna Seghers formulierte das 1956 vor dem Deutschen Schriftstellerkongreß so: „Schildert der Autor auch noch so richtig alle Arbeitsvorgänge, aber das Innere der Menschen, ihre Probleme und ihre Konflikte bleiben ihm fern, dann wirkt sein Buch schablonenhaft — darüber klagen gerade unsere bewußtesten Arbeiter, gerade sie, auf denen der Aufbau beruht. Viele Bücher über ihr eigenes Leben, die sie sich doch gewünscht haben, lassen sie kalt . . . Einer der Leser wünschte sich zum Beispiel eine Liebesgeschichte, ein zweiter Abenteuer, ein dritter Jugend, besonders in Westdeutschland, wieder ein anderer Geschichte, besonders der deutschen Arbeiterklasse, einer vermißt die Gestaltung des Meisters in der Fabrik, wieder ein anderer des Lehrers. Diese und viele andere Themen werden oft nur deshalb vermißt, weil infolge der Mängel unserer Literatur die gesamte Darstellung so verarmt. Alle möglichen Elemente wirken auf jeden Menschen. Sie sind nur künstlich in Sektoren getrennt. Und der ganze Mensch steckt in jeder Arbeit. Was die Partei, was das Privatleben, Liebe, Ehe, Freundschaft für einen bedeutet, wirkt sich doch auf den einzelnen aus und alles zusammen auf seinen Charakter. In einem guten Buch sind viele Faktoren vereint. Anders ist es auch gar nicht denkbar: Im Buch und im Leben ergreift der wahre Konflikt den ganzen Menschen in seinem Zusammenhang mit vielen Schichten des Lebens. So war es bei Gorki oder bei Nexö, bei Thomas und Heinrich Mann, so ist es auch heute bei wirklichen Künstlern“ („Über Kunstwerk und Wirklichkeit“ I, Akademie-Verlag Berlin 1971, S. 106/107).

Man könnte der Verwendung dieses Zitats entgegenhalten, das sei für professionelle Schriftsteller richtig, die Mitglieder von Werkstätten schreibender Arbeiter aber hätten ganz andere Aufgaben. Gewiß wird der Schwerpunkt des Werkkreises im Bereich der Information und Dokumentation aus der Betriebssphäre

liegen, aber der umfassendere Begriff von Literatur — im angegebenen thematischen Sinne, aber auch in der Qualität der Gestaltung — sollte in den Werkstätten bewußt sein, theoretisch diskutiert werden und in Beispielen praktiziert und veröffentlicht werden. (Das Programm des Werkkreises, das neben die kritische und *schöpferische* Auseinandersetzung mit den Arbeitsverhältnissen auch die *Alltagsverhältnisse* setzt, schließt damit eine thematische Erweiterung der bisherigen Praxis bewußt nicht aus). Andernfalls besteht die Gefahr einer Spezialisierung und der Förderung eines verengten dogmatischen Literaturverständnisses.

Wenn der Werkkreis die Mitglieder der Werkstätten auffordert, sich an Reportagewettbewerben mit einem bestimmten Thema (Arbeitsplatz — wie könnte er sein?) zu beteiligen oder das Studium der Mitbestimmungsfrage und das Verfassen von Texten zu diesem Thema nachdrücklich anregt, so ist das zweifellos eine richtige politisch-inhaltliche Orientierung und vor allem auch notwendig, viele Mitglieder überhaupt auf ein politisches Thema zu lenken, die sich sonst ausschließlich mit Naturgedichten, Liebesgeschichten in gesellschaftlich unverbindlicher Form beschäftigt hätten. Andererseits ist zu vermeiden, daß diese Mitglieder ihrer schöpferischen Spontaneität, ihren primären Neigungen mißtrauen und nur noch in der Behandlung schulungsartig erarbeiteter Themen die Aufgaben der Literatur sehen.

Gerade die schöpferische Lust vieler arbeitender Menschen, Subjektives auszudrücken und zu formen, ist das große Potential des Werkkreises wie jeder demokratischen und sozialistischen Kulturarbeit. Ohne sie wäre eine Kulturpolitik unmöglich, die darauf abzielt, ein kulturelles Selbstbewußtsein der Arbeitermassen zu entwickeln, eine demokratische und sozialistische Kultur aufzubauen, die sich gegen das kulturelle Angebot der in immer größeren Monopolen organisierten Medien behauptet.

Erst wenn es den für Demokratie und Sozialismus engagierten Autoren gelingt, Romane zu schreiben, die einen müden Arbeiter besser unterhalten als die Groschenhefte, einfach weil sie wahrer und phantasievoller sind und den Leser betreffen —

erst wenn es einem Werkkreismitglied gelingt, kleinbürgerliches Verhalten eines Kollegen besser satirisch zu beschreiben als es heute viele Literaten tun, einfach weil er die Psyche des Menschen besser kennt, sich differenzierter ausdrückt und die objektiven Gründe für kleinbürgerliches Verhalten besser durchschaut —

erst wenn die Literatur auf dem Weg über die Stätten der Produktion den Menschen wiedererobert hat und der arbeitende Mensch die Literatur —

erst dann werden wir uns gegen die imperialistische Massenkultur behaupten können, und viele Verbündete, Leser und Schriftsteller, gewinnen.

Die Probleme müssen diskutiert werden. Fragen des Themas und der gestalterischen Qualität. Wer wird die Zeit haben, die Romane zu prüfen, zu debattieren und zu redigieren, die schon jetzt in zunehmender Zahl von Lohnabhängigen ge-

schrieben werden? Wer wird sie publizieren? Für die meisten bürgerlichen Verleger werden sich vermutlich weniger Probleme des Marktes als der inhaltlichen Identifikation ergeben (oder der ästhetischen).

Die Werkstätten werden, gerade weil sie die Literatur thematisch entscheidend weitergebracht haben, auch an der ästhetischen Diskussion teilnehmen müssen. Demokratische und sozialistische Schriftsteller sollten sich nicht von den Grabreden auf die Literatur irremachen lassen. Auch sollten sie nicht, zu Recht beeindruckt von den Erfolgen einer in den letzten Jahren bei Streiks und Demonstrationen direkt in das Geschehen eingreifenden Flugblatt-„Literatur“, im Schreiben nur noch agitatorische Funktionen sehen.

Was Literatur vermag, deutet Anna Seghers in ihrem Motto zu den „Schönsten Sagen vom Räuber Woynok“ (ebenda, II, S. 16) an:

„Und habt ihr denn etwa keine Träume, wilde und zarte, im Schlaf zwischen zwei harten Tagen? und wißt ihr vielleicht, warum zuweilen ein altes Märchen, ein kleines Lied, ja nur der Takt eines Liedes, gar mühelos in die Herzen eindringt, an denen wir unsere Fäuste blutig klopfen? Ja, mühelos rührt der Pfiff eines Vogels an den Grund des Herzens und dadurch auch an die Wurzeln der Handlungen.“

Uwe Timm
Zwischen Unterhaltung und Aufklärung

Wer heute Literatur nicht für die Ewigkeit, für sich oder für den Unternehmerverband der Industrie schreibt, sondern für jene, in deren Macht es steht, sich und uns den „ganzen alten Dreck vom Hals zu schaffen“ (Marx), also die Arbeiter, muß sich vor allem fragen, wie effektiv das ist, was er schreibt, sowohl qualitativ, inwieweit es bewußtseinsverändernd wirkt, als auch quantitativ, wie groß der von ihm erreichte Adressatenkreis ist.

Wird über den qualitativen Aspekt unter den politisch engagierten Literaten gestritten, so sehr, daß es zu einzelnen Abgesängen der Literatur kam und ihr sogar Leichencarmina geschrieben wurden, so herrscht Einigkeit darüber, daß momentan die sozialistische Literatur nicht konkurrieren kann mit den Auflageziffern von Bastei und Pabel, nicht mit Simmel, nicht einmal mit Hagelstange. Falsch wäre es hier abzuwinken und zu sagen, das sei keine Literatur, jedenfalls keine gehobene. Denn die gehobene Literatur ist zumeist die Literatur der gehobenen Stände, aber für die schreibt der engagierte Autor nicht. Also sollte er keine „Literatur“ — dafür Trivialliteratur schreiben. Aber ist die nicht gerade darum erfolgreich, weil sie unzulässig vereinfacht, weil sie Klischees reproduziert, weil sie die Wirklichkeit rosarot einfärbt; erfolgreich also darum, weil sie nicht aufklärerisch und emanzipativ wirkt, was die sozialistische Literatur gerade will. Verlangt wird, so scheint es, die Quadratur des Kreises.

Zugleich wird die Aussicht auf einen möglichen Ausweg durch eine weitere Barriere verbaut: über die Distributionsmittel, die Verlage, Zeitungen und elektronischen Medien verfügen nicht die linken Literaturproduzenten, sondern mittelbar oder unmittelbar diejenigen, gegen die sie schreiben, die Bourgeoisie, die herrschende Klasse. Ein Trost für jene, die nicht in den großen bürgerlichen Verlagen veröffentlicht werden, also auch für mich, aber doch ein fragwürdiger. Denn — und diese Frage ist berechtigt — wenn die sozialistische Literatur tatsächlich massenwirksam wäre, was sie sich selbst gern nachsagt, warum wird sie dann nicht als profitversprechende Literatur von den bürgerlichen Verlagen vertrieben; diese verkaufen doch, wenn sie daran verdienen, ihren eigenen Strick. Wahrscheinlich ist, daß viele Verleger die Gefahr einer solchen Literatur erkannt haben, die sich gegen ihre Interessen richtet und einige werden auch aus dieser Erkenntnis Konsequenzen gezogen haben. Sicherlich übernimmt außerdem hier vor allem die bürgerliche Ideologie in Form ihrer Ästhetik eine Abwehrfunktion, indem sie bestimmt, was Literatur zu sein hat: das Überzeitliche, das Höhere, das Eigentliche, das Allgemeingültige, das nicht auf das Tagesgeschehen Gerichtete, etc.

Der Verdacht aber, daß die explizit politische Literatur auch deshalb unterre-

präsentiert ist, weil sie gar nicht massenwirksam ist oder weil es diese Literatur in einigen Gattungen, z. B. in der Romanform, noch gar nicht gibt, läßt sich nicht von der Hand weisen.

Natürlich ist der fein raus, der sich hinter seine Schreibmaschine setzt, ein margisches Agitpropgedicht in die Maschine tippt und dessen Wirkungslosigkeit auf die kapitalistischen Besitzverhältnisse oder das verdrehte Bewußtsein seiner Adressaten schiebt; ebenso derjenige, der seinen Kugelschreiber beiseite legt und sagt: die Literatur ist tot. Beide aber können nicht verhindern, daß gelesen wird von Ute Ambers „Die schönen Schwestern von Gut Wildenberg“ bis zu Jonkes „Geometrischer Heimatroman“.

Da die gute Absicht des Autors, die Intention des Autors also, offenbar nicht ausreicht, um diese Schwierigkeiten der politischen Literatur zu lösen, wäre zunächst verstärkt nach der *Leseerwartung* zu fragen.

Ist die Qualität des Romans „Die schönen Schwestern von Gut Wildenberg“ quantitativ ablesbar von seinem Verkaufserfolg, so erscheint es bei dem „Geometrischen Heimatroman“ gerade umgekehrt: eine relativ (an dem Trivialroman gemessenen) kleine Auflage bestätigt seine Qualität. Das bürgerliche Literaturverständnis ist in seiner Wertung, was zur gehobenen und was zur trivialen Literatur gehört, quantifizierbar. Auflagenstarke Literatur steht immer auch in den Ruch keine, also Trivialliteratur zu sein. Die Kriterien der Wertung, das Eigentliche, das Höhere, fallen nicht aus dem ewigen Kulturhimmel, wie es zuweilen den Anschein hat. Gehobene Literatur resultiert aus dem Zwang zu dem, was der Literatur wieder als Qualitätsmaßstab zuwächst: der Innovation. Häufigkeit und Radikalität der Innovationen machen diese Literatur so schwer verständlich, daß sie — auch zeitlich — nur bewältigt werden kann von einem kleinen Kreis Eingeweihter, die über die notwendige Muße verfügen, das heißt eine gewisse Freiheit von den unmittelbaren Reproduktionszwängen haben. Der Leseerwartung dieser Eingeweihten entspricht die Forderung des kapitalistischen Literaturmarktes nach ständiger Innovation, deren objektive Ursachen also vor allem im ökonomischen Bereich und nicht in den genialen Einfällen der Dichter zu suchen sind. Dieser Zustand ist Ergebnis einer lang geübten Praxis, in der Literatur von wenigen, für wenige geschrieben wurde.

Anders bei jenen literarischen Erzeugnissen (die für das bürgerliche Literaturverständnis keine sind, darum zumeist ausgeklammert werden), die — aus ökonomischen Gründen — einen möglichst großen Leserkreis erreichen müssen. Ihre Innovation ist gleich Null.

Das, was Trivialliteratur so erfolgreich werden läßt, sind nicht nur deren formale Konstanten, also ungebrochener Erzählfluß, eine einheitliche Erzählperspektive, eine gleichmäßige Stillage, sondern gleichermaßen ihre Inhalte, in denen geschickt systemkonforme Wünsche mit solchen, die einem echten Bedürfnis entspringen, kombiniert werden. Deren Verfilzung ist die Leistung der Trivialliteratur. Reproduziert wird eine anheimelnde Unmittelbarkeit. Man geht

in seiner Mittagspause auf die Straße und trifft zufällig den Mann seines Lebens, einen jungen, braungebrannten Mann, der einen antrazithfarbenen Porsche fährt, Gutsbesitzer oder Fabrikant. Das ist das Leben. Nicht der Mehrwert, der den antrazithfarbenen Porsche ermöglicht. Diese falsche Unmittelbarkeit ist der Stabilisator der kapitalistischen Gesellschaft, die davon lebt, daß man sie nicht durchschaut: die von den Unternehmern gesteuerten antrazithfarbenen Porsche, die bunte Leuchtreklame in den Geschäftsstraßen, die Phrasen von der freiheitlichen Gesellschaftsordnung, der sozialen Symmetrie, dem schönen Spanien, den dynamischen Politikern, den erfolgreichen Unternehmern. Diese falsche Unmittelbarkeit, die sich einerseits aus der Personalisierung aller Ereignisse, andererseits aus einem über alles waltenden Fatum ergibt, diese Unmittelbarkeit als falsche zu entlarven, unternimmt die aufklärerische Literatur; und gerade darum wird ihr immer wieder ihre Lebensferne und ihre Verdrehtheit nachgesagt. Einerseits eine falsche Unmittelbarkeit, die gerade darum erfolgreich ist, weil sie die Wirklichkeit lediglich „spiegelt“, andererseits die Bemühung des politischen Autors diese Unmittelbarkeit als falsch auszuweisen, wobei er, um erfolgreich, das heißt massenwirksam zu sein, Unmittelbarkeit in seiner Darstellung aufnehmen muß. Das ist jener Widerspruch, den wir schon am Anfang konstatierten und der nur auflösbar ist, wenn man die gesellschaftliche Funktion der Trivialliteratur von dem Gebrauch, der jeweils von der Lektüre gemacht wird, genauer bestimmt, z. B. Unterhaltung, Überwindung der Isolation, Lebenshilfe etc. Dieser Gebrauch, der von der Literatur Tag für Tag hunderttausendfach gemacht wird, zeigt an, daß viele Bedürfnisse unbefriedigt bleiben. Entscheidend ist, ob diese Problematik, die ihre Ursache in der widersprüchlichen sozialen Wirklichkeit hat, von der Literatur aufgegriffen und dargestellt oder ob sie unterschlagen wird, indem dem Leser suggeriert wird, man könne der monotonen Büroarbeit entfliehen, wenn man in der Mittagspause „Glück“ hat, einen Industriepinzen trifft und geheiratet wird. Solche Ersatzbefriedigung liefert die Trivialliteratur und induziert damit zugleich ein falsches Bewußtsein, das den Leser abermals auf sich und die Ausweglosigkeit seiner Situation verweist, wenn er das Roman-Heft aus der Hand legt.

Der Bastei-Verlag charakterisiert mit Hinblick auf mögliche Inserenten seine Romane: „Das Romanheft ist in hohem Maße geeignet, den Bedürfnissen nach einer heilen Welt, nach Ersatzbefriedigung Rechnung zu tragen...“¹ Aufklärerische Literatur, die den Leser von solcher falschen Unmittelbarkeit befreien will, müßte sich zunächst einmal auf die Artikulation solcher Bedürfnisse einlassen, dann aber zeigen, wie solche Bedürfnisse befriedigt werden können, das heißt, sie müßte diese als *realisierbar* zeigen. Das aber unterläßt nicht nur der Roman „Die schönen Schwestern von Gut Wildenberg“, sondern auch Jonkes „Geometrischer Heimatroman“. Kann man im ersten Beispiel eine Flucht aus

¹ Zit. n. Barbara Weinmayer, Frauenromane in der BRD, kürbiskern 1/71, S. 82

der irritierenden Realität von Kurzarbeit und Mietpreiserhöhungen in die beruhigende Fiktionalität einer heilen Welt von Gut Wildenberg mit seinen schönen Schwestern vermuten, zeigt sich im zweiten Beispiel eine Hinwendung zu einer Literatur, die Irritation hervorrufen soll; in beiden Fällen liegt Abstinenz von Wirklichkeit vor. Sowohl in der Fiktionalität als auch in der Irritation der Literatur wird diese als das bessere Selbst der sozialen Wirklichkeit verstanden. Für beide Verfahren — so unterschiedlich sie auf den ersten Blick erscheinen — gilt gleichermaßen, daß die Ursachen der Irritation in der literarischen Präsentation nicht sichtbar werden. Dem Leser der Bastei-Romane wird als Realismus vorgeführt, was die faktische Realität, die er täglich erlebt, konsequent verdreht. Die Widersprüche der gesellschaftlichen Wirklichkeit, unter denen der Leser zu leiden hat, werden in den Romanen als persönliches Versagen deklariert oder auf ein immer waltendes Fatum bezogen.²

Ähnlich bei Handke und Heißenbüttel, die konsequent die Wirklichkeit aus der Sprache abfiltern und die Irritation nur im sprachlichen Bereich, in der literarischen Methode aufzeigen, ohne daß dabei deren soziale Bedingtheit erkennbar würde.

Beides sind die Extreme einer Literaturtendenz, die ich zusammenfassend *systemkonforme Unterhaltungsliteratur* nenne. Unterhaltung soll dabei keineswegs pejorativ verstanden werden, die Betonung liegt auf systemkonform.

Selbstverständlich ist die Intention der Autoren unterschiedlich: einerseits die zynische Schreibe jener Autoren, die seriell die heile Romanwelt als Ersatzbefriedigung für die kaputte Freie Welt herstellen, andererseits die subjektive Überzeugung eines Handke, mit seinen literarischen Innovationen bestimmte Erkenntnisse zu vermitteln. Die jeweilige Leseerwartung, die Intention des Autors und deren konsequente literarische Realisation heben die Produkte in die luftigen Bereiche der gehobenen Literatur oder stürzen sie in die Tiefe der Trivialliteratur.

Dem steht gegenüber eine Literatur, die sich ihrer Intention nach gerade gegen solche Ersatzbefriedigung richtet. Sie will durch Aufklärung bewußtseinsbildend auf den Rezipienten wirken, und zwar in einem emanzipatorischen Sinn. Es erübrigt sich fast, hervorzuheben, daß solche Literatur von den Vertretern der bürgerlichen Ästhetik, von Hegel bis Staiger, als uneigentliche verworfen wurde.

Stärkster Exponent dieser „Aufklärungsliteratur“ ist heute der Agitprop, der sowohl Lyrik, Epigramm, Kurzprosa, Protestsong als auch dramatische Texte, insbesondere das Straßentheater umfaßt. Die Agitprop-Literatur ist relativ neu in der Bundesrepublik (daß ihre Tradition über die Bewegung der Ostermarschierer bis in die Arbeiterbewegung der zwanziger Jahre hineinreicht, soll hier nur angemerkt werden; diese Tradition wurde inzwischen schon Dissertations-

thema der Literaturwissenschaft) und bildet sich verstärkt mit der einsetzenden Politisierung 1965 heraus. Am Anfang wurden zumeist tradierte Formen der bürgerlichen Literatur, insbesondere das stark wertbesetzte Gedicht *umfunktioni*ert, das heißt der seinstschwere Sprachgestus wurde durch politisch-alltägliche Informationen ausgewechselt. Die Provokation lag schon in dem Austausch bestimmter Sprachebenen und Inhalte. Stand am Anfang der Agitpropbewegung ein überzogener Optimismus, mit Hilfe der Literatur eine revolutionäre Veränderung der Gesellschaft bewirken zu können, Resultat der revolutionären Ungeduld bürgerlicher Literaten (was zugleich verständlich ist, da Schreiben die Produktionsweise ist, durch die sich die Literaten selbst verwirklichen), so wurde bald die begrenzte politische Wirkung von Literatur erkannt und ihre Funktion im politischen Kampf realistisch eingeschätzt. Als ein neues Kriterium brachte der Agitprop die Effizienz in die Literaturbeurteilung — bis dahin der Trivialliteratur vorbehalten, was auch heute noch das Selbstverständnis der bürgerlichen Literaten verunsichert. (Man lese zum Beispiel die aggressiven Reaktionen Handkes zu diesem Problem nach.)

Eine präzise literarische und politische Einordnung des Agitprop fehlt bis heute. Wird der Agitprop von einigen — zumeist Schriftsteller, die selbst Agitprop schreiben — als einzig mögliche Literatur herausgestellt, was einseitig ist, so wird er von anderen als Inkarnation der Anti-Literatur verdammt. Diese Literatur-Päpste, die zumeist in den Schlüsselstellungen von Rundfunk, Zeitungen und Zeitschriften sitzen, befürchten, daß die Zweckfreiheit der „wahren“ Literatur durch ein direktes politisches Engagement befleckt werden könnte. Sie von der Notwendigkeit der Agitprop-Texte zu überzeugen, kann allenfalls über politische Argumentationen erfolgen. Anders bei den Kritikern des Agitprop von links, bei denen sich zumeist zwei Einschätzungen zeigen, die beide ihre bürgerliche Provenienz nicht leugnen können: die einen dulden Agitprop allenfalls als ein Übel, das solange nicht beseitigt werden kann, solange nicht die „eigentliche“ sozialistische Literatur heraufkommt, die anderen glauben, daß Agitprop, überhaupt aufklärerische Literatur, irrelevant, weil unwirksam sei. Prominentester Vertreter dieser Richtung ist Enzensberger: „Die bisherigen Versuche, gleichsam mit Gewalt aus dem Ghetto des Kulturlebens auszubrechen und die ‚Massen zu erreichen‘, etwa mit den Mitteln des Agitprop-Songs oder des Straßentheaters, sind gescheitert. Sie haben sich als literarisch irrelevant und politisch unwirksam erwiesen.“³

Kein Gedicht kann die Unternehmer enteignen, kein Straßentheater morgen den Generalstreik ausrufen, wer das verlangt, baut eine Scheinproblematik auf. Agitprop ist, will er überhaupt wirksam sein, angewiesen auf eine konkrete politische Bewegung, je besser diese organisiert ist, desto besser läßt sich die literarische Arbeit mit ihr für bestimmte Aktionen und Projekte koordinieren,

² Vgl. Barbara Weinmayer, *Frauenromane in der BRD*, kürbiskern 1/71

³ Enzensberger, *Gemeinplätze*, die neueste Literatur betreffend, KURSBUCH 15, S. 192

desto größer ist seine Effizienz. Die Qualität eines Agitprop-Textes ist davon ablesbar, wie weit es ihm gelingt, sich selbst überflüssig zu machen, das heißt das, was er propagiert, so zu vermitteln, daß es möglichst bald in die politische Praxis umgesetzt wird. Damit wird die Information überholt, veraltet, mit ihr der Text, was — im Gegensatz zur bürgerlichen Literatur, die von Dauer und Allgemeingültigkeit her gewertet wird — sein qualitativer Maßstab ist. Wer also am Agitprop dessen Aktualitätsgebundenheit kritisiert, hat ihn nicht verstanden. Das bedeutet aber nicht, daß der Agitprop nicht literarisch kritisierbar wäre, im Gegenteil. Sichtet man die politische Literatur, so fragt man sich oft, warum da überhaupt versifiziert oder gar mühevoll gereimt wurde, was besser — und das meint überzeugender — ein politischer Leitartikel geworden wäre. Die literarische Form erscheint oftmals eher zufällig, eine Laune des Schreibers. Kennzeichnenderweise fehlen bis heute Analysen der unterschiedlichen Medien; was ist z. B. adäquat in einem Gedicht, was in einem Song, was mit dramatischen oder filmischen Mitteln darzustellen. Daß auf diesem Gebiet auch die bürgerliche Ästhetik so gut wie nichts vorweisen kann, sollte uns nicht ent-, sondern ermutigen. Bei einer solchen Medienreflexion muß bedacht werden, daß die Distributionsmittel zumeist von der herrschenden Klasse kontrolliert werden. Das führt zu einer Distributionsblockade — die wir schon am Anfang erwähnten —, mit der der politische Autor rechnen muß, die er also in der Wahl des jeweiligen Mediums einzukalkulieren hat, denn diese Barriere läßt sich nur an ihren Rändern umgehen, dort, wo progressive Redakteure in Rundfunkanstalten und in den Zeitungen sitzen, sie läßt sich umgehen durch Lesungen in Altersheimen, Krankenhäusern, Bücherhallen, Gewerkschaftsabenden oder mit Hilfe einiger linker Verlage und Zeitschriften. Dabei läuft die Aufklärungsliteratur immer Gefahr, sich im Kreise zu bewegen, daß also diejenigen erreicht werden, die schon „aufgeklärt“ sind.

In dieser Problematik der Veröffentlichung ist die Ursache zu suchen, warum heute gerade die kleine literarische Form dominiert, das Epigramm, der Aphorismus, das kurze Gedicht, die Politstory. Sie werden auch von bürgerlich liberalen Zeitungen als Lückenfüller genommen. Peter Maiwald und Arnfried Astel haben zum Beispiel diese Lücken literarisch gekonnt mit linken Inhalten gefüllt.

Kann der Agitprop-Text — zumeist mündlich vorgetragen — auf den jeweiligen Bewußtseinsgrad des Adressatenkreises abgestimmt werden, so ist dieser für eine politische Literatur, die nicht für einen konkreten Anlaß und eine bestimmte Zielgruppe geschrieben wurde, nicht mehr exakt bestimmbar; man kann nur allgemein sagen, daß sie zumeist Sozialisten und — sehr vage — „Sympathisanten“ erreicht.

Damit verändert sich notwendigerweise die literarische Präsentation, denn diesen Lesern und Hörern muß nicht erst bewiesen werden, daß Flick und Finck Großkapitalisten sind, ihnen soll vielmehr z. B. durch ein Gedicht, eine neue Qualität des Erkennens vermittelt werden, was kein politischer Artikel oder Aufsatz

leisten kann; das Gedicht (die Literatur) sollte spielerisch Phantasie und Intellekt ansprechen und damit jene Lust erzeugen, die hilft, Durststrecken zu überwinden, im Kampf für ein menschliches Dasein, dessen Teil die Lust selbst schon ist. Das kann das Gedicht leisten, wenn es sich auf sein Medium konzentriert: die Sprache.

Sprache ist nach Marx⁴ das praktische Bewußtsein, durch das der Mensch für sich und für andere ist. Durch die Sprache, durch das Bewußtsein, wird zugleich bestimmt, *was* man für sich ist und *was* man für andere ist. Die Sprache entscheidet also tendenziell mit darüber, wie die gesellschaftliche Realität strukturiert ist und ob diese Struktur überhaupt wahrgenommen wird. Wer über die Sprache verfügen kann, kann auch über das Bewußtsein verfügen, nicht nur über das eigene, sondern auch über das anderer, die nicht im gleichen Maße über Sprache verfügen. Die Beherrschung der Sprache, das heißt der Besitz der Massenmedien, schlägt unmittelbar um in politische Macht. In der Bundesrepublik beherrscht die herrschende Klasse auch die Sprache. Sie dient ihr nicht nur, indem sie sich darin gewandt ausdrückt, sondern auch um die bestehenden gesellschaftlichen Zusammenhänge zu verschleiern. Die bewußtseinsmäßige Umpolung der eigentlichen Interessen der Lohnabhängigen durch die Massenmedien — was als Entpolitisierung bezeichnet wird, tatsächlich aber eine hochgradige Politisierung ist — zeigt erstaunliche Folgen.

Bei Planspielen in den Gewerkschaftsschulen, in denen Gewerkschaftsfunktionäre Tarifverhandlungen proben, zeigt sich bei den neuen Kursteilnehmern, daß diejenigen, die die Unternehmer spielen, so überzeugend argumentieren können, daß sie die Lohnforderungen ihren Kollegen ausreden können. Resultat dessen, was man Tag für Tag zu hören bekommt: da ziehen die Sozialpartner an einem Strang, da dürfen Lohnforderungen den Wohlstand nicht gefährden, da muß der Arbeitsfriede unbedingt gewahrt bleiben, denn schließlich sitzen doch alle in einem Boot. Hier liegt die Möglichkeit des politischen Gedichts, es muß mit dieser verdrehten Sprache arbeiten, es muß jene Sätze, Sentenzen, Begriffe und Metaphern der kapitalistischen Bewußtseinsindustrie spielerisch entlarven, es muß wieder hörbar machen, was einem durch tägliches Hören und Sehen vergeht, was sich hinter diesen Stabilisations-Topoi verbirgt. Dafür müssen neue spezifische Formen gefunden werden, indem das vorgefundene Sprachmaterial neu strukturiert und organisiert wird, durch Antithesen, Parallelismus, durch Parodie und Ironie, Pointe und Klimax.

Was der politischen Literatur oftmals noch fehlt, ist die spielerische Phantasie, die — wie schon gesagt — durchaus emanzipativ sein kann, insbesondere da, wo Phantasie mit verchromten Autos, Farbfernsehern oder Spanien-Reisen verstopft wurde, wo im Interesse des Kapitalismus deformiert und entstellt wird, was ihn in Frage stellen könnte: die Vorstellungskraft eines realisierbaren Glücks.

⁴ K. Marx, Die Deutsche Ideologie, Frühschriften, Stuttgart 1953, S. 357

Auch in der verlogenen Romanwelt von Vorgestern, die bevölkert ist mit Prinzessinnen, Gutsbesitzern und Förstern, zeigt sich noch der Abglanz von diesem Glück und der Wunsch nach einer „heilen“ Welt; ein Begriff der durch das larmoyante Gerede konservativer Zivilisationskritiker diskreditiert wurde, hinter dem sich aber ein legitimer Anspruch auf eine befriedete Welt verbirgt, eine Welt ohne Ausbeutung, ohne den Kampf um das Lebensnotwendige, ohne das brutale Konkurrenzprinzip, eine Welt, in der der Mensch zum Menschen wird. Solange solche Wünsche umgeleitet werden in die Fiktionalität einer Roman-Wirklichkeit, die das Glück als blinden Zufall in einer statischen Welt zeigt, das nur erreichbar ist, wenn man sich hineinschickt in das Unabwendbare, d. h. in die Normen der bürgerlichen Gesellschaft — solange bleiben dann auch diese Wünsche folgenlos, abgeleitet durch Ersatzbefriedigungen. Wenn der Phantasie aber die Möglichkeit gezeigt wird, ihre Wünsche als realisierbar zu verstehen und wenn deutlich wird, was einer solchen Verwirklichung entgegensteht, dann wird daraus eine politische Kraft entspringen, die all die profitablen Traumfabriken lahmlegen wird. „Der Mensch eignet sich sein allseitiges Wesen auf allseitige Art an, also als totaler Mensch. Jedes seiner *menschlichen* Verhältnisse zur Welt, Sehn, Hören, Riechen, Schmecken, Fühlen, Denken, Anschauen, Empfinden, Wollen, Tätigsein, Lieben, kurz alle Organe seiner Individualität, die die Organe unmittelbar in ihrer Form als gemeinschaftliche Organe sind, sind in ihrem *gegenständlichen* Verhalten oder in ihrem *Verhalten zum Gegenstand* die Aneignung desselben. Die Aneignung der menschlichen Wirklichkeit, ihr Verhalten zum Gegenstand ist die *Betätigung der menschlichen Wirklichkeit*; menschliche *Wirksamkeit* und menschliches *Leiden*, denn das Leiden, menschlich gefaßt, ist ein Selbstgenuß des Menschen.“⁵

Aufgabe der Literatur wäre es, darzustellen, was der Entfaltung des Menschen zur Betätigung der menschlichen Wirklichkeit entgegensteht, das wäre die aufklärerische Funktion der Literatur, die sie mit der Theorie teilt, zugleich aber könnte sie unmittelbar Phantasie und Emotionen ansprechen — was die Theorie kaum kann; sie könnte zeigen, wie sich die menschlichen Fähigkeiten frei entfalten können, indem sie Sehn, Hören, Riechen, Schmecken, Fühlen, Denken, Anschauen, Empfinden, Wollen, Tätigsein, Lieben in ihrer Darstellung aufnimmt und sie der deformierten Wirklichkeit entgegenstellt. Literatur würde damit eine Utopie artikulieren, die sie zwar nicht vorausnehmen kann, die aber durch „Benennung“ Stimulanz wird für die konkrete Arbeit an der Veränderung dessen, was solcher „menschlichen Wirksamkeit“ entgegensteht. Veränderung wäre ebenso wenig als ein Abstraktum zu verstehen, als bloße theoretische Forderung, wie das angestrebte Ziel einer „humanen Wirklichkeit“, sondern Veränderung wäre aufzuzeigen auch in der menschlichen Sinnlichkeit, zu konkretisieren in Wahrnehmungen, in Gesten, Gefühlen und Handlungen.

⁵ K. Marx, Ökonomisch-Philosophische Manuskripte, MEW, Ergänzungsband 1, S. 539 f.

Hier liegt ein von der linken Literatur kaum beachteter Bereich vor, den die Sensibilisten mit ihrem Gefasel in Mißkredit gebracht haben und der immer in Gefahr ist, vom Konsum vereinnahmt zu werden: „Genuß im Stil der neuen Zeit“. Es gilt aber gerade zu zeigen, was das für ein Genuß ist, wer wirklich genießt, derjenige, der die Aura des Genießens kauft und sie kaum genießen kann, weil der Genuß an der Oberfläche des Produkts haftet, die verchromten Autos etwa, mit dem eingebauten Verschleißeffekt oder ob der genießt, der an solchen „Genüssen“ verdient. Dann steht der Brillantring für eine harmonische Ehe, der Sportwagen für ein befriedigtes Sexualleben, der dreiwöchige Italienurlaub für die ganzjährige Angst um den Arbeitsplatz.

Gezeigt werden müßte, daß die meisten Genüsse heute noch keine menschlichen, sondern vom Kapital bestimmte sind, daß auch sie den Warencharakter tragen, verdinglichte Genüsse sind, so wie auch alle anderen menschlichen Sinne und Tätigkeiten vom Profitinteresse verdinglicht werden, sowohl in der Produktions- als auch in der Konsumtionssphäre, also das Sehen für Agfa, das Hören für Telefunken, das Riechen für irish moos (Jeden Morgen einen Schuß Frische, Freiheit, Abenteuer), das Schmecken für Coca Cola. Deutlich werden müßte, daß auch die Sinnlichkeit, die Gefühle, sowie das, worauf sie sich richten, der Veränderung unterliegen, nicht so statisch und erstarrt sind, wie sie sich heute zeigen.

Veränderung, auf das Individuum bezogen, kann in der Literatur am deutlichsten in der Handlung realisiert werden, das bedeutet, daß eine Literatur, die aufklären will, die Handlung zurückgewinnen müßte, der heute gern die Plüschtrötel nachgesagt werden. Mit der Rückgewinnung einer Erzählhandlung wird auch die große Form wieder zu verwirklichen sein, die sich nicht nur an die kleine Schar der literarischen Avantgarde richtet. Die Handlung müßte zentrieren um die Problematik Individuum und Gesellschaft.

Wenn man voraussetzt, daß die politische Bewegung der vergangenen Jahre auch im individuellen Bereich ihre Folgen hinterließ — was sicherlich der Fall ist —, muß man sich fragen, wie diese Veränderungen sich äußern, im Sehen, Hören, Riechen, Denken, Lieben usw. Davon ausgehend wird sich auch leichter aufweisen lassen, wo sich noch bürgerliche Relikte bei jenen finden, die ihrem Selbstverständnis nach sich als Sozialisten oder Kommunisten bezeichnen. Diese Relikte finden sich gerade im „privaten“, also individuellen Bereich und sollten nicht hämisch zur Schau gestellt werden, sondern mit dem Versuch sie bewußt zu machen, damit sie auskorrigiert werden können. Solche bürgerlichen Verhaltensmuster sind nicht selten: jener, der präzise die kapitalistische Ausbeutung am Beispiel der Schwarzen in den USA erläutert, während seine Frau in der Küche abwäscht; jener, der behauptet, Kommunisten seien immer fröhlich und dann bitterböse reagiert, wenn man ihm widerspricht; jener der stundenlang über die bürgerlichen Meinungsmonopole monologisiert, ohne seinen Gesprächspartner zu Wort kommen zu lassen. In Gesprächen oder Diskussionen unter Linken ist zum

Beispiel eine Verkümmern der Fragesätze zu beobachten, dafür häufen sich Wendungen wie: das ist doch *selbstverständlich* soundso (abschließende Handbewegung), was das Buch kennst du nicht (Stirnrunzeln), das ist *eindeutig* (entschlossene Miene), das ist *natürlich* soundso, das hat derundder doch schon längst bewiesen.

Die sich daraus ergebenden Konflikte werden heute, wenn überhaupt, nur im „privaten“ Kreis diskutiert; sie zu veröffentlichen ist nicht literarischer Voyeurismus, sondern hat eine politische und menschliche Aufgabe: es gilt den Blick zu schärfen für Konfliktstoffe, für psychische Verhärtungen oder verbale und gestische Streitmechanismen.

Eine solche emanzipative Veränderung wäre, so glaube ich, adäquat darzustellen in einer epischen Form, die sowohl aufklärerisch als auch unterhaltend sein kann, dem Entwicklungsroman. Da dieser Begriff einen typisch bürgerlichen Romantypus bestimmt, müßte es genauer heißen: „negativer“ Entwicklungsroman.

Denn der bürgerliche Entwicklungsroman beschrieb die Herausbildung eines Individuums, das durch den katalysierenden Einfluß der Gesellschaft seine Anlagen möglichst optimal entfaltet, also einen extremen Individualismus. Der sozialistische Entwicklungsroman müßte den umgekehrten Weg beschreiben, den Weg eines Individuums, das aus seiner bornierten Vereinzelung zu einem kollektiven Bewußtsein gelangt, in einem Kollektiv lebt und arbeitet. Die meisten bürgerlichen Intellektuellen, die sich heute um einen Klassenstandpunkt bemühen, haben eine solche Entwicklung durchlaufen (was sie oftmals durch kräftige Verbalisierungen zu verdrängen suchen).

Die politische Literatur sollte nicht einfach den Wandel der politischen Einstellung beschreiben, sondern vor allem wie sich Wahrnehmungen, Gesten, Handlungen etc. verändert haben.

Selbstverständlich wäre es falsch, wenn man als Autor diese Probleme aufgreifend, sich dazu entschlösse, die vorliegende Aufklärungsliteratur mit der vorliegenden systemkonformen Unterhaltungsliteratur zu kreuzen, in der Hoffnung, die Qualität der einen und den Erfolg der anderen gleichzeitig einheimen zu können. Das Ergebnis wäre ein literarisches Monstrum. Gemeint ist vielmehr die Verbindung — eine langfristige Arbeit — zweier literarischer Tendenzen, für deren Realisation zugleich eine neue Form der Präsentation entwickelt werden muß. Das Problem der Form kann nicht abstrakt diskutiert werden, aber es gilt sicherlich, daß die sozialistische Literatur formale Momente der progressiven bürgerlichen Literatur tradieren wird, ohne deshalb deren zweiter Aufguß zu werden. Sozialismus ist jedoch — überflüssig das zu betonen, würde es nicht immer wieder vergessen — nicht nur die verbesserte Fortsetzung progressiver Tendenzen der bürgerlichen Gesellschaft, sondern ein qualitativ Neues, das sich auch literarisch nicht nur in neuen Inhalten, sondern davon untrennbar, auch in neuen Formen der Präsentation artikulieren muß.

Sie hier abstrakt zu diskutieren, wäre nutzlos, solche neuen Formen der Präsen-

tation müßten von der literarischen Praxis jeweils konkret bestimmt werden, eine Praxis, die nicht am Schreibtischrand halt machen darf. Wer heute noch unter dem Holunderbusch sitzend die erhabenen Gipfel der Alpen besingt, ohne die Skilifte zu sehen, der soll ungestört allein weiter singen; auch wer sagt: „Einen Satz sagen. Einen Satz erzählen. Es gibt Sätze, die sich nicht mit einem Satz sagen lassen“, ohne zu fragen, wer über was für wen einen Satz sagt, soll das allein sagen, den wollen wir bei seinen Sätzen nicht stören; wer aber mit dem, was er schreibt, beitragen will zu einer Veränderung, die nicht literarisch, sondern gesellschaftlich sein soll und damit wiederum auch literarisch, wird wissen, daß solche Veränderungen sich nicht allein mit der Schreibmaschine erreichen lassen.

Die Autoren, die heute noch zumeist in Heimarbeit an ihren Texten für Verlage und Rundfunkanstalten bosseln, müssen zunächst einmal ihre isolierte Produktionsweise überwinden, denn diese reproduziert die bürgerlichen Literaturdefekte. So ist, wenn man sich mit politischen Autoren unterhält, eine gängige Erklärung für das, woran sie gerade arbeiten: „Ich versuch das mal, vielleicht komm ich damit weiter.“

Literatur als Experimentierfeld für mögliche individuelle Erkenntnisse ist zwar legitim, läuft aber immer Gefahr, seitab von den wirklichen Problemen zu verkümmern. Denn dabei wird nicht für die konkreten Bedürfnisse geschrieben, sondern der Autor verläßt sich darauf, daß seine momentanen Probleme auch die derjenigen sind, für die er schreibt. Das entspricht einander, solange der Autor als privilegierter Intellektueller für den gleichermaßen privilegierten Kreis der Bildungsbürger schreibt. Seine Idiosynkrasie ist zumeist auch die anderer Bildungsbürger, in der Literatisierung dieser Idiosynkrasie (das „Bannen des Überwältigenden im erträglichen Wort“, solche Sentenzen geistern noch heute durch die Literaturwissenschaft), konnten sie sich wiedererkennen und diese genießen, „denn das Leiden, menschlich gefaßt, ist ein Selbstgenuß des Menschen“. (Marx)

Hier liegt die Ursache für die Esoterik solcher Literatur, die in dem Moment schwinden würde, wenn der Autor tatsächlich für die Bedürfnisse der Massen schriebe und versuchen würde, deren Leiden — aber auch Möglichkeiten ihrer Überwindung — zu artikulieren. Allerdings ist das nicht mehr in der literarischen Einsiedelei möglich, sondern erfordert verstärkt eine Arbeit im Kollektiv, und zwar sowohl bei der Herstellung als auch bei der Veröffentlichung (z. B. gemeinsame Lesungen) von Texten. Das schließt selbstverständlich auch die Bemühungen ein um eine gewerkschaftliche Organisation, um sich den Monopol Tendenzen in den Massenmedien entgegenzustellen. Solche Kollektive müßten, damit sie nicht zu „gekrönten Blumenorden“ werden, offen sein auch für Nicht-Schriftsteller und mit einer politischen Organisation zusammenarbeiten.

Die Gruppenarbeit schlosse die Diskussion der jeweiligen Texte ein, zu deren neuem Selbstverständnis damit die Korrektur von außen gehörte, (wodurch sie

sich schon in ihrer Produktionsweise von den bürgerlichen Texten unterscheiden würden). Erfahrungen mit den Publikationsorganen sollten ausgetauscht werden. (Noch vor fünf Jahren konnte man als literarisches Greenhorn andere Greenhorns nach Veröffentlichungen fragen, ohne daß sie eine ihrer Beziehungen preisgegeben hätten, vor Angst einen weiteren Konkurrenten auf dem Marsch zum Parnas an den Fersen zu haben.) Wichtig wäre schließlich die Koordination der politisch-literarischen Arbeit. (So hat die Gruppe „Hamburg linksliterarisch“, die später aufgrund persönlicher Querelen zerfiel, 1968 auf dem Hamburger Literaturmarkt „Hamburg literarisch“ eine gemeinsame Lesung veranstaltet und trat zugleich bei den Lesungen reaktionärer Autoren gemeinsam auf, mit Flugblättern und Diskussionsbeiträgen. Das Material wurde zuvor recherchiert, diskutiert und als Flugblatt oder Erklärung gemeinsam formuliert.)

Man sollte aber auch versuchen, über diese organisatorischen Aspekte einer literarischen Gruppenarbeit hinaus eine neue Produktionsweise zu gewinnen. Nach meinen Erfahrungen ist es durchaus möglich, Texte kollektiv zu schreiben. Dramatische Arbeiten, Reportagen, Features, auch Prosastücke könnten so beschleunigt und, was entscheidend ist, oftmals auch qualitativ besser hergestellt werden. Was dem als hinderlich entgegensteht, ist einerseits das auch politischen Autoren noch inhärente Selbstverständnis vom individuellen Schöpfungsakt und andererseits — Resultat der jahrelang gepflegten isolierten Produktionsweise — persönliche Eigenarten, besser Sonderlichkeiten, die zu Reibungen führen. Der eine Autor kann nur bei Beatmusik schreiben, der andere nur mit Bach-Kantaten im Hintergrund. Das aber kann nicht durch Forderungen abgebaut werden, sondern nur durch Praxis und die beginnt sehr bescheiden mit einem jour-fix, auf dem zunächst die eigenen Texte vorgelegt und zur Diskussion gestellt werden.

Erforderlich wäre vor allem auch ein Forum, in dem überregional ein Austausch von Informationen möglich ist, in dem Publikationsmöglichkeiten veröffentlicht werden (z. B. in welchem Sender progressive Literaturprogramme laufen), in dem die spezifischen Probleme des Schreibens diskutiert werden können (was die Forderung nach einer sozialistischen Ästhetik nicht nur verbalisieren, sondern tendenziell realisieren würde), in dem der jeweils aktuelle Stand der literarischen Produktion vorgestellt wird. Das ist keine rhetorische Schlußformel. Nutzen wir dieses Forum, den *kürbiskern*.

I.

Es wird gelesen. Es wird sogar viel gelesen. Davon zeugen unter anderem die Bestseller-Listen, die der *SPIEGEL* allwöchentlich ermitteln läßt. Sie zeigen *was* (viel) gelesen wird. Jetzt zum Beispiel „Love Story“. Gleichzeitig wird Literaturkritik geübt. Zum Beispiel „Love Story“ ironisch verrissen. Daß die Quantität an verkauften Exemplaren nichts aussagt über die Qualität eines Buches gilt als Binsenwahrheit. Kaum einer wundert sich darüber. Mit den ‚primitiven‘ literarischen Bedürfnissen der großen Lesermasse wird fest gerechnet. Und nicht nur von Großverlegern. Daß es sich tatsächlich um äußerst komplizierte Bedürfnisse handelt, da sie immer gesellschaftlich bedingt und oft manipuliert sind, darauf wird in diesem Heft an anderer Stelle eingegangen.

Glaubt man den Bestsellerlisten, dann unterliegen solche Bedürfnisse bzw. die Wahl der Mittel zu ihrer Befriedigung nur geringen Schwankungen. Simmel, Malpass begleiten den lesenden Bundesbürger durch die Jahre, ohne besondere Innovationen an Inhalt und Form. Anders bei der sogenannten anspruchsvollen Literatur. In dem Zeitraum zwischen dem ersten und dem vorerst letzten Simmel brachte sie Widersprüchliches hervor, sollte einmal ganz verschwinden, hat sich aber doch unverdrossen in unterschiedliche Richtungen fortentwickelt. Ohne dadurch wesentlich neue Leserschichten erobern zu können.

Die skizzierten Widersprüche muß eine Analyse literarischer Trends berücksichtigen. Aber wie soll sie vorgehen, was kann sie leisten? — Notwendig ist dreierlei. Einmal eine historisch-materialistische Untersuchung etwa der Literatur seit 1945; sie müßte die Entwicklung bestimmter Tendenzen verfolgen und deren Bezug zu der sozio-ökonomischen Entwicklung der BRD klären. Von daher ließe sich die Lage auf dem Literaturmarkt heute als historische Situation unter spezifischen gesellschaftlichen Bedingungen erfassen. Ausgehend von der Lage auf dem Literaturmarkt sollte (zweitens) das Vorhandene aus der Perspektive einer sozialistischen Bewegung nach seiner politischen Relevanz eingeschätzt werden. — Als Drittes muß das literarisch Vorliegende auf jene inhaltlichen und formalen Elemente geprüft werden, die eine Literatur, die innerhalb einer politischen Strategie wirksam werden will, übernehmen könnte. — Ich beschränke mich hier auf Fragen, die die letzten beiden Punkte betreffen.

Nimmt man Inhalt und Form als Koordinaten, mit deren Hilfe sich literarische Entwicklungen beschreiben lassen, können für die letzten Jahre grob drei Richtungen konstatiert werden. Einmal eine stark von der Form her bestimmte Literatur, die nicht auf gattungsmäßig fixierte Schemata (Sonett, Novelle etc.) zurückgreift, sondern auf Sprache, so wie sie durch den Gebrauch präformiert

vorliegt. — Neu ist außerdem eine Literatur, der es vor allem auf den Inhalt ankommt und Inhalt meint hier politischen Inhalt; sie hat sich parallel zur Politisierung etwa seit 1965 verstärkt herausgebildet. Daneben halten sich traditionell strukturierte Werke, wobei unter traditionell eine tradierte Darstellungsweise verstanden wird, die durch ein Gleichmaß von Inhalt und Form und den Verzicht auf Experimente in beide Richtungen gekennzeichnet ist.¹ In Reinkultur verwirklicht finden sich diese Trends, die quer durch alle literarischen Gebiete gehen, natürlich kaum. Gerade der politische Trend hat sich sowohl in die sprachlich operierende als auch in die traditionelle Richtung der Literatur eingelagert.

II.

Verfolgt man den sprachlichen Trend von seinen rein formalistischen Auswirkungen bis zu seiner Füllung mit politischem Inhalt, so sind zunächst am äußersten Punkt der Koordinate Form die Versuche der Konkreten Poesie zu orten. Die semantische Komponente der Sprache wird hier weitgehend ausgeschaltet, indem man diese soweit formalisiert, daß die optische Valenz der Buchstaben oder der Wortanordnung ausschlaggebend für den Charakter eines Textes wird. Eine Poesie für einen kleinen Kreis von Liebhabern, der sich in den gut 15 Jahren seiner Existenz eher verkleinert hat. Die Auflagen der konkreten Poeten sind gering und wahrscheinlich wäre diese poetische Richtung bereits vergessen, wenn sie nicht teilweise bei den dritten Programmen der Rundfunkhäuser Unterstützung erfahren hätte. In Hörspielen haben die Dichter (u. a. Franz Mon) versucht, das, was bei der Lektüre durch optische Strukturierung semantisch vermittelt wurde, auf die akustische Ebene zu übertragen. Die gesprochene Sprache wird zu anderen Geräuschen und Tönen in Beziehung gesetzt. Solche Hörtexte bedienen sich technisch der erweiterten Produktionsmittel des Hörfunks, z. B. der Stereophonie. Daß hier begrenzte, aber doch neue gesellschaftliche Erfahrungen bewußt werden, wird meist dadurch verhindert, daß man in der Kombination der Geräusche diese auf ihre reine Lautvalenz reduziert und damit der durchaus vorhandene gesellschaftliche Bedeutungsraum abgeschnitten wird. — Daß diese rein optisch oder akustisch wirkenden Texte keineswegs sozialkritisch sind, wie ihre Autoren gern behaupten, sondern daß sich in solchen formalen Texturen eine wertneutrale Sprachtechnologie verbirgt, die bei dem technokratischen Selbstverständnis derer, die sich ihrer bedienen, dann umschlägt in eine Bestätigung des Systems, das erweist die Verwertbarkeit dieser Methode in der Werbung. Eugen Gomringer, Altvater der Konkreten Poesie, in einem Interview angesprochen auf den elitären Anspruch dieser literarischen Richtung, formuliert das mit reaktionärer Naivität: „Im großen und ganzen stimmt das. Und das be-

¹ Die hier vorgenommene Trennung von Inhalt und Form ist eine Hilfskonstruktion, die nicht das dialektische Verhältnis, in dem Inhalt und Form zu einander stehen, negieren will.

deutet auch, daß wir wieder Literaten geworden sind. Es geht unseren Lyrikbänden, wie immer es Lyrikbänden gegangen ist, und deshalb finde ich die Bestrebungen von Finlay oder die in der Werbung — ich arbeite ja mit der Konkreten Poesie mehr für die Werbung als für Gedichtbücher — besser, als mit dem Literatentum nur eine kleine schmale Schicht zu erreichen.“²

Mit größerem intellektuellen Aufwand vertreten Max Bense und Helmut Heißenbüttel tendenziell dieselbe ‚Sprach-Literatur‘. Max Bense mehr logisch-mathematisch, Heißenbüttel sogar mit gesellschaftlichem Anspruch. Seine Topographien, Konstellationen u. ä. sind Sprachexperimente, die, indem sie die Sprache von der herrschenden Grammatik und Syntax befreien, zunächst das Bewußtsein, aber dann auch die Sprechenden selbst von den herrschenden gesellschaftlichen Zwängen befreien wollen. Hier feiert der deutsche Idealismus seine literarische Auferstehung: Löst man die Syntax auf, dann zerbröckelt auch der Flick-Konzern. Die neue neutrale Sprache, die Heißenbüttel fordert, reflektiert zwar nicht mehr aktiv die Interessen der Herrschenden, in ihr kann aber auch nicht Partei für die Beherrschten ergriffen werden. Den Herrschenden kommt das gelegen. Sprachliche Überlegungen sind auch für jene Literaten signifikant, die Anregungen vom Nouveau Roman bezogen (z. B. Jürgen Becker). Der Deutbarkeit einer komplexen Realität gilt das Mißtrauen dieser Poeten. Und damit auch deren Ausdruck in Sprache. Man begnügt sich mit der Deskription von Oberflächen, von optisch und akustisch Wahrnehmbaren, von Details. Die Sprache wird zu diesem Zweck flachgeklopft: Zusammenhänge, Bedeutungen, Interpretationen soll sie nicht ausdrücken. Im besten Fall eignet sich diese Methode dazu, Mechanismen gesellschaftlichen Verhaltens plan abzubilden (Handke: Begrüßung des Aufsichtsrats). Die Abnutzungserscheinungen eines solchen Verfahrens sind jedoch groß; nicht zufällig, daß Handke — durchaus im Einklang mit dem Literaturmarkt — auf Innovation insistiert. Den technokratischen Ansatz, der in dem Handkeschen Verständnis von Literatur und damit auch von Realität liegt, haben Uwe Timm (Kürbiskern 4/70) und Michael Buselmeier (Kürbiskern 1/71) nachgewiesen; daß eine Übertragung der literarischen Methode auf die soziale Wirklichkeit — wie sie Handke unternimmt — in die Nähe des Faschismus geraten kann, zeigt Martin Walser im *Kursbuch* 20 auf.

Eine Reihe von Autoren — wie Handke vom Strukturalismus beeinflusst — gingen dazu über, Methoden der Pop-Art auch in der Literatur anzuwenden. Ihre Prinzipien: Reproduktion, Verfremdung durch Veränderung des Kontextes. Was Andy Warhol seine Coca-Cola-Flaschen, sind diesen Literaten Werbeslogans, Hitparaden, Sätze aus einer Fernsehserie. Sie reproduzieren vorgefundenes Sprachmaterial; indem sie es von dem unmittelbaren Gebrauch, in welchem es steht, trennen, lenken sie die Aufmerksamkeit auf eben diesen Gebrauch. Sie wollen Trivialmythen decouvrieren und können sich dabei theore-

² in: *Text + Kritik*, 30/71. In demselben Heft mehrere informative Artikel zur Konkreten Poesie

tisch auf die Analysen des Strukturalisten Roland Barthes stützen.³ Sie selbst verstehen sich oft als ‚Linke‘ oder sogar als Marxisten. Aber marxistische Analyse, so wie sie von einer politischen Bewegung gebraucht wird, ist ihnen zu einfach. Das ist zum Teil auf die Produktionsweise dieser Autoren zurückzuführen, die von der marxistischen Theorie inhärenten Forderung nach Aufhebung der Theorie in politischer Praxis in Frage gestellt werden kann. Ihre Arbeit besteht darin, sich mit Überbauphänomenen auseinanderzusetzen, und zwar vorzugsweise mit seriell produzierten und konsumierten Erzeugnissen der ‚Bewußtseinsindustrie‘. Eine Arbeit, bei der Rezeption (Konsumption) vor der Produktion überwiegt. Darin unterscheiden sie sich grundsätzlich von der Masse der Lohnabhängigen. Ihr Arbeitstag hat die Struktur der Freizeit jener, und gewährleistet ihnen damit diejenige Muße, die zur Herausbildung einer verfeinerten Sensibilität und Reflektion notwendig ist. Indem sie für sich einen gesellschaftlichen Zustand vorwegnehmen, erweisen sie sich oft als untauglich, für dessen allgemeine Verbreitung zu arbeiten. — Sie haben ein Faible für das unreflektiert-Naive, das sich im Banalen verbirgt und das für den Reflektierenden in der Reflektion zum uneinholbar Komplizierten wird. Sie übernehmen die Rolle des Zuschauers und schauen sich augenzwinkernd selbst dabei zu. Sie entwickeln eine Originalität, also Individualität, die vorgibt, Kollektives zum Ausdruck zu bringen: Die Donald-Duck- (Die Ducks. Psychogramm einer Sippe) oder die Western-Stimmung, die gemeinsamen Musikidole (Uwe Nettelbecks Platteninventar). Die hergestellte ‚Kollektivität‘ ist jedoch nichts anderes als Reflex des Warenangebots. Sie täuscht Befreiung durch (reflektierte) Identifikation vor (Bazon Brock). Spiegelbildlich dazu die kommerzialisierte Verweigerung des ‚Underground‘ und der daraus hervorgegangenen Literatur, die Martin Walser untersuchte, allerdings stärker von der nordamerikanischen Szene herleitete. Diese Literatur mit stark anarchistischem wenn überhaupt politischem Einschlag ist durch eine Naivität in Sachen Theorie gekennzeichnet, über die die angepöpten deutschen Autoren im allgemeinen nicht verfügen. Bei ihnen liegt die Gefahr vielmehr darin, daß sie dem Trivialen in unserer Gesellschaft literarisch so viele Reize abgewinnen, daß man fragen muß, was sie ohne die Gesellschaft täten, die das Triviale ständig hervorbringt. Und daß etwas als trivial erkannt werden kann, setzt voraus, daß die Masse es unmittelbar konsumiert. — Derart verselbständigt hat sich die Kulturkritik nicht bei jenen Autoren, die versuchen, das Triviale einzuordnen: z. B. Ror Wolf in seinem Fußballbuch, Hermann Piwitt in einer Parodie des Internationalen Frischchoppens; Sprache wird hier auf ihre gesellschaftlichen Inhalte geprüft. Ähnlich in Klaus Stillers fiktivem Hitler-Protokoll, das faschistische Sprache ad absurdum führen soll.

³ Roland Barthes: *Mythen des Alltags* — edition suhrkamp. „Trivialmythen“ heißt bezeichnenderweise ein von Renate Matthaei im Märzverlag herausgegebenes Buch, das eine repräsentative Auswahl von Beiträgen der diesem Trend zuzurechnenden Autoren enthält: Rolf Dieter Brinkmann, Uwe Brandner, Peter O. Chotjewitz, Wolf Wondratschek, Uwe Nettelbeck, Otto Jägersberg u. a.

Aber selbst dann, wenn die Literatur, die hier bisher dem ‚sprachlichen‘ Trend zugeordnet wurde, eine im weitesten Sinne politische Zielsetzung hat, ist ihre Wirkungsmöglichkeit auf den Kreis der Eingeweihten begrenzt. Von einer marxistischen Perspektive aus gesehen zeigt sie Entsprechungen zur Kritischen Theorie: ihre Kritik bleibt auf den Überbau beschränkt und versucht nicht eine Verbindung zur Praxis (und damit zur Basis) herzustellen. Verstanden werden kann sie nur von denjenigen, die schon politisiert sind, oder die Kenner in Sachen Überbau, sprich Bildungsbürger, sind.

Das gilt nicht für die politische Lyrik, bzw. Agitpropolyrik, die in den letzten Jahren entstanden ist. Auch sie arbeitet weitgehend mit vorgefundener Sprache, versucht aber gerade, deren Inhalte als Resultat der Widersprüche des kapitalistischen Systems aufzuzeigen. Eine Lyrik, die nicht nur Versatzstücke montiert, sondern die durch Kontrast, Parodie, Pointierung (besonders in den epigrammatischen Kleinformen) die notwendige Analyse mitliefern will. In der vom Quer-Verlag 1969 herausgegebenen Agitprop-Anthologie finden sich gelungene Beispiele für eine solche Methode, die in den besten Fällen dialektisch vorgeht. Bei politischen Aktionen und Lesungen haben sich diese Texte bewährt. Sie erreichen das, was sie anstreben: Information und Solidarisierung. — Die Politisierung des sprachlichen Trends gewann damit für die Literatur eine neue Öffentlichkeit.

III.

Die Wirkung in einer hergestellten politischen Öffentlichkeit kann jedoch nur eine der Zielsetzungen von Literatur sein. Denn gelesen wird vor allem im privaten Bereich und auch der Besucher politischer Veranstaltungen hat ein Recht auf ‚Heimlektüre‘. Und er kann von den Literaten, die seine Interessen zu verfechten vorgeben, erwarten, daß sie ihre literarische Produktion nicht nur auf Aktionen abstimmen und ihn in seiner Freizeit Bastei- und Bertelsmann-Produkten überlassen.

Die große Masse der Leser bevorzugt für die Freizeit eine traditionell strukturierte Literatur, die entsprechend dem Grad an literarischer Vorbildung der jeweiligen spezifischen Leserkreise, von unterschiedlicher Qualität ist. Sie gehört zum Realismus im weitesten Sinne oder zu dem, was man dafür hält.

Ordnet man auch dieses Literaturangebot zwischen den Koordinaten Form und Inhalt, so gehören auf die formalistische Seite Groschenhefte, anspruchslose Krimis und ähnliches. Und das trotz der einprägsamen Inhalte, die mit einer minimalen Variation tausendfach reproduziert werden. Denn indem die Variation bestimmter Handlungsträger und Handlungsabläufe zum Strukturprinzip dieser Romane wird, entsteht eine formalisierte Roman-Syntax, die eine Reduktion der möglichen Inhalte bedingt. Liebende Försterstochter und adliger Gutsherr sind Schablonen, in denen der Wunsch nach einem Leben mit lösbaren Kon-

flikten Form geworden ist. Und eine gewisse Anzahl solcher Schablonen, die letztlich alle für das Gleiche stehen, wird permutiert. Wie sie jeweils neu kombiniert werden, ohne daß daraus etwas wirklich Neues entstehen kann, das macht den Reiz dieser Romane aus. — Handke für die niederen Stände. — Nach dem selben Prinzip wird durchschnittliche Unterhaltungsliteratur geschrieben; der feste Buchrücken ist oft der einzige Garant für Qualität. Doch in dem Maße wie eine größere Zahl von ‚Schablonen‘ aufgenommen wird, erfolgt die Auseinandersetzung mit der Realität zunehmend differenzierter.

Zu diesem quantitativen Unterschied tritt dann ein qualitativer, wenn die Intention des Autors (die mit einer Publikumserwartung korrespondieren muß) sich nicht in der Herstellung konsumierbarer Literatur erschöpft, sondern darüber hinaus auf eine Aussage zielt, die — geprägt von einer redlichen Auseinandersetzung mit der Realität — einen humanen Anspruch vertritt und diesen formal adäquat artikuliert. — Hier ist der Unterschied zwischen Böll und Simmel zu suchen. Die Spannungen und Konflikte in Simmels Romanen sind literaturimmanent, sie rotieren in sich und versuchen keinen Bezug zu der Realität des Lesers herzustellen, der über Allgemeinmenschliches oder Geographisches hinausgeht. So z. B. wenn der Held ein Agent ist, der mit dem Durchschnittsleser nicht viel mehr gemeinsam hat, als daß er gerne gut ißt; parallel dazu die Transponierung von Politik in die Sphäre der Spionage, die von einer Eigendynamik bestimmt zu sein scheint, auf die der Nichtbeteiligte kaum Einfluß nehmen kann (ohne daß dabei zumindest der Einfluß von Politik auf die ‚Nichtbeteiligten‘ deutlich würde). Anders bei Böll, der das, was an der geschichtlichen Wirklichkeit als problematisch erfahren wurde — also potentiell auch für den Leser erfahrbar war —, direkt oder indirekt artikuliert. Ein solcher sozialkritischer Realismus, der durch seinen Verzicht auf formale Experimente auch einem größeren Publikum verständlich blieb, war in der Bundesrepublik der Träger des ‚bürgerlich-humanistischen Erbes‘. Neben Böll sind unter anderen Koeppen, Frisch, Lenz, Schnurre, Walser seine Repräsentanten. Überwiegend wurde von ihnen eine Auseinandersetzung mit der faschistischen Vergangenheit und deren Nachwirkungen geführt. Einer der wenigen, die sich intensiver mit der von der Restauration des Kapitals geprägten westdeutschen Gegenwart beschäftigten, ist Martin Walser (Ehen in Philippsburg, Halbzeit, Einhorn).

Paradoxerweise bedingte jedoch die zunehmende Politisierung zunächst eine Abwendung von sozialkritischer Prosa und Lyrik⁴, die sich einmal als Mißtrauen am bürgerlichen Roman, zum anderen als voreilige Resignation die Wirkungsmöglichkeiten der Literatur betreffend äußerte. Dreierlei literarische Reaktionen stellten sich ein: ein Verzicht auf Literatur (Enzensberger), ein Rückzug des Autors aus der Literatur, gewährleistet durch eine dokumentarische Methode (Erika Runge, Bottroper Protokolle, Walsers Herausgabe der Aufzeichnungen

von Ursula Trauberg), sowie eine Selbstbesinnung des Autors in seinem Werk (Walsers Fiction).

In der dramatischen Literatur hingegen besteht seit Anfang der sechziger Jahre, als Hochhuth mit dem Stellvertreter die Wirksamkeit politischen Theaters bewies und damit die Ära des absurden Theaters beendete, eine ungebrochene Tradition sozialkritischer Stoffe. Eine der Ursachen dafür ist, daß das Medium Theater eine öffentliche Rezeption impliziert, die im Gegensatz zu der privaten des Romans steht.⁵ — Drei Formen des ‚engagierten‘ Theaters bildeten sich heraus: dokumentarische Dramen, die sich vor allem mit Problemen des Dritten Reichs auseinandersetzten (z. B. Hochhuths *Stellvertreter*, Kipphardts *Joel Brand*, *Die Ermittlung* von Peter Weiss); historische Dramen, die nicht nur Geschichte darstellen, sondern auch einen direkten Bezug zur Gegenwart aufzeigen wollen (z. B. *Marat* und *Hölderlin* von Weiss, Tankred Dorsts *Toller*, Dieter Fortes *Lutherstück*); sozialkritische Gegenwartsdramen (z. B. *Überlebensgroß Herr Krott* und *Kinderspiel* von Walser, Martin Sperrs *Jagdscenen aus Niederbayern*).

Diente bei dem dokumentarischen Drama das Dokument als Beweis für eine These oder als Ausgangspunkt für eine politische Argumentation, so ließ die dokumentarische Methode in der Prosa die Fakten für sich sprechen. Als Mangel dieser Methode, die nicht zuletzt Widersprüche in unserer Gesellschaft aufdecken wollte, zeigte sich, daß die reinen Fakten (sprich Protokolle), versehen mit dem Reiz der Authentizität, zwar nach dem Motto ‚ja, so ist es‘ zum Teil gern zur Kenntnis genommen wurden, daß sie — unkommentiert — aber unterschiedlich interpretiert werden konnten, was die intendierte Aufklärung wieder in Frage stellte. — Reportagen, wie die Günther Wallraffs oder die von Mitgliedern des Werkkreises für Literatur der Arbeitswelt, erwiesen sich als nützlicher, da die Perspektive und damit die Analyse des Autors mit in seine Arbeit eingeht und sich nicht nur in der Auswahl der Fakten äußert. Der Autor kann mit dieser Literatur unmittelbar politische Wirkungen erzielen, weil er seine Informationen direkt aus eben dem Bereich bezieht, für den er auch schreibt. Er wendet sich in erster Linie nicht an eine anonyme literarische Öffentlichkeit, sondern an einen überschaubaren Adressatenkreis: z. B. an seine Kollegen im Betrieb. Am eigenen Arbeitsplatz kann er seine Arbeiten durch Flugblatt oder Lesung veröffentlichen und diskutieren.

Selbst politisch organisierte Literaten verfügen über diese Möglichkeiten nicht in gleichem Maße. Deshalb ist ein Rückgriff auf die Reportage für sie nur begrenzt ein Ausweg aus dem Literaturdilemma. Die Rückbesinnung auf den eigenen Erfahrungsbereich, z. B. in Form von autobiographischer Literatur, bietet sich als Alternative an. Wobei sich allerdings sofort die Frage stellt, inwiefern

⁵ Die Spezifika des Mediums Theater können hier nicht ausführlich untersucht werden, was aber notwendig wäre, um zu einer präzisen Einschätzung der Dramenproduktion zu gelangen. Deshalb werden nur grob einige Richtungen genannt.

⁴ Die Lyrikrichtung, die Enzensberger repräsentierte.

die Erfahrungen der Autoren repräsentativ für einen größeren Leserkreis sein können. Das ist sicherlich nicht der Fall bei Heike Doutiné (Wanke nicht mein Vaterland) und Gerhard Zwerenz (Kopf und Bauch), die letzthin — durchaus im Einklang mit dem Trend auf dem Literaturmarkt — ihre eigenen Entwicklungsromane geschrieben haben. — Der Hang zur Autobiographie findet sich nicht nur bei Literaten, sondern auch beim Leser. Er bevorzugt allerdings Speers *Erinnerungen*, Hildegard Knefs *Geschenkten Gaul* und kann in diesem Jahr zwischen den Flickenschildt- und den Gehlen-Memoiren wählen. Diese Bücher verdanken ihren Erfolg jedoch nicht nur geschicktem Marketing und der Prominenz ihrer Autoren. Ihre Zwischenstellung zwischen Sachbuch und Roman verspricht ein Maximum an Information, vermittelt durch eine realistische Darstellungsweise und die individuelle Perspektive des Autors.

IV.

Eine Literatur, die entsprechendes leistet, hat der politische Trend bislang noch nicht hervorgebracht. Seine Leistungen liegen, wie bereits beschrieben, auf dem Gebiet einer öffentlichen Literatur. Diese stützt sich auf die Erfahrung, daß überall da, wo sich neue Formen kollektiver Rezeption herausgebildet haben (Straßentheater, Agitproplesungen, Protestkundgebungen), ohne Schwierigkeiten Texte rezipiert werden, die nicht mit Individualperspektiven arbeiten, dadurch ein relativ hohes Abstraktionsniveau erreichen, ohne deshalb eine sinnlich-gestische Komponente ausschalten zu müssen. Aber außer zu den Zeitpunkten, wo das Individuum in politischen Aktionen, Versammlungen, Streiks usw. (den Gelegenheiten, für die auch Agitprop im weitesten Sinne gedacht ist) Solidarität erlebt und sich als Individuum dem Kollektiv zu einem mitbestimmten Ziel unterordnet, — außer zu diesen Zeitpunkten erlebt es stets von der begrenzten Perspektive des isolierten Individuums aus. In all den Fällen also, wo Literatur vereinzelt rezipiert wird, kann diese auf eine solche Individualperspektive (die nicht mit der des Erzählers identisch zu sein braucht, sondern bereits in der traditionellen Struktur des Romans liegt) nicht verzichten. Eine solche Literatur muß jedoch die Möglichkeit der Entwicklung des Individuums zum Kollektiv hin sichtbar machen und darf ihn nicht, wie etwa das Knef-Buch, das zu einer in der Realität nicht zu verwirklichenden Identifikation einlädt, weiter als Individuum isolieren. Statt dessen muß die bestehende Isolation bewußt gemacht werden, ohne daß dabei resignative Larmoyanz verbreitet wird. Bloße Gesellschaftskritik, vermittelt durch das individuelle Erlebnis von Mißständen, reicht nicht aus. Man wird wieder positive Helden erwägen müssen. Wichtig ist dabei jedoch, daß die damit anvisierte Tendenz, die die individuelle Identifikation des Lesers herausfordert, nicht überstrapaziert wird. Die Identifikation müßte der Roman selbst aufbrechen helfen, mit dem Ziel, Analyse und die Fähigkeit zur Analyse zu vermitteln. Das würde die Entwicklung eines gesellschaftlichen

Bewußtseins, das nicht moralisch auf Individuen, sondern politisch auf das Kollektiv ausgerichtet ist, fördern.

Das bedeutet nicht, daß aus dem Roman ‚der Mensch‘, ‚das Gefühl‘ und ähnliches, was bis dato in der politischen Literatur vermißt wurde und ihr den Vorwurf der Sterilität eintrug, verschwinden sollte. Aber es soll nicht nur der fühlende, sondern und vor allem der denkende Mensch angesprochen werden. Denn der ist nötig. Daß Phantasie und Kreativität, zwei für die politische Arbeit unerlässliche Eigenschaften, auch beim Denken ausgebildet werden können, bleibt meist unerwähnt. Durch Phantasie und Kreativität muß Denken wieder attraktiv gemacht werden. Dafür sind zum Beispiel Literaten zuständig. — Und wer sagt, daß Denken keine gute Unterhaltung ist.

Erdmute Beha Der Illustrierten-Autor

Der Illustrierten-Autor als Typus ist eine Folgeerscheinung der triumphalen Fernseh-Invasion während der fünfziger Jahre. Da die photogene Newsverarbeitung der Illustrierten vom schnelleren und perfekteren Bildschirm entaktualisiert wurde, mußten sie ihren Leserfang auf den Erzählteil spezialisieren. Der plötzliche Großbedarf an Serien und Fortsetzungsromanen ermöglichte die Einnistung eines unproduktiven, aber lukrativen Zwischenhandels, den Aufstieg des Stoffe-Maklers Josef von Ferenczy, der es alsbald zum Monopol-dealer für legitimes, weil staatserhaltendes „Opium fürs Volk“ brachte. 1957 ließ er seine „Ferenczy Presse Agentur“ (FPA) ins Handelsregister eintragen: „An- und Verkauf von Stoffen, Ideen usw. verschiedener Schriftsteller“ — und besprenkelte fortan den bundesdeutschen Blätterwald einheitlich mit seinem copyright. Die Informationsgemeinde des von Illustrierten und Regenbogenpresse verbreiteten „romantischen Kontrasts zur materialistischen Mühsal des Alltags“ (H. P. Bahrdt) wird inzwischen auf rund hundert Millionen geschätzt.

Die Produktionsmittel des Traumfabrikbesitzers Ferenczy — manchmal auch Zentralredakteur genannt — sind an die 80 Menschen, genauer gesagt, deren exklusiv an ihn gebundene Köpfe, die am laufenden Band Fortsetzungs-Illusionen ausstoßen. Ferenczys Erkenntnis, „ein Leser soll nicht geängstigt, nicht belastet, sondern bedient werden“, da der Massenkonsumt der „Straßenbahn-mensch ist, der sein Gehirn nicht anstrengen möchte“, wird von seinen Autoren getreulich in die Buchstabenwirklichkeit umgesetzt. Nach einem ebenso simplen wie effektiven System werden die Hauptingredienzen Krieg-Krebs-Crime-Sex-Sentiment dem „Straßenbahnmenschen“ ans Herz geschrieben: der Leser muß mittels Dialog oder schnell wechselnden Szenen in einem ständigen Erlebnisstrudel gehalten werden, am Ende jeder Fortsetzung muß ein dramatischer Höhepunkt eingebaut sein, das Machwerk darf höchstens sieben Hauptfiguren haben und muß — absolutes Gesetz — von Reflexionen jeder Art freigehalten werden.

Nun ist dieses Erfolgsrezept, mit dessen Urheberrecht Verteilerkopf Ferenczy hausieren geht, keineswegs neu. Im Gegenteil, die modernen Helden der Unterhaltungspresse wandeln auf den uralten Leim-Routen primitivster Märchengründe, handeln nach den ewiggleichen Prinzipien des Trivialromans. Der Märchenprinz tritt zeitgemäß auf als Ritter Kuno, als Generaldirektor X, als Obersturmführer SS oder als Supermann 007. Und die dramaturgische Plattformel des „getting into troubles and out again“ — welche die innere Entwicklung der Charaktere durch die äußere Entwicklung der Handlung ersetzt — hat seit eh und je den gleichen Inhalt: Held tötet Feind, raubt Frau — Eros als Überbrücke sozialer Differenzen, vom Prinzen hinab zum Aschenbrödel und vom

Hirtenknaben hinauf zur Prinzessin. Der aktuelle Schein wird mittels naturalistischer Aufmotzung der Rahmensituation erreicht: moderne Topographie, moderne Standings, moderne Vehikel. Ob nun gerade die „Landsers-Welle“ dran ist, die „Sex-Welle“ oder die „romantische Welle“, immer wird ein revolutionärer Impuls zum verniedlichten Kitsch zerstückelt und auf den Markt geworfen — immer ist es Kitsch, der das Leben verkauft, das unserem Leben fehlt, der uns in räumliche oder zeitliche Fernen entführt, in denen das Besondere das Alltägliche ist, die sozialen Normen zumindest zeitweise aufgehoben sind und eine größere Freiheit zu herrschen scheint. Der banal-fixierte Konsument identifiziert sich tag-traumhaft mit dem Illu-Helden, mit seinen Unglücksphasen, die sich doch immer in happy Endsiege auflösen. Im Schnulzen-trip des „der nächste Glückspilz könntest du sein“, erholt er sich für die nächste Zwangsrunde seiner Realität — die häufig genug die des Arbeiters ist, der Klasse also, die in der Illustriertenwelt überhaupt nicht existiert. Dieses „Prinzip der Hoffnung“ hat er so verinnerlicht, daß er nicht in den Mächern seiner falschen Träume seine Feinde sieht, sondern in den intellektuellen Mördern seiner Märchenfiguren. Fortschritt heißt für ihn Lebensbedrohung seiner Illusionen.

Der Illustrierten-Autor ist Erfüllungsgehilfe der konzertierten Aktion „Kultur-Industrie“. Sein Dauerauftrag ist es, „Hinz und Kunz“ davon zu überzeugen, daß die bestehende Welt die beste aller möglichen Welten ist, ihnen also Träume vom jet set zu geben, statt sie Sozialisten werden zu lassen. Als wohlfeiler Exponent des kapitalistischen Systems verheißt er eine imaginäre Vollständigkeit mit „Seligkeit in kleinen Raten“ (so der Titel eines NEUE REVUE-Romans). Doch das Versprechen wird endlos prolongiert, indem er das Begehrte immer wieder exponiert. Fortsetzung folgt! Die nächste Speisekarte wird noch mehr Genuß verheißten — und stimuliert doch wieder nur zur Vorlust Speichelproduktion, die der Betrogene hinunterschlucken muß. Zum Bolustod werden's allein die andern bringen, nämlich jene 200 reichen Leute Paul Sethes, in deren Interesse er die Leser zu folgsamen Produzenten und modebewußten Konsumenten abrichtet. Reinhard Lettau bezeichnet die indirekte, verfeinerte Bewußseinssteuerung als „inzipienten Faschismus“; Propaganda macht heutzutage den Umweg über die „bloße“ Unterhaltung, die Werturteile und Verhaltensmodelle kulinarisch einflößt.

Doch der Illustrierten-Autor ist sich seiner politischen Aktivität nicht bewußt. Sein Bewußtsein ist eher technokratisch denn moralisch ausgerichtet. Ferenczy sagt: „Der All-round-Autor ist tot, es geht nur noch mit Spezialisierung.“ Der Kopf des größten Handelsunternehmens für Manuskripte meint damit nicht das jeweils individuelle Management seiner 80 Lohnschreiber, sondern umgekehrt: allesamt aufs Hausrezept trimmen, auf Schematismus, auf beliebig einsetzbare Fertigteile — auf den präparierten Abonnentengout. Der Autor ist ein programmierter Kopfarbeiter, der vorhandene Klischees mit neuen Effekten (gags) und der vorschriftsmäßigen Gesinnung zu ständig gleichen Märchen-Folgen mon-

tiert. Deshalb ist es möglich, daß ein Routinier über Monate hinweg pro Woche je eine Fortsetzung etwa zu einem Kriegsroman, zu einem Kriminalroman, zu einem Arztroman und zu einer Gruppensex-Serie schreibt und dabei die größten Schwierigkeiten hat, die Namen nicht durcheinanderzubringen.

Die Repetition lohnt sich freilich: die Honorare pro Folge (15 bis 20 Schreibmaschinenseiten) pendeln zwischen 2000 Mark und 8000 Mark, der Durchschnitt liegt bei 3500 Mark, bei einer durchschnittlichen Diktierzeit von fünf Stunden. Ein Roman ist meist auf 12 bis 15 Folgen konzipiert. Sollte er sich jedoch unterwegs als „Renner“ erweisen, so wird der noch übrige Handlungsrest vielleicht auf 20, vielleicht auch auf 30 Folgen gestreckt — wie die Soßen in der Massenküche. Der Pfuscher gilt als Köhner in einer Branche, die den Qualitätsbegriff einzig aus der Quantität ableitet. Dabei hängt die Vollbeschäftigung eines Autors nicht nur von seinem Können ab. Da das unschöpferische Handwerk von vielen gleich gut beherrscht wird, entscheiden weniger Sachzwänge über die Auftragsvergabe als vielmehr blendende redaktionelle Verbindungen und Verbindlichkeiten. Wer sich mit Chefredakteuren und Ressortleitern für Serien und Romane duzt und sie in seinem (Tessiner) Haus bewirtet, wer die Kontaktpflege mit gemeinsamen Sauf Touren oder gar Seitensprüngen schmiert und auch noch von Ehefrau zu Ehefrau untermauern läßt, dem ist es meist zur lieben Gewohnheit geworden, über die Auftragslast zu jammern. Unnötig zu sagen, daß solche Autoren auch von Ferenczy bevorzugt werden.

„Mein Impressum ist mein Bankkonto“, folgert ein Starschreiber stilgetreu und: „Geld macht frei.“ Aber die Freiheit dieser „freien Autoren“ beschränkt sich im Grunde auf die von Ferenczy vorgelebte Alternativwahl des Wohnsitzes: München und Umgebung, für die „Besseren“ der steuerklimatisch günstige Tessin und für die „Besten“ beides. Ansonsten hat man das verinnerlicht, was JASMIN über den auf dem Markt omnipräsenten und drum omnipotenten Ferenczy schreibt: „Er läßt schlampige, verträumte, unpünktliche Mitarbeiter schnell wie kalte Kartoffeln fallen. Bei ihm kann man leben wie ein Millionär, aber man muß arbeiten wie eine Maschine.“ Arbeiten wie eine Maschine oder ökonomische Bannbestrahlung. Doch der etablierte Autor hat keine Wahl. Ein besonders etablierter sagte einmal im Suff: „Um meine Häuser zu ernähren, muß ich immer weiter Scheiße schreiben.“ Gleichwohl hat er, wie die meisten Schreib-Vasallen, seinen vorsitzenden Ausbeuter Ferenczy zum großen Bruder verinnerlicht, spricht stolz und zärtlich von „Joschka“ und sonnt sich im Glanze lohnenswerter Dienstbarkeit. Die Autoren bezeichnen ihre Tätigkeit einhellig als „leichtes Geldverdienen“.

Entsprechend leicht geben sie es aus, vor allem für den demonstrativen Konsum. Bedeutsam in dem Zusammenhang erscheinen mir zwei Tatsachen: Zum einen entstammen die meisten Autoren dem kleinbürgerlichen Mittelstand, haben höhere Schulbildung ohne Studienabschluß, fingen als „kümmerliche“ Redakteure an, um sich schließlich dem Talente-Aufreißer Ferenczy zu verdingen. Zum anderen

ist ihr Gros Mitte Vierzig, gehört also zu jener HJ-Generation, die anfangs die „zerrissene“, dann die „verunsicherte“, dann die „pragmatische“ Generation genannt wurde — und die sich selbst zur „Generation, die alles wiederaufgebaut hat“ kürte. Kurz, diese „Pragmatiker“ orientieren den sozialen Status an den „Wegzeichen des Habens“ (Amery), die vorwiegend Besitz bedeuten — beziehen einen Großteil ihres Selbstwertgefühls aus Chromleisten. Sie unterwerfen sich unkritisch dem Modediktat, heischen nach sozialen Standings vom gestickten und ziselierten Monogramm bis zur jungen Frau oder Freundin, von schöner wohnen bis zu exklusiver sporteln. Gehorsame Diener, die sie sind, können sie gar nicht anders als die Masken und Allüren der Society-Idole — ihrer stilisierten Illu-Helden — zu kopieren. Auch die Exponenten des Systems gehören zu seinen Opfern.

Der typische Illustrierten-Autor ist ein idealtypischer Konformist; ein bißchen gerissener, ein bißchen opportunistischer, ein bißchen ausgeprägter mittelmäßig als der graue Durchschnitt. Drum ist seine Mentalität dem geistigen Niveau des Illustrierten-Verbrauchers so gewachsen; er schöpft den Massengeschmack sozusagen aus seinem eigenen Inneren. Und das akzeptiert das Vorgegebene fraglos, es sei denn es ist gerade in Mode, dagegen zu rebellieren. Mitlaufen ist seine Devise. Als beispielsweise die Anti-Springer-Kampagne auf vollen Touren lief, da war auch er dagegen. Da wollte er nichts mit Springer-Blättern zu schaffen haben (es war ohnedies Hochkonjunktur), wiewohl zwischen Aufmachung und Anliegen einer von Springer vertriebenen Illustrierten und einer von Gruner & Jahr oder Burda und Bauer beim besten Willen kein Unterschied auszumachen ist. Rebellieren tut er freilich nur am Stammtisch — an jenem der Spießermannalität reservierten Ort, wo man seine verdrängten Triebenergien saufend und tobend ablassen darf.

Während der Freizeit offenbart sich ein Grundwiderspruch in seinem Bewußtsein. Einerseits gibt er sich im Gespräch als „Linker“ aus und kokettiert mit seiner fortschrittlichen Haltung fast bis zur Märtyrerpose, andererseits zuckt er die Achsel: was kann man denn anderes als korrupt sein. Er, der tagsüber vom Tessin aus als Fernvernebler der Nation luxuriert, türmt nachtsüber seine Demokratiebewußtseins-Reste zu Heineschen Vaterlandssorgen. Und einem naiven Gasthörer erscheint der Steuerflüchtling als politischer Emigrant, und seine affektiven Wort-Ejakulationen muten wie Zivilcourage an, so laut, so leidenschaftlich verwünscht er die „braune und die schwarze Brut“: vergöttert er die Juden in den Israelis. Seine nichtbewältigte Vergangenheit wird besonders deutlich an seinem völlig unkritischen Philosemitismus, der die Israelis („die Juden“) unter jedwelchen Umständen — konkret: trotz eindeutig faschistischer und imperialistischer Tendenzen — zu den neuen Adelsmenschen stilisiert — so wie sie früher für die Nazis der Abschaum der Menschheit waren. Bei zwei Autoren sah ich die eherne Gesinnung gar auf der offenen Brust baumeln: der guldene Judenstern als Dekorationsstückchen.

Bei alldem ist das Politisieren nichts weiter als ein Usus der fortgeschrittenen Stunde, zu dem man vom small talk übergeht wie vom Wein zum harten Whisky — die Diskussion bleibt ohne Konsequenzen, denn seine feste Meinung hat man längst. Die Wirklichkeit wird so beschnitten, daß sie partout ins Bild der eigenen Vorurteile paßt. Im Nahost-Konflikt heißt das: die Israelis haben immer recht — die Araber sind Schweine. Für die Bundesrepublik heißt das — bei dem „progressiven“ (Privat-)Teil der Schreiber —: die SPD hat immer recht — die CDU macht nur Scheiße. Sein Weltbild ist einfach, er setzt absolut, es gibt nur gut und böse, schwarz und weiß. Differenziertheit, Rationalität ist auch für ihn — wie für seine Leser — ein Makel der intellektuellen outgroup. Im Grunde hält er, der Gerissene, jene Gewissenhaften für schwachsinnig. Und all sein Tun und Lassen ist abgedeckt von einer zwanghaften moralisierenden Selbstgerechtigkeit — der Konformist denkt autoritär. Und patriarchalisch. Die Diskrepanz zwischen progressivem Schein und reaktionärem Sein fiel mir besonders kraß auf an der Einstellung des — männlichen wie weiblichen — Autors zur Frau. Als ob nichts geschehen wäre, variiert er in der Illustrierten nachgerade die drei alten Idealtypen: von der angepaßten, verstehenden, opferbereiten und letztlich triumphierenden (Ehe-)Frau, über die sich dem Amusement widmende, lustspendende Geliebte (einschließlich der Prostituierten), bis zur als geschlechtslose Intelligenzbestie diffamierten, und natürlich häßlichen, Intellektuellen. Sein Illu-Bild der Frau bestätigt er in seinem Privatleben — im Gespräch hinwiederum ist ihre Emanzipation auch für ihn eine abgemachte Sache.

Worauf das Illu-Bild der Frau hinausläuft zeigt ein Beispiel, das für sich selber spricht: Linda Strauß („Campari bitter“), laut TV-TREFFPUNKT vom 22. 6. 1971 „Deutschlands schönste, meistgelesene und bestverdienende Roman-Autorin“, wurde vom Reporter gefragt: „Wenn Ihre Romane so optimistisch und lebensnah sind, wie kommt es dann, daß darin von fünf Frauen vier aus Liebeskummer Selbstmord begehen?“ Ihre Antwort: „Weil ich sie so handeln lasse wie ich selbst handeln würde.“ Und der Endeffekt beim Endverbraucher: Lieschen Müller identifiziert sich so sehr mit der einen, die den Mann ihres Lebens geschafft hat, daß ihr die Strauß-Romane „einen Italienurlaub ersetzen“ — so die Antwort eines Strauß-Fans.

Die Verlogenheit seiner Manuskripte rechtfertigt der Illustrierten-Autor so: Der Leser will ja nichts anderes — Ich muß schließlich von etwas leben — Man muß den Kapitalismus mit seinen eigenen Waffen schlagen — Mit dieser Scheiße finanziere ich meine Bücher. Ja, der Traum vom guten Buch, vom renommierten Schriftsteller quält die Autoren des Herren Ferenczy. Und manch einer hat es tatsächlich geschrieben, sein „Gesellschaftskritisches“ und seine „wahre Identität“ hineingelegt; heraus kam dann — wie könnte es anders sein — ein besserer Groschenroman. Denn Illustrierten-Autor sein, so meine ich, ist nicht ein Job, sondern eine Geisteshaltung.

Bei so viel „leichtem Geldverdienen“ ist erstaunlich, daß die Branche Nach-

wuchssorgen hat. Für ihren Großkommissionär Ferenczy bedeutet das Abspringen der eh schon seltenen Novizen einen klaren Fall von weithin untauglicher Jugend, und deren undiszipliniertes Verhalten eine bedenkliche Verfallserscheinung. Daß die literarische Fließbandarbeit genau so langweilig und unschöpferisch ist wie die materielle, und also die gleichen inneren Konflikte nach sich zieht, liegt außerhalb des Interessenbereichs dieses Managerhelden des deutschen Wirtschaftswachstums — zu dem er von seinem Freund Bernt Engelmann in dessen „Beitrag zur Erklärung des deutschen Wunders“ doch tatsächlich hochgemotzt wurde. Beurteilt man aber die „Schlaffheit“ der neuen Generation von einer anderen Seite aus, so wird sie freilich zur Weigerung, als Schmieröl-Lieferant den Zuträger der Reaktion und des Faschismus herzugeben. Wobei Weigerung allerdings ein verllorener Posten ist, sofern sie sich nicht zur disziplinierten Arbeit im Dienst des Fortschritts formiert. Und Fortschritt ist allein der Weg zum Sozialismus — selbstverständlich auch auf dem Gebiet der Unterhaltung.

Heinz Kamnitzer Die Wandlungen des Arnold Zweig

Zionismus, Psychoanalyse, Sozialismus

Zu den deutschen Schriftstellern, die 1933 Asyl in Frankreich suchten, sagte Jean Richard Bloch:

„Vielleicht seid ihr selbst daran schuld, daß wir nur schwer verstehen, was bei euch vorgeht. Es fehlt in eurer deutschen Literatur an den großen gesellschaftlichen Romanen, die das Leben bei uns in Frankreich, in Rußland, in England, in Amerika erklären helfen.“

Arnold Zweig war, nein, wurde einer der wenigen dieser Gattung, die wir aufzuweisen haben — übrigens bis auf den heutigen Tag. Nach Irrungen und Wirrungen, die Literaturhistoriker allzu oft als planvolle Vorarbeiten ausgeben, erkennt er inmitten der literarischen Auflösungserscheinungen im Roman eine mögliche Kunstform, um bald darauf sich selbst darin zu versuchen.

So zugehörig er sich den Brüdern Mann fühlt, so nahe er Lion Feuchtwanger wird, so verkörpert und vertritt er selbst wohl allein die Renaissance des Gesellschaftsromans in Deutschland, — eben weil er ihn über die bürgerliche Selbstbeschränkung hinausführt. Im Unterschied zu den meisten Gefährten seines Genres blieb er nicht unterhalb der Schwelle, wo Gesellschaftskritik in die Vision einer Alternative übergeht.

Mehr noch, er gestaltete die großen Gegensätze unserer Epoche, indem er die Männer an den Schalthebeln der Macht darstellte sowie das spezifische Gewicht und die dynamische Potenz der Klasse einbezog, die manchmal verschämt als vierter Stand, oft sinnwidrig als Arbeitnehmerschaft gekennzeichnet wird. Und indem er „oben“ und „unten“ der Gesellschaft miteinander verband, erreichte er eine soziale Spannweite und dramatische Spannkraft, deren der Gesellschaftsroman im zwanzigsten Jahrhundert als Lebenselixier bedarf.

Wohlgemerkt es soll hier nicht ausgerechnet am Beispiel von Arnold Zweig in der Literatur für Sprachröhren geworben werden, die politische Gegensätze abreagieren, sondern, wenn schon, für eine Rückbesinnung auf den klassischen Gesellschaftsroman, in dem Schicksale aussagen, nicht Aussagen Schicksale ersetzen oder überwuchern.

Unser erstaunlicher Zeitgenosse ist geworden, nicht von heute auf morgen, — und war es schon gar nicht von Anfang an. Sein Weg nach oben zu Rang und Ruhm ähnelt nicht einer Spirale, die sich gleichmäßig und ungebrochen emporpfpelt. Eher wird man ihm gerecht, wenn man seinem zähen Aufstieg nachgeht, vor allem die Spuren freilegt, dort, wo seine lange Lebensbahn und seine litera-

rische Leistung nicht geradlinig verlaufen. Es sagt sich so leicht — er selbst hat es getan — man wird, was man ist. Eher stimmt es wohl umgekehrt: Man ist, was man geworden. Und wenn einer was geworden ist, dann war es ihm nicht leicht, — sondern schwer — gemacht und schwer gefallen, so zu werden.

Hineingeboren in das Jahr 1887, in das Deutsche Reich, wie Bismarck es ausgestaltet hatte, teilte Arnold Zweig zunächst die „grande illusion“ seiner Epoche. Er nahm die Verhältnisse wie er sie fand, glaubte an einen allmählichen Fortschritt und setzte vor allem auf die geistige Ausbildung und die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts.

Sich selbst betrachtete er als kulturkonservativ, lebte — wenn man darunter die Absage an das Engagement versteht, — jenseits der Politik, und war doch gleichzeitig ihr untertan.

Zwar hatte er es für undenkbar gehalten, daß die europäische Zivilisation es noch gestatten würde, einen Weltkrieg zuzulassen. Doch als es geschah, verfiel auch er dem Wahn. Er taumelte nicht im Zustand geistiger Umnachtung zum Schlachtfeld. Wie seine Altvorderen — Gerhard Hauptmann, Thomas Mann, Alfred Kerr und andere nahm er anfangs am literarischen Feldzug für Krieg und Sieg teil. Er fand sich begeistert drein, war selig, aus seiner Einsamkeit in eine Gemeinsamkeit hinüberzuwechseln. Auch er „vergoldete die Taten des Totschlags“, wie es später in der Erzählung *Helbret Friedebringere* so grausam und einprägsam heißt.

Schon wahr, die Welt seiner *Novellen um Claudia* war dahin. Trotzdem schwer zu glauben ist der Umschlag von den feinsinnigen Salongesprächen zu blutrünstigen Kriegsgeschichten. Wer greift heute schon noch nach den Heften der Albert Langen-Kriegsbücherei, wo sich der Urtext seiner Erzählung *Die Bestie* findet. Da wird belgische Barbarei der deutschen Kultur gegenübergestellt. Erst in einer späteren Fassung sind es nicht mehr belgische Franc tireurs, die deutsche Soldaten zerstückeln und in einem Keller wie Vieh an Gefrierhaken aufhängen, sondern umgekehrt. Und wer liest heute noch einen Aufsatz über Kriegsziele in den *Süddeutschen Monatsheften* nach, wo im Dezember 1915 geschrieben steht: „Fremde Interessen haben uns jetzt nicht zu kümmern. Denn wenn die Waffen sprechen, hat Gott die Entscheidung zwischen den Völkern übernommen. Wem er die Macht gibt, der muß sie gebrauchen.“

Nein, es war keine Ironie dabei, als er, einberufen im April 1915 vom Schlesi-schen Bahnhof an seine Eltern in Kattowitz schreibt: „Ich ärgere mich nur, daß ich schippen muß und keine Kanone kriege.“ Und es gehört zur Literatur wie zum Leben des Arnold Zweig, wenn in der *Jungen Frau von 1914* Bertin bereit ist, auch auf das Straßburger Münster zu schießen.

Doch bald erfuhr der junge Mann von 1914 an der Front im Westen, dann in Ober-Ost wie grausam das Stahlgewitter und wie hochmütig und unbarmherzig seine Vorgesetzten. Er war jüdisch und kurzsichtig; beides verdammte ihn in die Schar der gemeinen Soldaten und bei ihnen zum niedrigsten aller niedrigen, in

das Dreckkommando der Armierer. Aus war es mit der Welt als Wille und Vorstellung. Am eigenen Leibe und auf der eigenen Seele spürte er nun, wie rechtlos der Muschkote und wie ausgeliefert als einzelner.

Der Sturz aus dem Himmelreich der Illusionen in die Hölle der Realität erzeugte zunächst eine Lebensstimmung, die etwa einem Leitmotiv entspricht, das Shakespeare in einem seiner Königsdramen in die Worte faßt: „We are but flies betwixt the fingers of god — they make their sport with us“. Und dennoch, wäre er nicht so geduckt und gedemütigt worden, wer weiß, ob er nicht wieder in die Welt des schönen Scheins zurückgefallen wäre. Für sicher halte ich es jedenfalls, daß sein elftes Gebot, das da lautet „Du sollst dich nicht erniedrigen lassen“ weder die soziale Substanz noch die politische Implikation erhalten hätte.

Als der Krieg zu Ende ging, war er zu einem Propheten der Gewaltlosigkeit geworden. Er träumte von einem demokratischen Gemeinwesen, in dem Geist und Macht sich durchdringen und von waffenlosen Staaten, die friedfertig miteinander auskommen. Philosophisch fand er sich völlig unvorbereitet, oder genauer gesagt, falsch programmiert. Beeinflußt von Husserl, Scheler und Bergson war ihm ursprünglich der Sozialismus — gleich welcher Art — ein Buch mit sieben Siegeln. So erstaunlich es ist, daß er sich schon 1906 in einem Aufsatz mit Karl Marx beschäftigt, so eindeutig ist es, daß er den Wissenschaftlichen Sozialismus mit dem Anarchismus von Bakunin verwechselte.

Erst das Fegefeuer vor Verdun sowie die Erfahrungen und Kameraden vor allem in Ober-Ost machen ihn aufnahmebereit. Er fügt sich begeistert in die deutsche Revolution von 1918. Allerdings, Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg verkörpern für ihn zuerst und vor allem damals die Tapferkeit wider den Krieg. Seine Leitbilder sind noch nicht Marx und Lenin, sondern Landauer und Proudhon.

Wie so viele, die aus dem Blutbad entronnen, kehrt er als Gegner dessen zurück, was er den kapitalistischen Geist nennt. Er bekennt sich zu einem ethischen Sozialismus, der aus religiösem Gefühl und utopischen Reformvorschlägen zusammengesetzt ist. Die Moral der zehn Gebote und der Bergpredigt verbinden sich dabei mit Vorstellungen, die an die Genossenschaftsidylle eines Robert Owen und die gegenseitige Hilfe von Peter Kropotkin erinnern. Allerdings folgt er keinem strengen System. Er bezieht seine Heilslehre über Gustav Landauer, dessen *Aufruf zum Sozialismus* er seit 1912 kennt, und der ihn als Autor von Aufsätzen, insbesondere über Shakespeare, begeistert. Er ist ihm jetzt Prophet und Bruder zugleich. Hier ist einer, der dem Geist huldigt und die Materie vom Postament holt, endlich ein Mann, der den Sozialismus der Liebe predigt, nicht wie ein einfältiger Wanderprediger, sondern ihn aus der Geschichte ableitet und sein Leben dafür einsetzt. Nicht zuletzt ein Schriftsteller wie er selbst, der moralisch gestimmt ist.

Selbstverständlich ist er Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg zugetan. Aber

es ist mehr Ehrfurcht vor ihrem furchtlosen Weg und ihrem grauenhaften Martyrium als die Kenntnis und das Einverständnis. Ja, man muß sagen, er hatte kaum etwas von beiden gelesen, außer einigen Artikeln, und verkannte deswegen schon damals die Bedeutung der beiden. Kein Wunder, daß er ihre geistige Leistung und ihr politisches Vorbild mißversteht und sich von ihnen dort abgrenzt, wo gerade ihre geschichtliche Rolle zu finden ist. Befangen in dem künstlichen Widerspruch von Geist und Macht wahrt er Distanz, weil sie sich nicht auf das Beispiel der Gesinnung, nicht auf die Leidenschaft der Idee, nicht auf die Hingabe an die Kameradschaft beschränkt hatten.

Hier offenbart sich nicht nur eine persönliche Tragik, sondern auch eine nationale Tragödie. Denn Arnold Zweig spricht stellvertretend für die bürgerliche Intelligenz, die den Umsturz 1918 begrüßte, um dann jene zu bekämpfen, die eine Misere an der Wurzel packen wollten. Sein sozialistisches Vorzeichen ändert nichts am politischen Wolkenkuckucksheim. Im Gegenteil, dadurch wird der bürgerliche Idealismus vom Kaiserreich in die Republik hinübergerettet.

Wieder erwies sich ein Wunschtraum als teuer. Seine frommen Hoffnungen waren gefährliche Illusion. Der Kaiser hatte gehen müssen. Doch seine Generäle und Offiziere blieben, um im alten Geist eine neue Armee aufzubauen. Reichswehr und Fememord, Dolchstoßlegende und Revancheziele prägten das Bild der Weimarer Republik. Je deutlicher es wurde, daß Krupp und Stinnes dahinter standen, um so klarer wurde es ihm auch, daß die Leichenberge vor Verdun zurückzuführen waren auf jene, die Lloyd George etwas vereinfacht „die Herren in der steifen Hemdbrust, die sich am Kriege gesundstoßen“ nannte.

Die Weimarer Republik war der leibhaftige Widerspruch zum Wissenschaftlichen wie zum Utopischen Sozialismus. Der sozialdemokratische Weg führte weder zum Sozialismus, noch zur Demokratie. Nicht der Sozialismus, sondern der Kapitalismus marschierte.

Heimgekehrt als Wrack von dreieinhalb Jahren Dienst an drei Fronten, schien ihm die Welt völlig aus den Fugen, und an mehr als Erzählungen wagte er nicht heranzugehen. Nur allmählich begann er zu begreifen, daß er einer widerwärtigen, bösartigen Ordnung selbst in jenen Jahren verfallen gewesen, als sie noch Frieden hielt. Dann durchzuckte ihn die furchtbare Erkenntnis, daß der Massenmord, in den er verstrickt wurde und den er bejaht hatte, aus dieser Ordnung und diesem Frieden herauswuchs, wie der Aasgeier aus dem Brutei. Aber je klarer es ihm wurde, desto verwirrter und verstörter ging er herum.

Erst mußte er sich freimachen von seiner Selbsttäuschung, daß animalische Lust menschlicher Triebe, kurzum biologischer Kampf ums Dasein, den „Großen Krieg der weißen Männer“ erklären könne. Im Jahre 1923, in einem Artikel für die *Weltbühne*, wendet er sich gegen die Schlotherren und Brotjunker, die auf dem Rücken des Volkes Privatgeschäfte tätigen.

Aber es genügte nicht, daß er die Stützen der Gesellschaft deutlicher erkannte und gelegentlich anprangerte. Ehe er nicht wenigstens ahnte, was an ihre Stelle

treten muß, und wo die Gegenenergie war, um eine Alternative durchzusetzen, konnte er auch nicht im Kaleidoskop des Romans sein Zeitalter gestalten.

In den Schützengräben und Baracken war er auf Arbeiter im Waffenrock getroffen, und es begann ihm zu dämmern, daß ein großer Riß durch die Gesellschaft ging. Sie sind es auch gewesen, die ihn auf den Gedanken brachten, ob nicht dieser Krieg aus jenem Frieden herausgewachsen, den er für so gesichert gehalten, vor allem, ob nicht vielleicht die Gewinnsucht und der Größenwahn etwas zu tun hatten mit dem Totentanz, zu dem er sich freiwillig gemeldet.

Um die Mitte der Zwanziger Jahre konnte er nicht mehr übersehen, von woher wieder Gefahr aufkam, und er übersah nicht, daß vor allem Arbeiterschaft und Arbeiterbewegung dagegen Widerstand leisteten. Ich halte dafür: Erst diese Erfahrung und diese Einsicht in der Weimarer Republik sowie das zunehmende Verständnis für den Unterschied zwischen der bürgerlichen Revolution in Deutschland vom November 1918 und der sozialistischen Revolution in Rußland vom Oktober 1917 versetzten ihn in die Lage, seine Epoche zu durchleuchten und zu gestalten.

Solange ihm das Gesellschaftsbild nur in Bruchstücken bekannt war, wenn nicht gar im Nebel erschien, beschränkte er sich darauf, im Ausschnitt der Novelle, an Einzelschicksalen die Grausamkeit und Sinnlosigkeit des Krieges mit den Seelennöten einer Generation zu verbinden, die in ihm verstrickt wurde. Denn, so Arnold Zweig, ein Autor kann anderen etwas nicht begreiflich und anschaulich erzählen, wenn er es selbst nicht versteht, schon gar nicht, wenn es darum geht, eine Antwort zu geben auf die „Grundaufgabe des Epikers, die ganze Welt zu erklären, durchsichtig zu machen, warum wir lebten, aus welchen Bedingungen wir kamen, wie es uns gelingen würde, sie zu bessern.“

In der Tat, erst als er sich soweit glaubte, traute er sich den Weg vom Erzähler zum Romancier zu gehen. Den unmittelbaren Anstoß dazu erhielt er, als er um sich herum bemerkte, wie von der Mehrheit, nein richtiger ist — für die Mehrheit der Krieg aus dem Bewußtsein gedrängt wurde, während eine Minderheit bereits wieder die Zerstörung des Friedens als Kismet oder gar als Gesetz der Geschichte ausgab.

Damals, will heißen im Jahre 1926, diktierte er aus dem Kopf, da die Sehkraft seiner Augen nichts anderes mehr zuließ, den Roman, der ihn weltberühmt gemacht hat: *Der Streit um den Sergeanten Grischa*. Nunmehr ist er in der Lage, hinter dem Justizmord an einem russischen Kriegsgefangenen im Herbst 1917 das Getriebe und die Gebrechen der Gesellschaft zu enthüllen, um beides in der Form des Romans zu gestalten.

Im *Spiel um den Sergeanten Grischa*, 1921, war es noch ein Rechtsbruch an sich, zurückgeführt auf die Absicht der OHL ein Exempel zu statuieren, um den bolschewistischen Bazillus abzuwehren. Im *Streit um den Sergeanten Grischa* begreift Arnold Zweig hinter der Kaste des Militärs die Klasse der Bourgeoisie. Verantwortlich wird jetzt — nicht nur im eigenen Land — gemacht, was er

Mehrwertfresser nennt. Ihre Machtkämpfe, so heißt es, spielen sich ab in einem Klassenstaat um die Herrschaft der Wenigen über Alle. Sie seien es auch, welche die Untertanen in Uniform stecken, um ihren Topf auch noch jenseits der Landesgrenzen zu füllen, nicht etwa weil sie ausbeuten und erobern wollen, sondern weil sie es müßten, gemäß dem Gesetz, nach dem sie angetreten.

Allerdings, diese Klarsicht erhält keiner der beiden Haupthelden, weder Grischa, noch Werner Bertin. Es geht Arnold Zweig gerade darum, die Umstände durchsichtig zu machen, in die ein russischer Bauernsohn und ein deutscher Intellektueller verstrickt gewesen sind, weil sie und ihresgleichen noch nicht über die gesellschaftlichen Ursachen des Krieges unterrichtet wurden. Aber ihnen ist mehr gemeinsam. Beide sind nicht nur Brüder im Irrtum, sondern auch in ihrer Sehnsucht nach Frieden. Vor allem blickt der kaiserliche Landsturmmann auf den zaristischen Sergeanten mit dem sicheren Gefühl, daß jenen ein Schicksal ereilt, das nur zufällig nicht ihm selbst beschieden ist, und er lernt durch den Tod des anderen für sein Leben, sich in der Zukunft besser zu bewähren.

Es entsprach mustergültig dem Reifegrad der deutschen Zustände, wenn am Schluß nicht mehr, doch auch nicht weniger im Offiziersabteil eines Zuges vermerkt wird: „Das Pack beginnt sich zu fühlen, die gelernten Arbeiter, alles, was von Berufs wegen an Maschinen steht. Die Leute haben den Finger am Ventil des Krieges. Sie wissen es noch nicht, denkt ein Oberarzt, der als vierter Mann in diesem Herrenabteil mitreisen darf. Und wenn sie es erst wissen . . .“

So behutsam und so eindeutig wie diese Bilanz ist das ganze Buch. Nicht geborene Schurken und makellose Helden sind im Widerstreit. Man spürt, wie alle geworden sind, durch Umstände, die sie nicht haben wählen können, und doch gehalten werden, sie zu ändern. Seitdem kehrte Arnold Zweig wie ein Besessener, ja wie ein Sünder, immer wieder zu der Stätte zurück, die seine Domäne bis zum Ende seiner Tage wird.

Sein Zentralthema bleibt *Der große Krieg der weißen Männer*, wie er seinen Zyklus nannte. Wohlgemerkt, Krieg nicht als Schlachtengemälde, sondern als Gesellschaftsspiegel. Krieg jedoch gleichzeitig als Klärungsprozeß, durch den die Erkenntnis um sich greift, daß „hinter den Scheußlichkeiten nicht das heroische Opfer, sondern der Profit der Großgrundbesitzer, des Industriekapitals, der Banken steht“ und „nur diese Enthüllung kriegszerstörend wirkt“. (1929)

Trotzdem darf man den Bogen nicht überspannen. Zwar täuschte er sich nicht mehr darüber, daß wirtschaftliche Gewinnsucht und außenpolitischer Größenwahn etwas zu tun haben mit dem Totentanz, zu dem er sich einst freiwillig gemeldet und zu dem wieder aufgespielt wurde. Aber ein Zusammenhang zwischen Kapitalismus und Krieg scheint ihm nicht zwangsläufig zu sein.

Das Jahr des Unheils leitete auch für ihn nicht nur eine Unterbrechung in seinem Lebensplan ein, sondern war auch gewissermaßen eine kopernikanische Wende in seinem Bewußtsein. Wie war es möglich, daß 1914, 1918 und 1933 sogar hochgebildete Zeitgenossen, er selbst eingeschlossen, entweder den Irrweg mitge-

gangen oder ihn nicht vereiteln konnten? Er hatte zwar in seinem Roman *Junge Frau von 1914* gestaltet, wie junge, prächtige Menschen im Ernstfall sich als so abgerichtet erwiesen, daß sie bedingte Reflexe im Sinne von Kaiser und Krupp offenbarten. Aber wieso wiederum, zumal in einer Demokratie, in der alles erlaubt gewesen und das Angebot der Auswahl schier grenzenlos schien?

Die Barbaren des zwanzigsten Jahrhunderts gestatten keinen Spielraum mehr für irgendwelche Selbsttäuschungen über das was sie vorhatten. Dem deutschen Hamlet war nunmehr die Frage nicht nur nach seiner geistigen, sondern auch nach seiner physischen Existenz gestellt. Verfemt, verfolgt oder vertrieben, wer schrieb, hatte sich jetzt auf Leben und Tod zu befragen: Wieviel zählt dein Wort? Wieviel selbst das Wort als Waffe? Wofür wirkt es und wem dient es?

Aber nicht jeden, der sich stellte und gegen das deutsche Verhängnis wehrte, führte die Empörung und der Wille zum Widerstand soweit wie Arnold Zweig. Der Bürgersohn und Frontsoldat, der sich bislang selbst als streitbaren Pazifisten verstand, streift alle idyllischen Illusionen ab und verfolgt das Verhältnis von Geist und Macht bis zu seinen gesellschaftlichen Wurzeln.

Er hatte nie ein gebrochenes Verhältnis zur Macht und ist auch niemals staatsverdrossen gewesen. Beides, Macht und Staat sind für ihn frühzeitig Tatbestände, die sich aus der Existenz des Menschen als Kollektivwesen ableiten. Sie verkörpern für ihn Leitbilder und Organe eines Zusammenlebens. Was sich ändern konnte und sich bei ihm gründlich veränderte, hat mit den Inhalten zu tun.

In jungen Jahren glaubte er an eine harmonische Koexistenz von wilhelminischer Macht und humanistischem Geist. Als der erste Weltkrieg ausbricht, scheint er geradezu ein Glücksgefühl zu empfinden, der Macht dienen zu dürfen, von ihr als Teil einer Gemeinschaft akzeptiert zu sein. In der Weimarer Republik bejaht er einen Staat, von dem er sich erhofft, er werde Macht ohne Gewalt ausüben, vor allem auf militärische Mittel verzichten. Bis dahin sieht er den Staat wie einen Schiedsrichter, der den Mächten der Vernunft, der Gesittung und der Gerechtigkeit den Weg bahnen werde.

Aber dem rauhen Wetter der Wirklichkeit hielt die liberale Lehre nicht stand. Der Staat offenbarte sich als das, was er ist: Vollzugsorgan der herrschenden Klasse. Die Sozialdemokratie bildete, wenn überhaupt, lediglich Übergangsregierungen im Rahmen der bürgerlichen Gesellschaft, die Weimarer Republik erwies sich als Vorstufe zur Schreckenskammer des Faschismus. Die Frage nach Charakter und Wesen stand unabweisbar vor ihm.

Damals gab es nur ein Land, in dem die Staatsmacht das Gewand einer sozialistischen Sozialordnung war. Ursprünglich hatte er die Februar- wie die Oktoberrevolution in Rußland willkommen geheißen, weniger als gesellschaftliche Umwälzungen, mehr als Aufstände gegen zaristische Tyrannei und die Kosten des Krieges. Lenins Ruf zum Frieden hatte ihn erreichen können, eben weil er sich nicht nur an Marxisten, sondern „an alle“ richtete.

Im Bolschewismus sah er anfangs lediglich eine Spielart des Sozialismus, vielleicht sogar eine russische Ausgabe der sozialistischen Bewegung. Er wurde zwar in den zwanziger Jahren Mitglied der Freunde des neuen Rußlands. Aber so sehr er Lenin und sein Werk, vor allem seine Friedenspolitik, anerkannte, liberale Illusionen verstellten ihm vorerst den Blick und verzögerten sein Verständnis für die Strenge der Revolution.

Auch hier dreht sich erst die Achse, als das, was einige Schicksal nennen, nicht mehr schüchtern an seine Tür klopft, sondern ihn wieder so tritt, daß er aufschreien muß.

Mochte er 1914 es für rechtens gefunden haben, daß die Reichsregierung und die deutsche Sozialdemokratie die Kriegskredite bewilligte, 1933 gibt es für ihn keine Entschuldigung, daß die parlamentarische Republik, die SPD eingeschlossen, kampfflos das Feld räumt.

Ebensowenig vermag er hinzunehmen, daß die Regierungen in den westeuropäischen Staaten, die sich als Musterdemokratie anpreisen, der braunen Barbarei ein Zugeständnis nach dem anderen machen, in Spanien General Franco und die Legion *Condor* gewähren lassen, um dann im Abkommen von München das Ende des Friedens gegenzuzeichnen.

Beispiel wurden für ihn die Entschiedenheit und Tapferkeit der Kommunisten sowie die kollektive Sicherheitspolitik der UdSSR unter Maxim Litwinow.

In dem Maße wie sein weltanschaulicher Wandel sein Ziel findet, verändert sich auch seine Ansicht über den Stellenwert der Literatur und der Schriftsteller in der modernen Gesellschaft.

Seine allgemeine Sympathie für soziale Verbesserungen und sozialistische Zielvorstellungen ist hinausgewachsen bis zur Forderung, man sollte nicht nur mit der Arbeiterklasse sympathisieren, sondern müsse sich mit ihr identifizieren. Darin unterscheidet er sich von vielen Gefährten, die im Exil außerstande waren, eine geistige Selbstbehauptung mit einem weiteren Lebenssinn zu verbinden.

In der Tat es war nicht Leiden an Deutschland schlechthin, wodurch so viele daseinsüberdrüssig wurden.

Wenn er nach dem Selbstmord Ernst Tollers vermerkt, „der Mann kämpfte gegen den Gram, der aus seiner Seele aufstieg, und nahm doch die Melancholie nicht als Schicksal hin“, so folgert er, daß reaktionäre Kräfte über die sozialistischen Träume des Dichters Gewalt gewannen, eben weil seine romantische Schwärmerei ihn stets gefährden mußte.

Wenn er von Stefan Zweig, der den gleichen Weg ging, sagt: „Die bürgerliche Gesellschaft Österreichs besaß keinen nobleren Repräsentanten, keinen besseren Darsteller ihrer Fähigkeiten und Schwächen, ihres Charmes und ihrer Hoffnungslosigkeit“, so deutet er damit an, wie verstrickt das Opfer in die Welt von Gestern war und wie verantwortlich dafür eine Klasse, der er sich nicht entziehen konnte.

Lebensangst und Heimatlosigkeit anderer Art trieben Kurt Tucholsky in den Freitod. Als der nüchterne Mann mit dem heißen Herzen auf dem linken Fleck, der so vieles voraussah, nun meinte, alles sei sinnlos gewesen und werde es weiterhin sein, nahm Arnold Zweig in einem Antwortschreiben posthum eine Herausforderung an, die alles von ihm abverlangte.

Wo Kurt Tucholsky verdammt, wozu er selbst gehörte, da ist es Arnold Zweig, ebenfalls Deutscher, Jude und Sozialist in einer Person darum zu tun, daß die Schuld der Schuldigen nicht mit den Sünden verglichen wird, die ihre Opfer begangen. Wo jener die Millionen aufgibt, die dem Rattenfänger aus Braunau folgten, da gibt dieser zu bedenken, die Masse sei nicht zu Würde, Heldentum und Tapferkeit für die Demokratie erzogen worden, sondern die Obrigkeit, einschließlich ihrer Dichter, Philosophen und Geistlichen habe sie für sich selbst abgerichtet.

Wo Tucholsky die deutsche Linke abschreibt, weil sie erfolglos geblieben, da lenkt Arnold Zweig zu einer Selbstkritik über, wonach der gemeinsame Irrtum in dem Irrglauben bestanden habe, die Zeit der Gewaltlosigkeit sei schon angebrochen. Wo aus Gripsholm ohnmächtige Liebe zu Deutschland als ohnmächtiger Zorn herüberweht, da sendet Arnold Zweig den Trost zurück, die Tiefe der Verzweiflung sage nichts aus über die Sache, an der einer verzweifelt, nur über den Grad seiner seelischen Empfindlichkeit berichte er. Und er mahnt den Freund, man müsse lange leben, um den Sieg der guten Sache zu fördern. Diese Gesinnung, von marxistischen Schriften aus Moskau mächtig gefördert, schlägt sich im Werk und als Weltanschauung nieder. In *Erziehung vor Verdun*, erschienen 1935, deutet sich bereits seine radikale Bilanz an. In diesem Werke dringt bereits seine Erkenntnis durch:

1. Die Raubkriege des modernen Imperialismus sind systembedingt.
2. Die bürgerliche Gesellschaft ist nicht reformierbar.
3. Es gibt keine Brücke zwischen den Klassen.
4. Die Schlachtbank kann nur verschwinden, wenn die Produktionsmittel vergesellschaftet werden.

Das Fazit findet sich zehn Jahre später in *Das Beil von Wandsbek*. In diesem Roman, der zur Zeit des III. Reiches spielt, werden Namen und Adressen angegeben.

Die geistigen Repräsentanten des deutschen Bürgertums haben zwar noch ästhetische Ansprüche, aber selbst nichts mehr zu bieten. Das Ehepaar Rohme — aus den *Novellen um Claudia* — pflegt weiterhin Poesie und Musik, aber es hat sich über die Schweiz nach den Vereinigten Staaten zurückgezogen, um von dort der braunen Barbarei noch gute Seiten abzugewinnen. Der konservative Dr. Koldwey orakelt immer noch über die Autonomie des Geistes, während der Feldzug wider die Vernunft und die Würde des Menschen den zweiten Weltkrieg einleitet.

Arnold Zweig hat niemals einen Schwanengesang für die deutsche Bourgeoisie

komponiert. Aber jetzt verdammt er sie in den Orkus. Sein Einverständnis gehört vor allem dem klassenbewußten Kommunisten Friedel Timme in seiner Todeszelle.

Am Ende heißt es: „Unsere Fehler begannen natürlich viel früher, nach dem vorigen Kriege, als die Junker wieder munter wurden und unsere Banken und Stahlmagnaten mit Hilfe ihres Geldzaubers die Kriegsschuld als Geschrei gegen den Versailler Frieden in die Luft pusteten. Danach hätten wir alle mit Timme sein müssen . . .“

Im Exil findet er seine politische Heimat in der kommunistischen Bewegung und dem Land, in dem sie zur Staatsmacht geworden ist. Dort sucht und sieht er jetzt seine Orientierung, verzweifelt darüber, daß man ihm bislang auf der Schule und der Universität und auch späterhin das Wichtigste, wie er es nennt, die marxistische Weltanschauung vorenthalten hat.

Wie weit er dabei ging, wird deutlich im Rückblick auf sein Idol von einst, Gustav Landauer, dem er nun nachsagt, daß „seiner geistigen Struktur die Einsicht verwehrt war, Politik sei eine Funktion der Macht, und Macht das dem Sozialismus zur Durchsetzung der Menschenrechte für die werktätigen Klassen notwendige Medium“.

Erst gegen diesen Hintergrund hebt sich sein Verhältnis zum Judentum und zur Psychoanalyse deutlich und eindeutig ab.

Seine Eltern waren, was man Dreifeiertagsjuden nannte, das heißt man zeigte sich zum Versöhnungsfest, zu Neujahr und zu Chanuka in der Synagoge. Er wurde freireligiös erzogen und wie es Brauch, mit dreizehn Jahren eingeseget. Doch bald darauf war Jahwe für ihn gestorben. Dennoch, eine Absage an seine jüdische Abstammung war es nicht. Schon gar nicht wollte er zum christlichen Glauben übertreten und sich damit das Entreebillet in die bürgerliche Gesellschaft erkaufen. Dazu fühlte er sich mit dem Leidensweg seiner Vorfahren zu sehr verbunden, zu verwoben mit Geschichte und Kultur der Juden.

Vielleicht ahnte er auch, daß man jedenfalls diese Herkunft nicht beim Portier abgeben kann, weil dafür allein schon die Umwelt sorgt. Wohl war auch Trotz und Stolz dabei auf eine Schicksalsgemeinschaft, die sich so zäh erwiesen und aus der soviel geistige Regsamkeit und kultureller Impuls schlug. Nein, aus dieser Tradition wollte er ebensowenig ausscheren wie aus der deutschen Geschichte und dem deutschen Geistesleben.

Ursprünglich hatte er wohl gemeint, der Antisemitismus würde in dem Maße abnehmen, wie humanistische Bildung sich ausbreite. Sein Fortschrittsglaube erhielt einen schweren Schock, der um so nachhaltiger wirken mußte, als es ihn nicht am Ende des Kaiserreiches, sondern am Anfang der Weimarer Republik traf.

Er war in Ober-Ost zum Soldatenrat delegiert worden und mußte erleben, wie man seinen Vorschlag, Offiziere wegen Justizverbrechen zur Verantwortung zu ziehen, damit beschied, man brauchte von Juden keine Ratschläge. Von diesem

Erlebnis schien ihm ein Weg zu führen zu der antisemitischen Welle der Nachkriegszeit. Es ist ihm nicht mehr geheuer im eigenen Vaterlande und einige Jahre wird er in der zionistischen Bewegung rührig.

Die geistigen Grundlagen, ohne die ein Mann wie Arnold Zweig niemals seinen Weg nimmt, lagen nahe. Die Brücke führte von Gustav Landauer über den religiösen Sozialismus von Martin Buber, der ihn zur zionistischen Spielart hinüberleitete. Gustav Landauer selbst hatte auf doppelte Weise vorgebaut. Einmal durch seine Sozialethik, zum andern empfahl er ein einfaches Leben auf dem Lande in brüderlicher Gemeinschaft. Beides kam Arnold Zweig entgegen, als sich seine zionistischen Sympathien wieder belebten.

Er hatte in Galizien und Litauen ein Judentum angetroffen, das selbstverständlich und stolz sein Sonderdasein pflegte. Es war meist auf engem Raum vereint, in Ghettos eingegrenzt und nicht nur durch Religion und Tradition, sondern auch durch eine eigene Sprache und Kultur zusammengehalten. In jiddischer Literatur, jiddischen Gesängen, jiddischen Zeitungen äußerte sich ein Gemeinschaftsleben und Geschichtsbewußtsein, das den sogenannten Westjuden völlig fehlte. Wie nirgendwo hatte hier die zionistische Bewegung tiefe Wurzeln. Nicht nur um grausamen Verfolgungen zu entgehen, strebten viele Juden nach dem Land der Verheißung, sie wollten in Palästina eine Heimstätte begründen, wo sie auf eigenem Boden in einem jüdischen Staat, als Siedler in Sicherheit ihr Eigenleben führen können.

In Palästina — so meint er — könne sich der reine Sozialismus beweisen. Dort würden Juden ihren Gemeinbesitz an Grund und Boden selbst verwalten und ohne Staat dem Ideal entsprechen, das Gustav Landauer gepredigt hat. Abgestützt wurde diese Vision durch einen kulturellen Zionismus, den er im Osten angetroffen und bei Martin Buber in moderne Fassung gefügt fand. Danach soll Erez Israel, das Land der Vorväter, vor allem ein Zion der Seele sein, dem jeder Jude zustreben müsse. Außerhalb befinde er sich in der Diaspora, in der Verbannung. Selbst wenn ihm das Gastland es gewähre, soll er sich dort nicht heimisch machen, denn allein der Versuch müsse zu einem Zwiespalt führen und von der Aufgabe ablenken, den Judenstaat als Kulturzentrum zu begründen. Martin Buber vertrat dieses Ideal als religiöser Sozialist und Arnold Zweig folgte ihm auch darin.

Ja sogar die mystische Richtung, die Buber belebte, fand seine inbrünstige Zustimmung. Aber wie so häufig macht Arnold Zweig sich daraus seinen eigenen Reim. Religion ist für ihn nicht mehr als eine sittliche Schwärmerei, die soziale Gerechtigkeit und das Seelenheil einbegreift. Die chassidische Lehre mit ihren Legenden, magischen Zeichen und Wunderrabbinern fesselt ihn als Jude und als Schriftsteller. Er sah darin volkstümliche Tradition und poetische Gefühlsbetonung, die den einfachen Menschen zur gegenseitigen Liebe und Hilfe hinkenken wolle.

Aus der Ferne, ohne je Palästina gesehen zu haben, beschwört er in *Das neue*

Kanaan einen sozialistischen Idealzustand herauf, abgeleitet nicht aus wissenschaftlicher Forschung oder Augenschein, sondern aus seelisch-menschlicher Sehnsucht. Der Jude wird jetzt zu einem Mittelmeermenschen gestempelt, dem die heilende und großartige Psychoanalyse erst die irrationale Seite wieder erschließen müsse. Was es damit auf sich hat, wird deutlich, als er Artikel in der *Jüdischen Rundschau* und Aufsätze in der Zeitschrift *Der Jude* veröffentlicht, die er in einem verwirrenden Werk aufnimmt, das 1927 als *Caliban oder Politik und Leidenschaft* herauskam. Dort heißt es:

„Überall dort, wo das Volk die geschlossene blutmäßig verbundene Gruppe, das Mysterium der Landnahme vollzieht, ist es daheim, überall anders ist es Fremde.“ Allerdings ist für ihn das Blut eine Komponente, die Eigenarten von Schicksalsgemeinschaften bedingt, oder eine Begabung aufhellen soll. Keineswegs möchte er damit den Homo sapiens in höhere oder niedere Gattungen aufteilen, geschweige denn einem Rassenwahn das Wort reden.

Unter dem Eindruck der Psychoanalyse erklärt sich ihm die Weltgeschichte nunmehr aus Trieben und Affekten. Die Auseinandersetzungen zwischen Klassen, Kirchen, Völkern, Staaten führt er auf zwei Erkenntnisse von Sigmund Freud zurück, denen er gleichzeitig eine empirische wie metaphysische Grundlage unterstellt. Er erhebt ein Affektenpaar zum historischen Grundgesetz des menschlichen Zusammenlebens. Ausschlaggebend sei der Zentralitätsaffekt, der die Gruppe zusammenhält, abgeleitet der Differenzaffekt, der sie von anderen Gruppen abgrenzt.

Aus der Gruppenseele und der Gruppenleidenschaft erklärt sich ihm dann der Antisemitismus. Deswegen muß eine jüdische Antwort von der anthropologischen Vorbestimmung der Gegensätze ausgehen, kurzum, sich auf die eigene Art, den eigenen Boden, das eigene Blut stützen. Aber so sehr er sich auch gegen die Auswüchse verwahrt, indem er diese Irrlehre sich einverleibt, macht er daraus eine Weltanschauung, die sie einbegreifen. Wer aus dem Schierlingsbecher trinkt, schluckt das Gift mit.

Nicht etwa, daß er deswegen aus der deutschen Literatur ausstieg. Es ist geradezu erstaunlich, wie wenig weiterhin Judentum als Problem in seinen Erzählungen und Romanen eine Rolle spielt. Auch publizistisch bleibt er mit den deutschen Zuständen beschäftigt und sieht auf der Linken seine Bundesgenossen.

In der kurzen Spanne zwischen dem Ende der Inflation und dem Beginn der großen Krise 1929, in die auch sein Durchbruch und Erfolg als Romancier fällt, ebbt sogar seine Anteilnahme an der zionistischen Bewegung merklich ab.

Doch als dann Wirtschaftskrise und Aufstieg der NSDAP den deutschen Zuständen ihren Stempel aufprägen, macht er sich auf eine Reise nach Palästina und bringt einen erstaunlichen Roman zurück.

Es lohnt sich gerade in diesen Tagen, da die Ereignisse im Nahen Osten uns beunruhigen, an die Genesis der Tragödie erinnert zu werden.

Wir treffen in *De Vriendt kehrt heim* Dr. Heinrich Klopfer wieder, der nun in

Palästina ansässig: „Uns schlichten Intelligenzen, uns geht nicht in den Kopf, wie wir in Europa für Versittlichung des Alltags eintreten können, auch des politischen, um hier als Herrenrasse Unterdrücker zu spielen.“ Ein Dr. Kahn verdeutlicht, was Dr. Klopfer verallgemeinert hat. Er spricht von einem tragischen Konflikt, über den man nicht hinwegspringen kann. Mit dem Geld, das man den Effendis für Landkäufe zahlt, zieht man den arabischen Fellachen und Nomaden die Äcker und das Weideland unter ihren Füßen fort.

Die geistige und politische Alternative ist folgerichtig außerhalb des Zionismus angedeutet. Dabei läßt Arnold Zweig zum erstenmal einen kommunistischen Berufsrevolutionär entwickeln, was es mit der Diktatur des Proletariats und dem Klassenkampf auf sich hat und charakterisiert den politischen Irrweg der zionistischen Siedler. „Sie dienen, ob sie wollen oder nicht, der nationalen Ausbeutung; sie expropriieren im Dienste einer landfremden Bourgeoisie die fellaichischen Arbeiter“.

Letztthin läßt Arnold Zweig ihn erklären: „Wenn du anfängst zu denken, richtig zu denken, den Unsinn unseres kleinbürgerlichen Agrarsozialismus zu überwinden — (gemeint sind die Kwuzoth) — und dich zu den wahren Konsequenzen deiner Lage aufrafftest, wie die Luxemburg und Lenin sie längst gezogen haben — aus dir könnte etwas werden.“

Und dennoch, als er 1933, wie so viele seinesgleichen, aus dem Lande seiner Geburt fliehen muß, ist er lieber das bittere Brot des Exils auf dem Berge Carmel, der die Bucht von Haifa überragt. Palästina, damals noch britisches Mandatsgebiet, war ihm eine Stätte der Zuflucht und etwas mehr als das. Wahrscheinlich war ein Rest Hoffnung verblieben, es möge möglich sein, ein arabisch-jüdisches Kondominium sozialistisch auszugestalten.

Vor allem scheint mir, daß er sich nicht, zumal als Schriftsteller, in einem Pariser Hotel oder einem englischen Boardinghouse vorstellen konnte und — so tragisch-großartig es war — gerade in dem schmalen Streifen zwischen Mittelmeer und dem Jordan waren deutsche Juden der deutschen Kultur verhaftet geblieben und mochten einen Mann wie ihn gut brauchen.

An ihm hat es nicht gelegen, wenn es anders kam. Nach allem, was ihm und seinesgleichen widerfahren, vertrat und verteidigte er, wie sonst niemand, notabene in Palästina deutsche Sprache und deutsche Kultur. Durch ihn wurde eine Art *Weltbühne* des nahen Ostens ins Leben gerufen, *Orient* genannt. Vor allem beendete der dort *Erziehung vor Verdun*, *Einsetzung eines Königs* und *Das Beil von Wandsbek*.

Wiederum mußte er dafür, was er für richtig hielt, den Preis zahlen. Kein Verlag druckte seine Romane und Erzählungen. Im Gegenteil. Man boykottierte ihn nicht nur, sondern zerstörte obendrein durch Sprengstoffanschläge die Druckerei seiner Zeitschrift *Orient*, durch die er und andere wenigstens einen kleinen Kreis erreichen konnten. So blieb nichts anderes übrig, als in Privatwohnungen und in

Bücherstuben aus seinen Werken zu lesen und einen Teller herumzureichen für ein Almosen, um ihn am Leben zu erhalten.

Damals kreuzten sich zum ersten Mal unsere Lebenswege, obwohl eine Begegnung noch zwölf Jahre auf sich warten ließ. Ich erinnere mich genau. Es war 1936, die Zeit, da die arabische Einwohnerschaft sich verzweifelt dagegen wehrte, Minderheit im eigenen Lande zu werden. Mein Weg führte mich von Tel Aviv nach Haifa. Ich fuhr mit der Eisenbahn, eine Draisine vorweg, britische Tommys aufgesessen, MG's im Anschlag auf die elenden Lehmhütten der Araber am Rande des Schienenstranges. Vor jeder Brücke, an jedem Übergang, sprangen die Soldaten herunter und suchten nach Bomben. Da ich hier bin, ist bewiesen, daß ich ankam, um im Auftrag der Roten Hilfe etwas Geld für Arnold Zweig abzugeben.

Aber nicht sein Los als deutscher Dichter im Heiligen Lande führte dazu, daß er sich ‚vor Ort‘ vollends vom Zionismus abwandte. Bereits einen Monat nach seiner Ankunft schreibt er an Sigmund Freud: „Ich mache mir nichts mehr aus dem Lande meiner Väter. Ich habe keine zionistischen Illusionen mehr“. Und am 1. September 1935 heißt es: „Zum ersten Mal stelle ich ohne Affekt fest, daß ich hierher nicht gehöre. Das ist nach 20 Jahren Zionismus natürlich schwer zu glauben. Nicht etwa persönlich enttäuscht bin ich, denn es geht uns hier recht gut. Aber alles war irrig, was uns hierher brachte.“

Mögen diese Mitteilungen noch wie Stimmungen des Augenblicks erscheinen, so konnte der Empfänger sich bald nicht mehr darüber täuschen, daß es sich um einen politischen Abschied handelte. Am 15. Februar 1936 erhält Freud einen Brief, in dem es lautet: „Ich sträube mich gegen das ganze Dasein hier in Palästina. Ich fühle mich fehl am Platze. Kleine Verhältnisse, noch verkleinert durch den hebräischen Nationalismus . . .“. Und am 16. Juli 1938 teilt er die Ursachen mit, die sein Urteil bestimmen: „Die Juden, gegen den Willen der arabischen Majorität ins Land gekommen, diese Juden, unfähig gewesen, seit 1919 den guten Willen der Araber zu gewinnen . . . Nächstes Jahr aber wollen wir auswandern aus unserem armen Palästina“.

Der zweite Weltkrieg vereitelte seine Absicht und erst neun Jahre später kann er ausreisen. Wenn nichts anderes, so spricht seine Rückkehr nach Deutschland Bände, umsomehr, als er Palästina in dem Augenblick den Rücken kehrt, als daselbst der Staat Israel entstand. Man muß ihn, sein Leben und seine Gesinnung gründlich mißverstehen, um ihn für etwas buchen zu wollen, was er nicht gebilligt hat.

Seine Begegnung, seine Bekanntschaft und letztthin seine Freundschaft mit Freud verdienen ebenfalls überprüft zu werden. Bereits 1910 hatte er die *Traumdeutung* und *Zur Psychopathologie des Alltagslebens* vor die Augen bekommen. Durch diese Bücher des Wiener Nervenarztes glaubte er sich selbst und andere besser zu verstehen und Seelennöte sowie Fehlleistungen deuten zu können. Als Arnold Zweig aus dem ersten Weltkrieg entkam, war er zwar heil an Leib und

Gliedern. Aber er hatte gesehen, wie sich Abgründe auftaten und Affekte aus-toben konnten. Tief verstört und verzweifelt wollte sich ihm nichts mehr zusam-menfügen. Deshalb begab er sich nun selbst in psychoanalytische Behandlung. Sicherlich sind dabei Zwangsvorstellungen und Angstzustände, die in sein Pri-vatleben hineinreichen, aufgehellet worden. Wie weit sie behoben worden, kann kaum jemand genau wissen. Aber indem er in der Sprechstunde des Psychiaters vom Kriege und von sich im Kriege erzählte, noch während er davon sprach, sprach er sich im doppelten Sinne des Wortes frei. Die Selbsterkenntnis, die er dabei gewann, befähigte, ja bestimmte ihn, sich den Krieg von der Seele zu schreiben statt zu verdrängen. Gerade darin lag wohl der Gewinn seiner Beichte für die Literatur.

Andererseits verleitete ihn Freud anfangs dazu, die Judenfeindschaft als Aus-druck von Affekten und Trieben zu deuten und Gruppenleidenschaften nicht nur als gegebenen, sogar als einen bestimmenden Einfluß in der Menschheitsgeschichte anzusehen.

Auch im Verhältnis zu Sigmund Freud sind erst seit 1933 die Gewichte anders verteilt. Erst danach treten auch theoretisch eindeutig die menschlichen Trieb-motive hinter den gesellschaftlichen Triebkräften zurück. Dennoch, es bleibt ins-gesamt erstaunlich, wie unsichtbar die Spuren von Freud in seinen Romanen und Novellen geblieben sind. Ich könnte kaum eine Gestalt nennen, die von der Libido oder der Neurose, von Affekten und Komplexen bestimmt wird. Fast mutet es unerklärlich an, wie „normal“ es bei ihm zugeht, ohne daß die Über-zeugungskraft darunter leidet.

Selbstverständlich sind durch Sigmund Freud viele Erkenntnisse über das Seelen-leben in das Werk von Arnold Zweig eingegangen. Es wäre vermessen zu mei-nen, der Dichter der *Novellen um Claudia* hätte abgeschworen. Auch keine Absage an die Psychoanalyse als Wissenschaft und als Heilmittel ist zu verzeich-nen, sondern Abgrenzung und Abkehr von Freud, wo dessen Lehre versucht, geschichtliche Abläufe und politische Ereignisse zu erklären.

Er selbst ist darauf bedacht gewesen, sein Verhältnis zu Freud abzuklären. In seinem *Sowjetischen Tagebuch* heißt es am 18. 3. 1952: „Ditta hat mir abends Engels vorgelesen *Die Entwicklung der Familie, des Privateigentums und des Staates*. Daß Freud das Buch nicht gekannt hat, schlägt dem Faß den Boden aus. Genauer Vorläufer von *Totem und Tabu* und wieviel weitsichtiger in der Ge-schichtsperspektive!“

Zu einer Generalbilanz kommt es dann in einem unveröffentlichten Manuskript gegen Ende seines Lebens, das man darüberhinaus fast als ein geistes-politisches Vermächtnis buchen mag.

„Durfte man wirklich den Weg in die Zukunft eine verlorene Hoffnung und Illusion nennen, wenn die Methoden, zu denen das Proletariat durch die Aggres-sion der Machthaber und Unterdrücker gezwungen war, den liberalen Vorstel-lungen von Kulturhöhe und Gesittung nicht entsprachen?“

Es war ja noch gar nicht lange her, daß ein so überzeugter Sozialist und reiner Geist wie Gustav Landauer in seinen Thesen des sozialistischen Bundes geschrie-ben hatte, der Sozialismus werde sich durchsetzen auf den Wegen, die die Ge-schichte ihm dafür weise.

Diese hatten ihn, den Gegner der Gewaltanwendung, ebenso ins Grab durch Mörderhand befördert wie die Marxisten Jean Jaurés, Juli 1914, und Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg nach dem Niederbruch der deutschen Militär-maschine 1919.

Solange der Lauf der Geschichte von Macht und Gewalt bestimmt wurde und nicht von Recht und Gerechtigkeit — durfte der geistige, der schöpferische Vor-bereiter der Zukunft, durfte Sigmund Freud da wählerisch sein?

In jenen Jahren, da der größere Teil des deutschen Volkes noch überzeugt schien, mit demokratischen Mitteln das Kulturniveau aufrecht zu erhalten, das sich im Goethepreis für Freud ausdrückte, konnte ein Mann wie er noch glauben, der Liberalismus, der so machtvoll Blüten wie ihn getrieben, werde auch die Bahn in die Zukunft sicherstellen? Wir beide wußten nicht, wie schnell sich das als Illusion erweisen sollte — dieser Glaube und nicht die Marxsche Beweisführung und die Bürgschaft, die der Sozialismus für Fortbestehen und Steigerung der menschlichen Gesittung leisten würde.“

Ich habe versucht — gewissermaßen aus der Vogelperspektive — Lebensfäden, die ich für auskunftreich halte, nachzuzeichnen. Selbstredend sind sie beides zu-gleich: zu groblich und zu geschmeidig. Es konnten nur Haltepunkte sein an Kreuzwegen. Mir kam es darauf an, eine — im Doppelsinn des Wortes — Heim-suchung darzustellen, die letztthin geistig und örtlich ihr Ziel erreicht hat.

Beides vereinte sich in der Wahl dort zu leben, wo er auch gestorben ist. Kein Wunder, daß er die Spesen zu spüren bekam, die dafür halt bezahlt werden müssen. Offenbar darf mancher Schriftsteller durchaus eine rote Brille auf der Nase tragen, vor allem wenn in seinem Werk nichts oder wenig davon zu merken ist. — Es sei denn, es handelt sich um eine rosarote Fehlfarbe. Sogar ein ultraradikaler Ton ist fast willkommen. Aber wo einer sich so eindeutig und so entschieden zur Praxis bekennt, zumal sich als Dauerkämpfer erweist, wie in diesem Fall, da kommt er schon billig weg, wenn man ihn als weltfremden Greis oder als Gallionsfigur hinstellt.

Was Arnold Zweig jedoch traf — in der Doppelbedeutung des Verbuns — war eine neue Art von Rufmord. Ihm wurde am Ende seiner Tage ein Fluch nach-gesagt, ein Hilfeschrei wortwörtlich aus einem Privatbrief, den er geschrieben haben sollte. Ich habe ihn zweimal weinen gesehen, lautlos und lange. Einmal, als ich aus dem Bericht des Lagerkommandanten von Auschwitz, Höss, vorlas. Das zweite und letzte Mal, als ich ihm mitteilen mußte, was im Blätterwald der Bundesrepublik allenthalben über ihn zu lesen ist: Arnold Zweig kennzeichnet die DDR als ein Leben in der Hölle.

Aber sind Tränen Antworten? Damit nichts davon haften bleibt, müssen Tat-

sachen sprechen. Als er sich für das Domizil in der DDR entschied, war er, wie Brecht, ein parteiloser Kommunist und sehr militant dazu. Was man ihm nachsagen kann, ist eher ein außerordentlicher Radikalismus.

Beweismittel I

„Wenn ich sagen soll, was ich bin, so sage ich, ich bin ein Ja-Sager. Ich bin ein ausgesprochener Ja-Sager, der zurückgekommen ist aus der Emigration in Palästina im Jahre 1948, nachdem sich 1945 der Hauptgrund unserer Niederlage hat beseitigen lassen: Die Spaltung der Arbeiterschaft, indem eine geschlossene deutsche Arbeiterschaft von Wilhelm Pieck, von Otto Grotewohl und Walter Ulbricht geschaffen wurde.“

Beweismittel II

„Wäre nicht dieser Staat DDR gegründet worden, so hätte ich nicht gewußt, wo ich meine Bleibe aufschlagen sollte. So sehen sie, daß ich hierher zurückgekommen bin und hier bleibe und nirgendwo anders leben könnte als in dieser DDR.“

Beweismittel III

„Einst hatte ich gehofft, daß man mir den Nobelpreis verleihen würde. Jetzt weiß ich, daß allein der Leninpreis auf mich zutrifft. Nicht der Erfinder des Dynamits, sondern der Bolschewist Lenin hat mit dem Frieden und mit mir zu tun.“

Die Fälschung damals war von kurzer Lebensdauer. Zwar erhielt er von allen Seiten Zeichen der Sympathie und Solidarität. Aber es half nichts. Das Opfer verwand es nicht, was wieder erlaubt und vergaß nicht, wo es erlaubt gewesen. Doch was die Tücke der Tatsachen ist und die Schuld der Chronologie, soll dennoch keine Dissonanz hinterlassen, schon gar nicht dem Ende zu. Die gnadenlose Zeit hat ihn keine Bitterkeit gelehrt. Bis zuletzt hielt er sein Leitmotiv durch, das von seiner Sehnsucht nach Harmonie bestimmt gewesen ist. Schon deshalb sollte man ihm die Ehre antun, seine Wandlung ernst zu nehmen und zu achten.

Man kann ihn nicht als einen der vielen Wanderer zwischen zwei Welten buchen, schon gar nicht als einen Ketzer, der gewissermaßen auf dem Totenbett widerufen hat. Er war ein Pilger von einer Welt in eine andere, und selbst, wer seine Gesinnung nicht teilt, mag ein wenig stolz auf einen deutschen Schriftsteller sein, der so gewissenhaft die humanistische Richtung in der deutschen Geschichte und Kultur repräsentierte. Diese Tradition ist bei ihm auf dreifache Weise — sozusagen auf Hegelsche Art — aufgehoben gewesen. Er hat sie aufgenommen, er hat sie bewahrt und er hat sie gleichzeitig überwunden in einem Weltbild und Werk, das letztthin von seiner Übereinstimmung mit Macht und Geist in einer solidarischen Gesellschaft geprägt wurde.

Gespräch mit Kurt Bachmann

Mit dem Vorsitzenden der DKP, Kurt Bachmann, sprachen Friedrich Hitzer, Oskar Neumann und Conrad Schuhler.

Genosse Bachmann, die Fakten und Daten Deines Lebens sind in großen Zügen bekannt: Gelernter Lederfacharbeiter; politische Arbeit schon gegen Ende der Weimarer Republik; dann antifaschistischer Kampf in der Illegalität, im In- und Ausland; Häftling in sieben Konzentrationslagern, einer der wenigen Überlebenden des Todesmarsches von Blechhammer nach Buchenwald; sofort nach der Befreiung 1945 wieder in der politischen Arbeit, bei der KPD, in der Organisation der Widerstandskämpfer und der Verfolgten des Naziregimes; auf dem Ersten Parteitag der Deutschen Kommunistischen Partei zum Vorsitzenden gewählt.

Darf man da fragen: Haben Bücher in diesem Leben eine Rolle gespielt? Sicher die wissenschaftlichen Arbeiten der Klassiker des Marxismus-Leninismus — aber auch Romane, Dramen, Gedichte, Kunst also auf einem so durch und durch politischen Weg?

Mein bewußtes Leben ist von beiden Faktoren geprägt: Sehr früh schon habe ich mich mit fortschrittlicher Literatur befaßt, und 1929 erlebte ich in einer Gerberei im Norden Luxemburgs die Ausbeutung in ihrer ganzen Brutalität. Von daher erkannte ich, daß sich Kapitalisten aller Länder und Rassen als Kapitalisten nicht unterscheiden und daß die Trennlinie überall zwischen Kapital und Arbeit verläuft. Dieses praktische Erleben veranlaßte mich, erstmals gründlich Marx, Engels und dann Lenin zu lesen und zu studieren. Mit der Literatur habe ich mich dauernd beschäftigt, beginnend mit den deutschen Autoren der Zeit nach 1918, sehr früh mit sowjetischer Literatur, ebenso auch mit amerikanischer und französischer Literatur.

Erinnerst Du Dich an Titel, an Bücher und Autoren, die Dir heute noch etwas bedeuten?

Ja, es ist sogar so — und darüber freue ich mich sehr —, daß ich viele noch in den Erstausgaben von damals über die Zeit gerettet und jetzt bei mir zuhause habe.

Am Beginn standen die Probleme *Krieg* und *Nachkrieg*: unter diesen Titeln erschienen auch zwei Bücher von Ludwig Renn. „Im Westen nichts Neues“ von Remarque erschütterte einen großen Teil meiner Generation; dazu kamen Gläser „Jahrgang 1902“, dann Plivier „Der Kaiser ging, die Generäle blieben“. Eine große Rolle spielte Heinrich Mann „Der Untertan“; in der Schilderung der Kaiserzeit fand ich wieder, was mein Vater in seiner ganzen Bitternis erlebt und gehaßt hatte — den preußischen Militarismus. Als wir dann Ernst Ottwalt

lasen — „Denn sie wissen, was sie tun“ —, da verstanden wir, was Klassenjustiz ist: die aus dem Kaiserreich übernommenen Richter der Weimarer Republik sprachen die Faschisten frei, ließen ihre Morde ungesühnt, und verurteilten die Kommunisten. So begriffen wir auch den „Streit um den Sergeant Grischa“, „Die Matrosen von Cattaro“ und — bei allen Unterschieden — Brechts „Dreigroschenoper“. Und noch eine Gruppe muß ich nennen, deren Bücher ich auch von damals noch zuhause habe: die Prager Schriftsteller um Franz Kafka und Egon Erwin Kisch.

Es ist also, wenn auch nicht in der gesellschaftlichen Situation, so doch in der Literatur etwas dran, wenn man von den „goldenen zwanziger Jahren“ spricht? Es gab wirklich eine Fülle von Literatur, die die denkende Kriegs- und Nachkriegsgeneration, die Arbeiterjugend beeinflusste. Ich kaufte mir manches Jahr keinen Mantel, weil dafür das Geld nicht mehr reichte. Für die Bücher reichte es allerdings häufig auch nicht, beim Buchhändler stand ich immer in der Kreide, und schon dort in der Bücherstube begannen wir alles zu diskutieren, was es an Lesbarem gab. In der Nähe hatten wir dann noch ein Lokal, in dem sich junge Leute trafen, Gewerkschafter, Kommunisten, Kursteilnehmer aus der Marxistischen Abendschule. Der Gedankenaustausch in der MASCH führte mich heran an die Arbeiten von Marx und Engels, später auch zu Lenin, von dem immer mehr in deutscher Übersetzung erschien.

Mit vielem, was damals an Literatur herauskam, waren wir ja noch durch persönliche Erinnerungen verbunden. Max Hölz schrieb „Vom weißen Kreuz zur roten Fahne“. Seine anarchistischen Züge und die Ferne von der Partei behagten mir nicht recht, aber sein Buch widerspiegelte doch eine heroische Kampfperiode der deutschen Arbeiterklasse, die mich sehr gepackt hatte. Dann von Grünberg „Brennende Ruhr“, und was es sonst alles über den Ruhrkampf gab — das verband sich wieder mit eigenen Erlebnissen zur Zeit des Separatismus in meiner Heimatstadt Düren, als mein Vater sagte: „Junge, jetzt ist es Zeit, jetzt muß man auf die Straße gehen“. Und wir gingen auf die Straße, die Separatisten hatten das Rathaus besetzt, die Dürener Arbeiter drangen ein und schmissen sie vom Balkon. Damit war in unserer Stadt der Separatismus geschlagen, die grün-weiß-rote Fahne, auf die Adenauer gesetzt hatte, wurde runtergeholt. Aus solchen Jugenderlebnissen ergab sich also auch die Lust zum Lesen, zum Kennenlernen der Bücher und damit der Zusammenhänge.

Genosse Bachmann, Du hattest zu Anfang schon die Wirkung der frühen sowjetischen Literatur genannt. Womit begann sie und worauf beruht sie nach Deiner Meinung?

Als die Bewegung der Schüler und Studenten in der Bundesrepublik hochkam, mußte ich immer wieder an das „Tagebuch des Schülers Kostja Rjabzew“ denken — diese Schüler wollten damals in der jungen Sowjetunion alles ganz neu und ganz anders machen; sie bestimmten, heute mögen wir nicht Mathematik und Englisch, heute treiben wir Sport. Als wir dann Makarenko lasen, wurden wir

schon klüger. Es folgte „Zement“ von Gladkow — ein Buch, das meiner Meinung nach heute wie damals jeder junge Revolutionär, jeder denkende, kämpfende Arbeiter lesen sollte. Dort sind rückhaltlos die maßlosen Schwierigkeiten geschildert, die nach der Revolution infolge der konterrevolutionären Epoche, durch die Invasion der vierzehn Staaten entstanden. Mit nichts als der Hände Arbeit und mit ungeheurer Energie wird eine zertrümmerte Fabrik aufgebaut. Meine jungen Genossen und Freunde, wir alle hatten nach dem Lesen dieser Bücher den Eindruck: Das ist ein schweres Werk, den Kampf um die neue Gesellschaft kann man nur unter riesigen Schwierigkeiten meistern. Die neue Welt setzt sich eben nur im Kampf durch, und der ist nicht zu Ende, wenn man in der Revolution gesiegt hat. Für mich waren Schwierigkeiten, die sich im Kampf ergeben, seit dieser Zeit immer eine ganz selbstverständliche Sache. Die Illusion vom reibungslosen glatten Weg habe ich nie verstanden, weil es den nirgendwo gibt.

Und noch in einem anderen Punkt hat uns der nüchterne Realismus der jungen sowjetischen Literatur begeistert und geholfen. Ich las Babel „Die Reiterarmee“, die frühen Bücher von Ehrenburg, dann „Tschapajew“ von Furmanow — was soll ich hier alle aufzählen. Es geht mir um eine Erfahrung: Siegen muß man mit den Menschen, die man hat, und das war der um sein Recht auf Bildung betrogene russische Arbeiter, der an Gott und den Zaren glaubende Muschik in Bastischen. Vor kurzem wurde ich in einer Diskussion in Heidelberg gefragt: Woher haben eigentlich die Kommunisten ihr Vertrauen zu den Arbeitern von heute, die doch Auto fahren, Kühlschränke besitzen, am Abend fernsehen? Wieso sollten die an dieser Gesellschaft etwas ändern? Meine Gegenfrage: Was waren denn das für Menschen, auf die Lenin sein Vertrauen und seine Hoffnung setzte? Man sagt, die Manipulierung sei heute größer als zur Zeit des Zarismus. Sicher ist sie technisch weiter entwickelt und inhaltlich durchtriebener. Aber es ist schwer zu entscheiden, ob sie heute so tiefgehend ist wie damals, da sie ganz wesentlich über den Glauben vermittelt war. Und vor allem: Wir Kommunisten haben heute das stärkste Argument für uns, die bereits veränderte Welt, die Tatsachen, die der real existierende Sozialismus schafft.

Die Härte, die Schwierigkeiten haben uns nicht abgestoßen. Wir verstanden, daß auch wir unsere Schwierigkeiten nur kämpfend überwinden können. Wera Figner schrieb in „Nacht über Rußland“ von ihrem Leben, zwanzig Jahre lebendig begraben in Schlüsselburg, und doch immer im Kampf — daß man so die Forderung von Marx erfüllen, unter allen Umständen Revolutionär sein und bleiben kann, das hat mir viel gegeben. An diese Literatur habe ich oft in der Zeit der faschistischen Konzentrationslager gedacht, und wenn ich heute von unseren Genossen danach gefragt werde, sage ich ihnen: Wir haben immer wieder allem Terror zum Trotz neue Parteigruppen gebildet, und wenn sie zerstört wurden, wieder neue. Es gibt keine Bedingungen, unter denen ein Kommunist nicht kämpfen kann und kämpfen muß.

Dafür hatte ich schon Mitte der zwanziger Jahre die theoretische Bestätigung bei Lenin gefunden. Der erste deutsche Sammelband seiner Arbeiten war 1925 unter dem Titel „Der Kampf um die soziale Revolution“ im Verlag für Literatur und Politik erschienen. Er enthielt unter anderem „Zwei Taktiken“, Aufsätze Lenins gegen den imperialistischen Krieg, den Artikel über den Nationalstolz der Großrussen mit wichtigen Leitsätzen zur nationalen Frage, die Kritik Lenins an Trotzki und eine bedeutende Arbeit über die Notwendigkeit der Einheit der Partei. Ein Jahr später kam dann in der Vereinigung Internationaler Verlagsanstalten „Die Kinderkrankheit des ‚Radikalismus‘ im Kommunismus“ heraus. Es ist eigentlich so, daß mich die Grundidee des Befreiungskampfes der Menschheit aus allen großen Werken der Literatur immer wieder ansprach. Ich hatte bei den Franzosen mit Balzac und Zola begonnen — „Lourdes“ hatte mich so interessiert, daß ich hingefahren war. Dann entdeckte ich für mich Francois Villon. Den habe ich in Altfranzösisch gelesen und in allen Ausgaben, auch in den ältesten, gesammelt: das ist für mich die erste realistische Schilderung des Mittelalters, des harten Lebens und Kämpfens unter dem Druck des Feudalismus. Kampf gegen Unterdrückung und Ausbeutung — als bestimmendes Thema kehrte es wieder, wenn auch am anderen Ort und zur Zeit des Imperialismus, bei den amerikanischen und englischen Realisten. Von Upton Sinclair habe ich wohl alles gelesen, was es gab, auch von Jack London, und dazwischen mit viel Vergnügen Bernhard Shaw — ist das nicht ergötzlich, wie er im „Amateur-sozialist“ das Leben der britischen Bourgeoisie anprangert?

Das ist ein weitgespannter Bogen des Realismus-Begriffs, und ebenso eine unterschiedene Absage an den „links“modischen Vorwurf, Beschäftigung mit Belletristik stehe der politischen Entwicklung bloß im Wege.

Weitgespannt ja, wenn auch nicht ohne Ufer. Und wenn ich das Verhältnis von Literatur und Politik in so positiver Wechselwirkung sehe, spreche ich damit nur aus, was ich immer wieder erlebt habe. Wir haben in den zwanziger Jahren um das Leben von Sacco und Vanzetti gekämpft, durchaus vergleichbar mit der heutigen Bewegung für Angela Davis. Upton Sinclair gab mit „Boston“ eine realistische Schilderung der damaligen Methoden des amerikanischen Imperialismus, seiner Brutalität gegenüber jeder revolutionären Bewegung. Daran hat sich im Wesen bis heute nichts geändert, sind auch die Methoden raffinierter, noch gemeiner und in der Anwendung massenhaft geworden. Wer „Boston“ liest, hat es leichter im Kampf um Angela Davis, er versteht besser die Ereignisse um die Soledad Brothers und den Mord an George Jackson, und er schätzt höher, welchen Mut, welche großartigen menschlichen Eigenschaften die Unterdrückten brauchen und hervorbringen, sobald sie gegen das Joch kämpfen, in das die herrschende Klasse sie gezwungen hat. So stärkt das Buch „Boston“, auch wenn sich sein Autor inzwischen in den von ihm früher beschriebenen und bekämpften Elfenbeinturm verkrochen hat, noch heute die antiimperialistische Solidarität. Ich hatte immer ein starkes Bedürfnis nach Literatur. Wie ein trockener

Schwamm sog ich auf, was mit dem Kampf der Arbeiterklasse um den Fortschritt zu tun hatte. Dabei gewann für mich die materialistische Weltanschauung zunehmende Bedeutung. Ich hatte Glück: Wir wohnten im Haus eines alten Arztes, er war bürgerlicher Demokrat, und Atheist dazu; er gab mir schon mit zehn Jahren Darwins Beschreibung seiner Südamerikafahrt mit der „Beagle“ in die Hand. Zuerst war das für mich eine spannende Schiffsreise, und doch bekam ich soviel von der Entwicklung Darwins zum Materialisten mit, daß es mir später leichter fiel, den Anti-Dühring von Engels zu lesen. Das war für mich eine schwere Lektüre, aber das Buch hat mich nie wieder losgelassen und ich habe es viele Male gelesen, immer mit neuen Entdeckungen in der Beweiskette der geschichtlichen Gesetzmäßigkeit, mit der die Arbeiterklasse ihre eigene Befreiung vollzieht, und damit zugleich den Übergang der Menschheit vom Reich der Notwendigkeit in das der Freiheit. Beim Studium der marxistischen Klassiker hat uns die MASCH viel geholfen. Ich habe sie mehrere Jahre besucht, besonders unter dem Eindruck meiner Betriebserfahrungen in Luxemburg und in dem Bedürfnis, die Zusammenhänge des Klassenkampfes zu begreifen. Ich wurde Gewerkschaftsmitglied und trat bald darauf auch in die Partei ein. Ich konnte mehr für unsere Sache tun, weil ich schon vor diesem entscheidenden Schritt die bis dahin erschienene marxistisch-leninistische Literatur nach und nach kennengelernt hatte, das meiste in den kleinen grauen Heften, die als „Lehrbücher für den proletarischen Klassenkampf“ in der MASCH benutzt wurden. Außerdem war ich ständiger Leser der *Moskauer Rundschau* und der auch in deutscher Sprache erscheinenden theoretischen Zeitschrift „Unter dem Banner des Marxismus“. Hier wurde alles behandelt, was der damalige Stand der Wissenschaft, besonders die Entwicklung in der Sowjetunion bieten konnte — von politischer Ökonomie und historischem Materialismus bis zu Mathematik und Psychoanalyse.

Ein Einwand liegt nahe: Genosse Bachmann, Du sagst selbst, daß Du statt eines Mantels lieber Bücher gekauft hast. Darf man das verallgemeinern? Kann man sagen, daß viele Menschen auf diesem Weg zum politischen Kampf kommen, bewirkt Literatur wirklich soviel neben praktischer Lebenserfahrung?

Der allgemeinste Weg ist sicher die eigene Erfahrung des Arbeiters im Betrieb, der Zwang zum Klassenkampf gegen Ausbeutung, Folgen der Rationalisierung, Lohndruck, Preissteigerungen — und gerade zum Ende der zwanziger Jahre spitzte sich dieser Kampf im Zeichen der beginnenden Weltwirtschaftskrise und des drohenden Faschismus zu, bis zum Zusammenschluß von Millionen Arbeitern in der revolutionären Bewegung, in den revolutionären Massenorganisationen, in der Kommunistischen Partei. Zur gleichen Zeit kam aber auch ein bedeutender Teil junger Menschen mit Hilfe der Literatur auf den Weg, der sie schließlich zur Partei, zur KPD, führte. Ich hatte damals meine erste „hohe“ Funktion: Politischer Leiter im Kölner Stadtteil Opernhaus. Die meisten Genossen waren Arbeiter, aber wir hatten auch einige Künstler und andere Intellektuelle bei uns; viele waren belesen und hatten einen ähnlichen Werdegang wie ich. Wer liest,

tut etwas für Herz und Verstand, das Lesen erleichtert den Entschluß zum revolutionären Kampf.

Die Partei war stark. Trotzdem muß es für sie schwer gewesen sein, ihre Literatur massenhaft auf den Markt zu bringen. Fortschrittliche Literatur hatte es gewiß auch damals nicht einfach — gibt es da Parallelen zur gegenwärtigen Situation, zu der zunehmenden Konzentration der Verlags- und Kulturkonzerne?

Hugenberg hatte damals einen verheerenden Masseneinfluß; sein Presse- und Filmkonzern war das ideologische Zentrum der Rechtsentwicklung über die Harzburger Front bis zum Faschismus. Man kann ihn nur mit der Rolle vergleichen, die heute Springer spielt. Gegen diese Flut hatte die Partei anzukämpfen: mit ihren Zeitungen und Zeitschriften, mit der AJZ, der Illustrierten mit den hervorragenden Fotomontagen von Heartfield, mit der Arbeit des Malik-Verlags und anderer uns nahestehender Verlage. Wir waren stolz darauf, daß wir den Arbeitern unsere Eine-Mark-Romane anbieten konnten. Aber bei den damaligen Löhnen und wenn einer gar noch arbeitslos war, dann bedeuteten die zehn Groschen schon ein hartes Opfer. Trotzdem fand man diese Bücher immer häufiger in den Wohnungen der klassenbewußten Arbeiter. Die weiteste Verbreitung fanden schließlich die Groschenbroschüren, von denen fast jede Woche eine erschien.

Mit Becher und Wolf verstanden wir Literatur und Kunst als Waffe im Klassenkampf. Das galt für die Agitprop-Gruppen — ich hörte Weinert, ich erlebte die tiefe Wirkung der Blauen Blusen. Ich sah Inszenierungen von Piscator, wir veranstalteten Massenaufführungen solcher Bühnenstücke, wie „Die Matrosen von Cattaro“ oder „Paragraph 218“, ein Problem, das jede Arbeiterfrau packte, und den Kumpel auch.

Kölns größte Halle, die Rheinlandhalle, faßte Tausende. Wenn Ernst Thälmann kam, war sie voll. Aber sie war auch voll, wenn wir mit dem Stück „Die Matrosen von Cattaro“ kamen. Das war eine Sprache, die die Arbeiter begriffen. Die Aktion auf der Bühne widerspiegelte, was sie in ihrem Kampf erlebt hatten, was sie selber genau kannten. Auf der Bühne ging es um meuternde österreichische Matrosen — aber da war kein Unterschied zum Aufstand der Flotte in Kiel; da war die Menagekommission und die gleiche Empörung der Matrosen über ihren elenden Fraß und über das Prassen der Offiziere; da kämpften Reichpietsch und Köbis, und auf den organisierten Widerstand antworteten die Herrschenden mit ihren Todesurteilen und mit den Schüssen des Exekutionskommandos in der Wahner Heide — heute Luftwaffengelände.

Viele dieser Aufführungen, ob Theaterstücke oder Filme, waren ja selbst ein Stück Klassenkampf. Wie habt Ihr sie durchgesetzt gegen Polizeiverbote und Gerichtsurteile?

„Panzerkreuzer Potemkin“ war auf seinem Weg durch die deutschen Kinos ständig von Polizeieingriffen, staatsanwaltlichen Verfügungen und Gerichtsentscheidungen begleitet. Über jede Aufführung wurde im Kampf entschieden: durch Mas-

senproteste, unter starker Beteiligung der Intelligenz. Auch einige Vorstadtkinos in den Arbeitervierteln stellten sich auf unsere Seite. In Köln hatten wir das „Kino für Jedermann“ in der Severinstraße. Eintrittspreis für Arbeitslose 30 Pfennig. Dort sah ich zum ersten Mal die unvergeßlichen Filme von Eisenstein und auch die Verfilmung von Gorkis „Mutter“.

Wir verglichen unsere eigene Lage mit der unter dem Zarismus. Die Mutter, die sich zur Kämpferin entwickelt, die für ihren erschossenen Sohn die Fahne weiter trägt — auf uns wirkte das erschütternd und mobilisierend zugleich. Daß wir die ganze Härte des Kampfes vor uns sahen, ließ uns verstehen, daß auch unser Weg voller Konflikte und nicht ohne Rückschläge verlaufen würde.

Ließ diese kampfbetonte Aufnahme von Literatur und Kunst auch Raum für die Auseinandersetzungen und Konflikte, die damals in theoretischen Zeitschriften, auch in der „Roten Fahne“, zum Verhältnis von Erbe und proletarischer Kultur geführt wurden?

Ganz offen gesagt, ich habe noch heute Verständnis dafür, wenn einer sagt, was geht uns dieses kulturelle Erbe an, was sollen wir mit diesem Goethe, „aufrecht und widerlich“, wie immerhin Johannes R. Becher einmal geschrieben hatte. In jungen Jahren habe ich genauso gedacht, nach allem, was mir Professor Bamberger vom Dürener Realgymnasium mit seinen Aufsatzthemen an der Klassik versaut hatte. Es dauerte Jahre, ehe ich damit fertig wurde. Erst später im Faschismus kam ich dazu, die Klassiker mit Genuß und Gewinn zu lesen.

Mit Heine war es leichter, den mochten schon die Deutschnationalen nicht, deshalb hatten sie ihn uns in der Schule nicht verdorben. Ich hatte ihn mehrmals mit Begeisterung gelesen, ehe der Faschismus zur Macht kam. Wir machten dann sofort einen Heine-Zirkel, es beteiligten sich alle möglichen Leute, dabei vor allem katholische Hitlergegner. Wir haben Heine gelesen und diskutiert, ganz regelmäßig, Teeabend mit Heine, und selbstverständlich auch mit Politik. Der Zirkel hielt lange, bis 1935 oder 1936 etwa.

Das war schon die Zeit, da antifaschistische Arbeit den Kopf kosten konnte. Es ist und bleibt bewundernswert, mit welchem Heroismus Arbeiter alles auf sich nahmen, um auch nur ein Flugblatt an den Mann zu bringen. Jeden von uns hatte das Jahr 1933 tief getroffen, hart enttäuscht. Aber dann überlegten wir: Der Kampf mußte weitergehen. Und wir kämpften weiter. Von holländischen Schiffen im Rheinhafen Neuß holten wir Flugblätter und brachten sie weiter nach Köln; immer wieder fanden sich Gruppen von Kommunisten, die sie verteilten, trotz Zuchthaus- und Blutjustiz. Und wenn einer in die Hände der Gestapo fiel, dann wußte der Kumpel, daß seine Frau, obgleich sie keine Wohlfahrtsunterstützung bekam, auf die Solidarität rechnen konnte.

Solidarität war also ein Teil der Praxis, in der die Genossen und Kollegen standen. Was sie dazu in der Literatur fanden, war ein Wiedererkennen. Die Wirkung der Literatur bestand demnach nicht darin, daß etwas von außen, unabhängig von ihrer Praxis, in die Menschen hineinkam. Literatur erhellte, machte

klarer, senkte tiefer in die Menschen hinein, was immer auch praktisch da war. Dieser Zusammenhang scheint mir, um in die Gegenwart vorzugreifen, jetzt etwas gebrochen. Zwar ist die politische Praxis längst nicht weit genug, aber immerhin weiter als die Literatur. Da ist also ein Nachholbedarf da. Es gibt ermutigende Beispiele von Solidarität; obwohl es nicht leicht ist, treten mehr und mehr Genossen in den Betrieben offen als Kommunisten auf. Aber die Literatur, die diese neuen Prozesse wiedererkennen lassen sollte, die damit zu einem besseren Verständnis dieser Entwicklung helfen und auch deutlich machen könnte, daß wir damit unseren Platz in der revolutionären Tradition und im weltweiten Kampf einnehmen — diese Literatur fehlt, ist jedenfalls noch schwach.

Ich verstehe den Nachholbedarf in einem weiteren Sinn: Selbst über den Kampf gegen den Faschismus haben wir bis heute zu wenige gute Bücher westdeutscher Autoren. Es geht nicht um noch mehr Schilderungen der Leiden, die gibt es ausreichend. Es geht um die Perspektive, aus der Anna Seghers zu einer Zeit, da viele den Faschismus für unbesiegbar hielten, „Das siebte Kreuz“ geschrieben hat — das hohe Lied von den Kämpfern, die nicht aufgeben, auch wenn nur einer von sieben durchkommt.

Ein weiterer Rückstand ist aus den letzten Jahren eingetreten. Wo kann man, literarisch gestaltet, lesen, was Arbeiter, Lehrlinge und Studenten in der anti-imperialistischen Bewegung geleistet haben, in der Kampagne gegen den Atomtod und gegen die Notstandsgesetze, in der Solidarität für Vietnam? Diese Bewegung hat ja etwas geleistet und erreicht — bis dahin, wo wir heute am möglichen Beginn einer Wende im Verhältnis der Bundesrepublik zur Sowjetunion und anderen sozialistischen Ländern stehen. Das ist jedoch nicht bloß eine Sache der Regierung; wesentlich sind äußere Faktoren, die uns helfen, aber auch innere, die wir selbst im Kampf gegen den Militarismus und die Rechtskräfte geschaffen haben und weiter schaffen werden. Wo findet man das, wo kann man das lesen, mit welchen Büchern helfen uns die Schriftsteller, die Aufgabe zu lösen, daß der Arbeiter in Hamburg und Köln im Leningrader und im Moskauer Arbeiter seinen Klassenbruder sieht?

Ich verstehe durchaus die Schwierigkeiten der Schriftsteller. Eine ganz wesentliche Ursache für den Rückstau der Literaturentwicklung besteht darin, daß in diesem Land seit dem Verbot der KPD und auch schon vorher eine unerhörte Kriminalisierung jeder wissenschaftlichen und auch jeder künstlerischen Darstellung sozialistischer Ideen, sozialistischer Persönlichkeiten stattgefunden hat. Die Darstellung des Sozialismus war tabu.

Hinzu kommen die gesamten Zwänge der herrschenden Kultur, der Druck der Literaturkritik bis zu der absurden Behauptung, es lohne überhaupt nicht mehr zu schreiben, weil Lesen durch die modernen Massenmedien technisch überholt sei. Gleichzeitig wird alles Schildern, alles Erzählen, jeder Held, jede Fabel als total unmodern abgetan. Am Ende steht eine Form, die für die Arbeiter, und nicht nur für sie, gar nicht mehr aufnehmbar ist.

Umso übler ist der Trick, dafür nun auch noch die Leser verantwortlich zu machen. Wir sind überzeugt, und wir haben Gründe dafür: Fände der Arbeiter im Buch wieder, was sein Interesse ausdrückt, was er erlebt und erhofft, er würde trotz Arbeitshetze und Ausgepumptsein häufiger nach dem Buch greifen. Ich sehe die Bestätigung dafür schon in dem Neuen, das sich in den letzten Jahren zu entwickeln begonnen hat, in der Bewegung denkender, lesender, schreibender Arbeiter.

Wir erleben das ja zunächst bei unseren Betriebszeitungen. Das Beste, das Wichtigste, was wir in unserer jungen DKP mit ihren bald dreijährigen Kampferfahrungen haben, ist die arbeitende und lernende Jugend. Oft war es so, daß sie mit ihrem Elan anfang Betriebszeitungen zu machen. Und wenn es nur ein paar Seiten sind — sie widerspiegeln ganz einfach, ganz realistisch das Leben. Die dort schreiben, sind nicht schreiberfahren; sie waren es jedenfalls nicht, als sie anfangen. In den starken Betriebsgruppen der Automobilkonzerne oder der großen Stahlwerke gibt es immer einige, die dafür besonderes Talent besitzen und sich rasch die Erfahrung des Schreibens aneignen. Im übrigen aber haben wir auf diesem Feld, und da liegt Gold für unsere Partei, noch viel zu tun, um zu ermutigen und zu helfen.

Ich möchte den Akzent zuerst auf das Ermutigen setzen. Wir sollten es dahin bringen, daß die Arbeiter aus dem Betrieb, Kommunisten und auch nichtkommunistische Kollegen, mit den Schwierigkeiten beim Schreiben der Wahrheit fertig werden und selber in den Genuß des Schreibens kommen.

Ohne diese Lust des Schreibens wäre ja die ganze Bewegung schreibender Arbeiter nicht zu verstehen, angefangen bei der Gruppe 61 bis zu den Werkstätten für Literatur der Arbeitswelt, die in kurzer Zeit erstaunliche Erfolge und auch eine beachtliche Resonanz aufweisen können.

Umso notwendiger scheint mir die Verbindung von Ermutigen und Helfen. Wir haben doch heute Tausende von Arbeitern, die mit der Ausbeutung der Monopole konfrontiert und bereit sind, dagegen anzukämpfen. Möglichst viele dieser kämpfenden Arbeiter sollten auch schreibende Arbeiter werden. Für die Betriebszeitung, für das Flugblatt, für den Aufruf, für die Resolution in der Gewerkschaft werden wir die beste Übereinstimmung von Inhalt und Form durch den schreibenden Arbeiter finden, der das alles erlebt, mitmacht, ausspricht und auch zu Papier bringt. Das muß aus der Arbeiterklasse selbst geboren werden. Meiner Meinung nach schlummern massenhaft solche Talente in der Arbeiterklasse. In der DDR, wo sie die Macht hat, bringt sie Ingenieure, Betriebsleiter, Publizisten, Wissenschaftler, Künstler in großer Zahl und hoher Qualität hervor. Die Arbeiter in der Bundesrepublik werden das eines Tages auch können, und es liegt heute schon an uns, ihnen ihr Talent und ihre Kraft bewußt zu machen. Das wird ihnen auch beim Schreiben helfen und zwar so, daß es der Kumpel versteht, mit dem sie an der Drehbank stehen oder am Schaltpult. Für richtige

Inhalte, richtige Gedanken die beste Form zu finden, die Massen anspricht — das ist für unsere ganze Partei von entscheidender Bedeutung für die Zukunft. Wir haben ja viele klassenbewußte Genossen und Kollegen, sie kennen die Probleme im Betrieb und verstehen auch auf der Betriebsversammlung richtig und wirkungsvoll aufzutreten. Aber wenn sie das zu Papier bringen sollen, beginnen die Hemmungen und Schwierigkeiten. Um sie zu überwinden, kümmerte sich Gorki seinerzeit in der jungen Sowjetunion selbst um die Schreibschulen — aber da hatten die Arbeiter bereits die Macht.

Wir werden also bei uns eigene Formen entwickeln müssen. Und vergessen wir dabei auch nicht diesen Zusammenhang: Wir brauchen den *lesenden* Arbeiter, um den *schreibenden* Arbeiter zu bekommen. Das ist nicht voneinander zu trennen. Wer mehr liest, kann auch besser schreiben. Da haben wir noch viel zu leisten, wenn es auch durchaus schon Fortschritte gibt. Unsere theoretische Literatur findet immer mehr Leser, der Bedarf an Werken der Klassiker wächst. In der jungen Generation kann man schon von einem Hunger nach fortschrittlicher Wissenschaft sprechen. Diese neuen Bedürfnisse haben wir zu befriedigen, und wir müssen sie dort wecken und stärken, wo es für uns am Wichtigsten ist, bei unseren Arbeitern.

Wir setzen die Arbeit in der Betriebszeitung, am Flugblatt nicht gleich Literaturarbeit, aber wir wissen, das ist der Boden, auf dem revolutionäre Literatur wächst, von daher kommt die eine Gruppe. Die andere bilden die Intellektuellen, die zur Arbeiterbewegung und zur Partei stoßen. Bei diesen Mitarbeitern am Literaturteil unserer Zeitschrift haben wir nun, wenn auch auf anderer Ebene, gleichfalls viele Probleme. Sie haben es zumeist sehr schwer, Menschen vorzustellen und nicht nur Verhaltensweisen, nicht nur zu entlarven und die Unterdrückung zu zeigen, sondern Schritte nach vorn anzugeben, die Chance und den Weg der Veränderung.

Ich kann nicht sagen, wie sie gemacht werden muß, aber ich stelle mir vor, wie die Literatur sein sollte, die wir brauchen. In ihr muß sich widerspiegeln, was der Arbeiter erlebt, wie er kämpft, in welche Zukunft er gehen möchte, das wirkliche Leben mit seinen Konflikten und ihrer Lösung bis hin zur gesellschaftlichen Veränderung, zum Sozialismus und das so geschrieben, daß es den Arbeiter packt. Dann greift er auch zu diesem Buch.

„Das wirkliche Leben“ — damit gibt es böse Mißverständnisse. In Oberhausen lief ein Film: Eine halbe Stunde am Band, dreißig Minuten lang fotografierte Monotonie. Als die Filmemacher eine Gruppe von Arbeitern fragten „Ist das so bei Euch?“ sagten die: „Ja, ganz genau. Aber was sollen wir denn damit? Das haben wir doch jeden Tag acht Stunden lang. Wozu sollen wir uns das auch noch zum Feierabend ansehen?“

Die Arbeiter haben recht. Die bloße Arbeit am Band ist eben nur ein winziger Teilausschnitt. Bei Daimler-Benz zum Beispiel hatten sich die Arbeiter und Angestellten im letzten Jahr im Durchschnitt 2265 Mark mehr Lohn bezie-

ungsweise Gehalt erkämpft — soweit man der veröffentlichten Bilanz glauben darf. Da sind die großen Direktorengehälter mit eingerechnet. Darüberhinaus hat jedoch jeder Arbeiter und Angestellte dort zusätzliche Werte in Höhe von 7869 Mark mehr produziert. Schon das weiß er nicht, das sagen wir ihm in der Betriebszeitung, wir rechnen es ihm genau vor. Aber er weiß noch sehr viel mehr nicht: daß er nämlich nicht nur Autos produziert, sondern daß er mit jedem Auto, das er mehr macht, auch das herrschende System reproduziert, mehr Macht über sich schafft. Das könnte er im „Kapital“ lesen, aber es ist für ihn nicht leicht zu begreifen, daß das sein wirkliches Leben ist. Sobald er sich dieser Entdeckung mit Gefühl und Verstand zu nähern beginnt, sobald er begreift, daß er ausgebeutet wird, ob mit fünf Mark oder mit 7,50 Mark die Stunde, und daß das nicht so bleiben muß — wenn wir ihm das bewußt machen können, wird er ein klassenbewußter Arbeiter, und zwar in der dialektischen Verbindung von Erkennen und Verändern, von der Bert Brecht spricht.

Wer fortschrittliche Literatur machen will, hat also zu fragen: Was sind und wie gestalte ich die neuen Inhalte, was wiederum die Perspektive, das Kämpferische, die konfliktreiche Darstellung der Konflikte erfordert. Du sagtest schon, Genosse Bachmann, Rezepte gibt es da nicht. Wir alle müssen es versuchen, und uns gleichzeitig bemühen, andere als Weggefährten und Kampfgenossen zu gewinnen. Dabei stoßen wir auf ein Schlüsselproblem: Parteilichkeit.

Es kommt sicher nicht von ungefähr, daß Martin Walser nach seinem Auftreten auf dem Nürnberger Kulturforum der DKP und unter dem starken Eindruck des sowjetischen Schriftstellerkongresses in Moskau erklärt, ihn beschäftigte gegenwärtig als allererstes die Frage: Was heißt Parteilichkeit? Er fügte hinzu, Parteilichkeit gebe es in jedem System; hier werde den Schriftstellern bisher eine negative Parteilichkeit aufgezwungen — sich zurückzuziehen, sich nicht zu engagieren, bis hin zu dem offenbaren Unsinn, Schreiben geschehe außerhalb von Gesellschaft. Nun ist Martin Walser auf der Suche, die Anforderung Parteilichkeit im Sinn der Veränderung positiv zu formulieren. Wir wissen von vielen Schriftstellern, daß sie sich mit diesem Problem herumschlagen. Umso wichtiger erscheint es uns, daß wir klären, was wir unter Parteilichkeit verstehen. Wie siehst Du das?

Ich will versuchen, das Problem ausgehend vom Humanismus darzustellen. Kein bürgerlich-humanistischer Schriftsteller käme auf den Gedanken, die Position der Feudalen gegen die Revolutionäre von 1789 zu beziehen, keinem würde das einfallen. Aber dieselben Humanisten — ich denke da an einen unserer großen Schriftsteller, mit dem ich manche Gespräche führte — scheuen davor zurück, die Haltung, die sie zum Klassenkampf zwischen Feudalismus und Bürgertum bezogen haben, auf die jetzige Entscheidung zwischen Imperialismus und Sozialismus auszudehnen. Realist und Humanist sein hieß damals die französische Revolution bejahen — und die war nicht zu haben ohne die Guillotine und die Schlacht von Valmy. Der nächste Schritt, der jetzt die gesamte Gesellschaft nach

vorn bringt, ist die Entscheidung für den Sozialismus. Und die kann man nur parteilich begreifen, da reicht abstrakter Humanismus nicht. Ein Schriftsteller, der Zukunft haben, Zukunft mitgestalten, die Welt von Morgen erkennen und darstellen will, muß diesen Schritt gehen. Wer bloß „den Menschen“ sieht und nicht den Menschen in seinen gesellschaftlichen Beziehungen, wer nicht den Kampf der Klassen, nicht den Unterschied von Kapitalismus und Sozialismus sieht, wer nicht einsieht, unter welchen Bedingungen des Kampfes sich sozialistische Menschen und Verhältnisse in der Sowjetunion, in der DDR, in Vietnam entwickeln, der kann die konkrete humanistische Forderung unserer Zeit nicht erfüllen. Parteilich sein heißt, sich auf die Seite derer stellen, die — in unserem Land, überall — für die Zukunft der Menschheit, für den Sozialismus gegen die Barbarei des Imperialismus kämpfen.

Um die Schriftsteller nicht zu dieser Erkenntnis kommen zu lassen, bemüht sich die herrschende Klasse samt der bürgerlichen Kritik, Parteilichkeit als etwas Verordnetes, dem Schreibenden Befehlendes hinzustellen. So wurde etwa Walser gefragt: Läßt sich mit befohlener Parteilichkeit überhaupt literarisch arbeiten? Auf eine so falsch gestellte Frage läßt sich zunächst schwer antworten. Walser meinte, er habe keine Erfahrung mit geforderter Parteilichkeit; er bezeichnete das Schreiben, jedenfalls sein Schreiben, als Erkenntnisprozeß, als Erkenntnisarbeit. An anderer Stelle setzte er fort, und das halte ich nun für sehr wichtig: Ich bin sicher, daß jeder, der sich überhaupt hinsetzt und etwas tut, es aus Parteilichkeit tut.

Die hier herrschende Parteilichkeit ist ja wirklich, wie Walser sagte, negativ, und zum andern tatsächlich aufgezwungen — über den Markt, den Verleger, die Fernsehanstalten, die Kritik, das Feuilleton, die Kultursendungen.

Martin Walser — ich nehme ihn hier als Beispiel für eine Entwicklungsrichtung — hat meines Erachtens einen Kernpunkt unserer Forderung nach Parteilichkeit richtig verstanden: Zu dieser Parteilichkeit gehört in der Tat Erkenntnisarbeit. Die ist nicht durch einen Beschluß, durch eine Anweisung zu ersetzen. Die Frage lautet: Erkennt der Schreibende die Epoche, in der wir leben? Wir leben nicht mehr in der Epoche des Übergangs vom Feudalismus zum Kapitalismus, in der der bürgerliche Humanismus eine gewaltige bewegende Kraft war, eine parteiliche antifeudale Kraft. Wir leben heute in der Epoche des Übergangs vom Kapitalismus zum Sozialismus. Und hier muß man erneut Partei ergreifen, neu Partei ergreifen für die Zukunft der Gesellschaft, für den sozialistischen Humanismus. Dieser Sprung im Bewußtsein ist gefordert.

Tut man ihn, kann man alles, was geschieht, begreifen und bejahen — auch die Härte des Kampfes, auch die Zerschlagung der Konterrevolution in Ungarn oder ihre Verhinderung in der CSSR. Dann versteht man, daß dort neues Unheil vermieden werden mußte, um des Fortschritts der Menschheit willen, im Dienst des konkreten, das heißt heute des sozialistischen Humanismus. Denn solange der Imperialismus noch existiert, braucht der Sozialismus Schutz. Wer zu der neuen

Ordnung Ja sagt, muß billigen, daß sie sich wehrt. Man bekommt eben auch die Oktoberrevolution nicht ohne den Kampf gegen die Intervention und gegen die Konterrevolution, wo immer und solange sie versucht wird.

Und noch ein Letztes: Mit diesem Erkennen allein ist für den Schriftsteller die Entscheidung so wenig gefallen wie für den Arbeiter oder für den Studenten. An der Stelle wird er bei sich selbst den Konflikt spüren, er muß in sich den Beschluß durchkämpfen, gegen die Herrschenden, gegen ihre ökonomische und geistige Macht den Weg nach vorn zu beschreiten. Erst dann, wenn er diesen Schritt geht, wenn er den Widerspruch zwischen dem Alten und dem Neuen in sich selbst überwindet, wird es dem Schriftsteller möglich, die alte Ordnung, das Fortbestehen von individueller Aneignung bei kollektiver Produktionsanstrengung als Anachronismus darzustellen und damit auch den Lesern die parteiliche Perspektive zu vermitteln.

Wir machen niemandem Illusionen. Der Weg an der Seite der Arbeiterklasse wird für die Schriftsteller in der Bundesrepublik kein leichter Weg sein. Wer hier Kommunist sein will, verändert damit sein ganzes bisheriges und sein ganzes künftiges Leben. Aber er tut es dahin, wo die Rolle des Schriftstellers in der Gesellschaft ähnlich wird der Rolle eines Lehrers. Wo sich das als Praxis eröffnet, sind Schriftsteller — so Martin Walser — glücklich zu schätzen. Und die Arbeiterklasse, unsere Partei schätzt sich glücklich, solche Weggefährten zu haben, solche Kampfgefährten zu gewinnen.

Nicolaus Neumann Buchmacher oder Büchermacher

Die große Krise

Allenthalben wird von der großen Verlagskrise, von der Krise der Belletristik geredet und geschrieben. Vorzugsweise dann, wenn wieder ein kleiner unabhängiger Literaturproduzent von einem größeren geschluckt wird oder wenn in den Verlagen entscheidende Programmverschiebungen stattgefunden haben. Doch könnte es nicht auch sein, daß diese ‚Götterdämmerung‘ teilweise selbstinszeniert ist? Funktion jener Werbung, die immer sichtbarer drangeht, unsere Welt nach ihren Bildern umzumodeln? Zumindest die Großen der Branche — und um diese geht es hier — haben neuen Gesetzen zu gehorchen, die nicht nur von wirtschaftlichen — sondern immer mehr auch von politischen Aufgaben bestimmt sind. Und wenn sie sich einst nichtsahnend darauf eingelassen haben mögen, heute beginnen sie zu begreifen.

Wenn der Rowohlt-Manager Wegner die Situation der Literaturproduktion „verheerend“ nennt, so verzichtet er ja nicht auf das bedrohte Kulturgut, sondern er verlagert es lediglich in andere Betriebsbereiche, was eine Risikominderung bedeutet und entsprechend sicherere Profite bringt. Er ist also selber an der Verheerung beteiligt. Mir scheint, daß viele der Krisenpropagandisten verfolgte Verfolger sind, die derart ihre Rationalisierungsmaßnahmen nach außen kaschieren. Es ist leicht, Programme, die man nicht mehr will, Krisen anzudichten, um einen Grund für ihre Abschaltung parat zu haben. Wenn heute von den Verlagsbossen die Literatur totgesagt wird, dann haben die Unterzeichner dieses Totenscheins Recht, wie die Narren Recht behalten: anders als sie denken; aber vor allem anders, als sie zugeben.

Die Idee Rowohlts, Erstdrucke moderner Literatur in immer neue Taschenbuchreihen zu stopfen, heißt ja nicht Verzicht auf dicke Bücher, sondern nur so viel, wenn dicke Bücher, dann nur solche, die sich von alleine verkaufen, solche die dem allgemeinen Trend in der Öffentlichkeit entsprechen und deren Kauf keine individuelle Entscheidung vom Käufer verlangt, Bücher also die in einer Art ‚Zugzwang‘ erworben werden. Eine solche Produktionsstrategie ist eben nicht Ausdruck der Krise, sondern produziert sie erst, zumindest für Literatur, für Leser und nicht zuletzt für Autoren. Denn was bedeutet es, wenn ein junger Autor mit seinem neuen Buch im Großauftrieb einer neuen Reihe erscheint, abgesehen vom finanziellen Verlust? Er — besser seine Arbeit — geht unter. Ein Buch in der Reihe ist kein Buch mehr, sondern Teil einer Angelegenheit, die in allem,

Verkauf, Werbung, kritischer Würdigung — vom Sortimenten-Einsatz ganz zu schweigen — nur als Gesamtes ins Bewußtsein rückt: quer durch die Reihen.

Daß solche Entscheidungen nicht getroffen werden, um die Bücher billiger zu machen, wie Tucholsky es einst von Rowohlt forderte, sondern um die Profitrisiken dieser Papierverwerter gering zu halten, kann man an den Titeln ablesen, die weiterhin dick und einzeln bleiben. Natürlich kann man nicht ganz verzichten auf die Bücher, die Texte, die einen ins Gerede bringen, die ja Teil der Werbung, weil des Images, sind — also wird man weiter Artistisches publizieren. Die Umkehrung des Satzes von Dieter E. Zimmer, wonach „das gute das schlechte Buch braucht“, scheint mir zumindest ebenso richtig: Das schlechte braucht das gute Buch.

Die Titel, die in Zukunft die Trends markieren, denen wir sie erst verdanken, gehören nicht mehr zur Literaturproduktion und damit bekommen ihre Produzenten, die Verlage, eine neue gesellschaftspolitische Dimension. Sie beginnen, ihrem neuen Wissen von den gewaltigen Chancen auf dem Informationsmarkt Rechnung zu tragen. Einen Autor zu entdecken und zu pflegen, ist nicht mehr ihres Amtes. Von einer bestimmten Größenordnung an, und die wollen die Übrigbleibenden ja, werden sie Meinungsmacher wie Springer & Co. Dann ist aber auch der Punkt erreicht, wo die private Wurstelei aus „Liebe zum Buch“ aufzuhören hat. Sie werden als Ideologie-Produzenten und -Vertreiber Gegenstand öffentlichen Interesses. Was das in unserer Gesellschaft heißt, ist bekannt. Die ersten Zeichen des neuen Bündnisses, das die Verlage im Interesse ihrer Gewinne mit der Macht eingegangen sind, zeigen sich an der Buchproduktion dieses Herbstes. Eine politische Bewertung der diesjährigen Buchproduktion läßt den Schluß zu, daß den Verlagen neue Aufgaben in der Propaganda für den ‚west german way of life‘ zugewachsen sind. Sie werden sich ihnen nicht entziehen. In diesem Jahr sind der „Lovely Look“ der romantischen Welle und die wirtschaftliche Durchhalte- und Erfolgsliteratur die Themenbereiche, für die man das meiste Papier verschwenden wird.

Brot und Spiele

Daß Liebe und Geld, oder die romantische Welle und der Erfolgstrip dominieren, daß beides Teile ein- und desselben Programms sind, eines Stabilisierungsprogramms, Voraussetzung einer Erziehungsvorstellung für Erwachsene, überrascht nicht, sondern wird bei dem Versuch die allgemeine Lage zu erkennen, logisch und konsequent.

Die Krise ist allgemein. Es gibt eine Wirtschaftskrise und eine Gesellschaftskrise, die durch sie bestimmt ist. Die konservativen Stützen unsrer Gesellschaft sind irritiert über die Irritation der von ihnen verwalteten Bürger. Die Folge: der alte Adenauer-Slogan ‚Keine Experimente‘ wird durch „Mund-zu-Mund Beatmung“ neu belebt. Die Herren und Hüter des Status quo blasen zum Sammeln.

So lehnt die CDU die Mitbestimmung ab, die SPD die Zusammenarbeit mit den Kommunisten — unter Androhung der Exkommunizierung übrigens —, die Arbeitgeberverbände und Industriellen-Klubs publizieren Schriften zur Gegenagitation, die DAG meint, „Mit dieser ewigen Politisierung muß es endlich ein Ende haben, macht lieber wieder Tanzveranstaltungen.“ Bei der IG-Metall, so der Spiegel, „soll das Domestizierungsprogramm bald anlaufen“. Und zwar mit der Parole: „Wir werden die Gewerkschaft normalisieren“. Kurz mit allen Mitteln soll das ‚wilde Denken‘ wieder kanalisiert werden, damit Ruhe und Ordnung als Garanten des wirtschaftlichen Fortschritts — sprich Maximierung der Gewinne — wieder die Szene beherrschen. Denn seit die Linke von der Straße ist, und sehr viel effektiver mit der Vorstellung von Bündnispolitik arbeitet, ist echte Gefahr im Verzuge. Am 6. Dezember 1968 rasonierte Curt Hohoff noch im „Rheinischen Merkur“: „Große Verlage mit literarischen Namen rüsten um, sie sagen der Literatur valet, und stürzen, um die Bilanz zu stärken in die anti-kapitalistische Polemik von Leuten, die ihnen, wenn es nach Worten ginge, den Hals umdrehen müßten“. Hohoff braucht keine Trauer mehr zu tragen — die Sache ist gelaufen. Denn im gleichen Maße, wie öffentlich der Freiraum für kritische Positionen — aus Angst vor Folgen — eingeschränkt wurde, waren diese Texte zwar noch immer ein Geschäft, aber das konnte den propagandistischen Schaden für den Rest des Programms nicht ausgleichen. Nachdem, nicht nur für die radikalen Rechten, nun die Zeit des „Widerstands“ gekommen ist, muß er geleistet werden. Die Verlage, die großen, die auf die Sonnenplätze des Meinungsmarktes drängen, haben bei diesem schmutzigen Geschäft die Aufgabe oder das gewinnträchtige Vergnügen, mit ihren Publikationen Gegenpropaganda zu betreiben, die Aufgabe, die Welt als heil, die Möglichkeiten als unbegrenzt und den Reichtum als auf der Straße liegend zu feiern. Unterstützt, und deshalb so erfolgreich, werden sie durch alle Maßnahmen des öffentlichen und offiziellen Widerstands gegen selbständiges Denken. Eine Analphabetisierung, die dem Umsatz, zugleich aber — mit der herrschenden Moral — der öffentlichen Ruhe und Sicherheit dient.

Die Welt der Peter Stuyvesant

Wenn alles hier und heute Warenbeziehungen sind, realisiert im Konsum, dann ist es natürlich auch die Unterhaltung und nicht nur die dazugehörige Industrie. Schließen wir uns deshalb dem Vorschlag Annemarie Webers an, nicht mehr von Unterhaltungsliteratur sondern von Konsumliteratur zu sprechen, was um so leichter fällt, als die betroffenen Verlage alle erdenkliche Mühe darauf zu verwenden scheinen, Titel und Inhalte dieser allgemeinen Warenbeziehung entsprechen zu lassen. Der Satz ‚Morgens um 7 ist die Welt noch in Ordnung‘, übrigens ein Rowohlt-Erfolgstitel — über den wir immer so wissend lächeln, *er ist ja wahr. Es stimmt nicht, daß zwischen diesem Werbespot und der Wirklichkeit*

ein Widerspruch besteht. Das Verlagsangebot, und die vielbesprochene Krise in dieser Branche bestätigen das nur, denn gerade und alles das, was hier zwischen Idee und Wirklichkeit Diskrepanzen zu entdecken vermeint, soll's ja nun nicht mehr geben. — Und wenn Millionen von Droemer-Kunden dem Rattenfänger Simmel glauben, der sein Geld damit verdient, die Wirklichkeit in Stoff zu verwandeln, aus dem Träume gemacht sind — und die anderen für diese Heilslehre bezahlen läßt — dann kann es gar nicht anders sein, als daß die Welt, und das nicht nur morgens um 7, in Ordnung ist. Diese Gegenwelt, die Kitschiers wie Malpass, Harper Lee, Simmel, Michener und viele, viele andere ebenso bauen, wie die Werbeteams von Asbach-Uralt, UNOX, Luxfilter, die eigentlich die Bedürftigkeit der wahren Welt in ihrem Gegenteil erst so recht sichtbar macht, diese Gegenwelt, hat uns eingeholt und überholt, wir leben in ihr und können erstaunt feststellen, daß auch in ihr, der raffiniertesten aller Welten, die Anziehungskraft der Erde, entgegen allen vernünftigen Erwartungen zu funktionieren scheint. Unsere Vernunft stimmt eben nicht. Daß das so bleibt, weil dann mehr zu verdienen ist, dafür sorgen die Bestseller-Verlage neben vielen anderen.

Wie aus den glücklichen Interieurs, die den Tschibogenuß erst vollenden, wie aus den farbigen Szenerien, vor denen man sich eine ASTOR anzünden läßt, wie aus dem Hauch vom Nerz, der leichthin gegen „After-Eight“ eingetauscht wird, Inhalte werden, wie alle die — bunten — aber papiernen Hintergründe zu lebendigen Geschichten werden, zu Schicksalen, Charakteren, das zeigen uns die freundlichen Bestseller der weichen Welle, in denen nach solch gründlicher Vorbildung selbst dem ungebildetsten Leser alles so vertraut, nah und damit stimmig vorkommt. Das neue ‚Lovely-Look and feel-book‘ von Rowohlt beispielsweise: Steven Turner: Der 13. Sommer — ein Perfektions-Knüller, wie seine Vorgänger. „Die Geschichte eines empfindsamen, liebenswerten Jungen, der die Wirklichkeit des Lebens erfährt, Geburt und Tod, Leidenschaft, Heuchelei und Niedertracht, und der sich trotz aller Erschütterung Liebe und Verständnis bewahrt. Eine sympathische, menschlich ergreifende, unsentimentale und sensible Liebesgeschichte.“ Diese Helden-Biografie, deren Schilderung weitgehend dem Verlagsprospekt entnommen ist, kann man nun mit Verbrauchsgütern besetzen. Man kann sich vorstellen, daß der Junge sich mit „Strahler 70“ die Zähne putzt, daß er sein Haar nach dem „Guard-System“ pflegt, in Modelle nach dem „Country-Look“ gekleidet ist. Er ist wirklich ein Mensch wie du und ich, er will und hat das Gleiche wie wir, wir sind es selbst. Das Buch wird zu einer glücklichen Fotografie von uns, wir nehmen es ins Fotoalbum. So sind wir, und wenn auch noch nicht alles ganz erreicht und manches vorweggenommen ist, wir haben uns schwarz auf weiß. Da die Menschen nun zum erstenmal erfahren, daß die Versprechen der Werbung keine leeren sind, sondern sich — wie in so einer Geschichte, realisieren, braucht man für das Buch selbst nicht mehr groß zu werben, das besorgen bereits Stuyvesant und Iglu. Ein solches Buch kann dann auch ruhig teuer sein, denn für einen selbst ist einem nichts zu teuer. So ist das mit den Spie-

len. Durch sie eingestimmt, bereit und gefügig gemacht, sozusagen reingeweicht, kann es ums Brot gehen.

Der Mensch aus Soft-Eis.

Nun haben sie ihn soweit, daß er nicht mehr selber denkt, sondern in ihren Bildern lebt, Bilder die auch Kühe glücklich machen. Damit schlagen sie zwei Fliegen mit einer Klappe, denn jetzt können sie ihm ihre Propaganda als Bedürfnis suggerieren. Der Desch-Verlag beispielsweise nennt die Aufgabe, die er sich mit seiner Geldmacher-Literatur gestellt hat, schlicht ‚Orientierungshilfen‘. Netter kann man es nicht sagen, allerdings heißt es so nur für den Leser, für den am Weiterverkauf interessierten Buchhändler lautet der gleiche Gedanke: „Unser Programm ist noch mehr auf Bestseller konzipiert.“ In diesem Herbst werden wir überschwemmt mit Titeln, die uns verraten, wie man mehr aus seinem Geld macht, wie man Karriere macht, wie man es schafft oben zu sein, wie die Autobosse es geschafft haben Autobosse zu werden, wie man was beim Fernsehen wird, wie man überhaupt Geld macht oder einfach, wie man Erfolg hat. Wobei Erfolg Wohlstand, Reichtum, besser leben als andere, etwas auf die hohe Kante legen können, ist, wobei Erfolg letztlich Macht ist. Natürlich wissen die Bosse, daß die anderen keine werden können, weil sie's ja sind, natürlich wissen die Verlage, daß aus Herrn Meier nicht der Fürst von Thurn und Taxis werden kann, und aus Lieschen Müller nicht Gabriele Henkel. Aber, wenn es Rezepte erstmal gibt, dann gibt es auch Leute die sie ausprobieren und mehr sollen sie ja auch nicht. In diesem Herbst wird uns mit einer massierten Bestseller-Phalanx eingehämmert, daß es nur ein Lebensziel geben kann: Wohlstand. Der wiederum ist durch Geld zu erreichen, das wiederum wenn man mitmacht, das kann man aber nur, wenn man nicht gegen den Stachel löckt, das ist aber nur möglich, wenn man erst einmal aufhört, selbständig zu denken, und das ist nicht schwer, denn dafür gibts dann all die schönen Sachen, die in unseren Büchern stehen, in bald auch in unseren Gesichtern. Welch fantastische Erfolge mit dieser Mobilmachung für Erfolg erreicht werden, sieht man einmal in den Verlagsbilanzen, und zum andern recht eindrucksvoll bei den ausgeflippten Erfolgsjägern, die mehr wollen als da ist und vor allem zu schnell. Es sind die Bankräuber. Die haben zwar das Prinzip so verinnerlicht, daß die Programmierer stolz auf sie sein könnten, andererseits haben sie die Grenze dessen überschritten, die markiert, was ihnen zusteht. Damit gefährden sie nicht nur das hierarchische System sondern die Drohen-Ruhe, die nun mal für den Erfolgreichseinswollenden oberste Pflicht ist. Wenn der Hanser-Lektor Jürgen Kolbe in seiner Abrechnung mit den Buchmachern schreibt: „Der Widerspruch zwischen den genuin bürgerlichen, individualistischen und vorindustriellen Arbeitsleistungen der Schriftsteller und der durch Medien-Eskalation ökonomistisch eingezwängten Kulturindustrie — dieser Widerspruch wird offenbar erst jetzt ganz deutlich“, so ist das, bei Betrachtung der gegenwärtigen Situation und den sichtbaren Perspektiven nicht mehr

zu halten. Es sind nicht die ökonomistischen Zwänge, die die Kulturindustrie so problematisch scheinen lassen, sondern die ökonomisch bedingte Bereitschaft zur bedingungslosen Teilhabe an der Macht, — hier der der Information. Dafür spricht mehr als Rowohlts Geschäft mit dem Verteidigungsministerium, so z. B. die Tatsache, daß die Buchproduktion im Bertelsmann-Trust in der Umsatzliste der insgesamt 11 Produktionsbereiche erst an 4. Stelle steht, daß allein Bertelsmanns Landwirtschaftsbetriebe, so seine Hähnchen- und Eierfabrik, einen Jahresumsatz erreichten, der dem des S. Fischer-Verlags gleichkommt, daß die Bertelsmannschen Dienstleistungsunternehmen — zu denen ein „industrie-service“, sowie die „Interlogic-Gesellschaft für Computer und Programm-Service mbH. & Co. KG“ gehören, mit 4 Prozent am Gesamtumsatz immerhin 36 Millionen macht. Nicht erwähnt ist hier die Kooperation mit Gruner & Jahr im Kassettengeschäft. Für den Wunsch Macht zu haben, spricht, daß Klett seine Kassettenpläne mit Bosch gemeinsam macht, der wiederum neben der AEG, der Luftansa, Siemens, Varta und weiteren 80 Unternehmen mit der Deutschen Verlagsanstalt kunkelt. Geschäftsgegenstand: Kassetten, Lern- und Lehrmittel, kurz: Information. Daneben nehmen sich die anderen Konzentrationen wie kleine Kramläden aus. Man sollte vorsichtig sein und den Verlagsherren den Wunsch Märtyrer zu werden nicht erfüllen.

Der Mensch im Mittelpunkt

Das Ende des Individuums ist das Geschäft der Verlags-Giganten. Ihre Motti und Devisen, vom Menschen der im Mittelpunkt ihres Interesses stehe, sind nichts als Heuchelei. Die Verleger-Idee hat in der deutschen Kulturgeschichte Tradition, doch sich diese Tradition als Elle zu nehmen, an der man die neueste Entwicklung und deren Zukunft mißt, wäre verhängnisvoll, denn was heute geschieht ist nicht der Fehltritt des Heine-Verlegers Hoffmann & Campe, nicht der Abschied vom Christentum des Bertelsmann-Verlages, sondern etwas ganz Neues, anderes. Bei Bertelsmann heißt es über eine seiner Firmen: sie widmet sich besonders — unter Anwendung modernster mathematischer Methoden und der Computertechnik — den Gebieten der Unternehmensberatung, der Marketingberatung, Marktforschung und Statistik. Entwickelt werden insbesondere Optimierungsprogramme, Marketingmodelle, integrierte Informationssysteme für Industrie und Verwaltung. Im Geschäftsjahr (1970) ergab sich eine rege Nachfrage, insbesondere aus den Kreisen der Industrie, des Handels, von Behörden und Ministerien und von seiten der Werbewirtschaft. Also Nachfrage genau von jenen, für die nicht erst die APO den Begriff ‚die Herrschenden‘ geprägt hat. Die Großkonzerne unter den Verlagen, und das zeigen solche Tätigkeiten, wie auch die Bestseller-Programme, haben ihre Klassenlage erkannt und sie haben sich zu ihr bekannt.

Konsequenterweise entsprechen ihre Programme den derzeitigen Erfordernissen ihrer Klasse.

Mit der Brot- und Spiele-Literatur werden die Leser entmündigt, mit der Zielvorstellung, individuelle Widersprüche bei der Informationsabnahme auszu-schließen. Kritisches Nachfragen, d. h. bewußte Informationsüberprüfung würde einmal einer notwendigen Rationalisierung in Produktion und Verkauf von Informationen hinderlich sein, zum andern würden nicht zu befriedigende Informationswünsche Frustrationsprozesse auslösen und den Markt verunsichern. Die Zeit, in der sich auch große Verleger noch selbstbewußt und kritisch gegen die Ansprüche ihrer Klasse gestellt haben — und sei es auch nur in Teilen ihrer Programme — ist vorbei. Heute leiden sie unter der Tatsache, daß es ausgerechnet Bücher sein müssen, mit denen sie ihr Geschäft machen, und nur in dem Bewußtsein, daß Büchermachen die letzte Etappe vor dem ganz großen Geschäft mit Information in allen Formen ist, können sie es ertragen. Daß aber das Geschäft mit so heißer Ware wie Information eine ganz andere ‚Fraktionsdisziplin‘ verlangt, haben sie inzwischen begriffen und akzeptiert. Nachrufe ja, aber nicht auf die großen Verlage — auf Autoren vielleicht und auf die Leser. Aber was tun? Verweigern wir uns den Sellerlisten? Stützen wir die kleinen Verleger? Ich glaube, daß nur die Veränderung der politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse hier Besserung verspricht.

Günter Müller
Bericht in eigener Sache

oder
Morgen vielleicht bei dir

Die Türklingel schrillt uns aus dem Schlaf. Es ist kurz nach sechs Uhr morgens. „Was ist los?“ fragt meine Frau. Ich stehe auf, drücke auf den Türöffner. Die Haustür ist unverschlossen. Ich bin überrascht. Ich öffne die Wohnungstür, höre Schritte und die Stimmen mehrerer Männer, die sich laut aber unverständlich unterhalten. Sie kommen die Treppe herauf: ein Polizist in Uniform und vier Männer in Zivil, zwei davon in Mänteln.

„Sind Sie der Besitzer des R4 mit dem polizeilichen Kennzeichen H — TT 162?“
„Ja.“

„Der Wagen ist heute in Salzgitter beobachtet worden!“ Der Mann in Zivil spricht sehr laut. Ich denke an die Nachtruhe der Nachbarn. „Wir müssen uns unterhalten“, sagt er in unverminderter Lautstärke. Ich bin der Meinung, es handle sich um ein Verkehrsdelikt, wundere mich aber über den Aufwand an Personal, sage jedoch: „Kommen Sie herein.“ Ich trete aus der Tür, im Handumdrehen sind alle fünf Männer meiner Aufforderung gefolgt und haben die Tür geschlossen.

„Ihr Wagen ist heute von einer weiblichen Person durch Salzgitter gefahren worden! Auf dem Beifahrersitz befand sich der Freund der Margit Schiller, uns liegt ein hundertprozentiger Hinweis aus der Bevölkerung vor!“ sagt der Zivilist, aber schärfer als vorher. Ich begreife nur langsam. „Sie waren doch in Salzgitter bzw. Ihr Wagen war dort?!“ — „Wir waren zum Schriftstellertreffen in Wolfenbüttel.“ — „Sie sind Schriftsteller?!“ — „Ja.“ — „Können Sie sich ausweisen?“ — „Können Sie sich ausweisen?“ — Sie halten ihre grünen Karten bereits in der Hand, zwei von ihnen. Erst jetzt bemerke ich, daß die beiden anderen die Hände in den Manteltaschen verborgen halten. Ich hole meinen Personalausweis. „Was ist denn?“ ruft meine Frau. „Fünf Polizisten, die von der Bild-Hysterie angesteckt sind und bei uns ein angebliches Mitglied der Baader-Meinhof-Gruppe suchen.“ — „Na, na, na“, sagt der Polizist, der mir unbemerkt gefolgt ist. Ich zeige meinen Ausweis. „Das sind Sie nicht!“ sagt der Wortführer. Er hat recht, das Bild zeigt mich bartlos und mit wesentlich kürzeren Haaren. „Was wollen Sie eigentlich von mir?“ frage ich. Er zieht ein Fahndungsfoto hervor, es zeigt einen jungen Mann mit langen Haaren und Bart. „Den suchen wir!“ sagt er. „Mit unserem Wagen sind nur meine Frau und ich gefahren!“ — „Wer kann das bezeugen?“ — „Das nehme ich auf jeden Eid!“ Meine Frau kommt ins Zimmer. „Und Sie?“ — „Wir haben den Wagen am Wochenende nur gemeinsam benutzt!“ Pause — „Übrigens“, der Kripobeamte

wendet sich an meine Frau, „unser Ermittlungsdienst hat festgestellt, daß Sie hier gar nicht gemeldet sind, obwohl Sie in den Kfz-Papieren dieses als Ihren ständigen Wohnsitz angeben!“ — „Irrtum vom Amt!“ sagt meine Frau und präsentiert ihren Ausweis. „Wir werden das prüfen! Und Sie“, jetzt wieder an mich gewandt, „haben Sie kein besseres Ausweispapier?“ Ich zeige meinen Reisepaß, dieses Foto stimmt mit meinem Aussehen überein. „Machen Sie eine Schriftprobe!“ sagte er ärgerlich. Ich tue es. Er blättert im Paß: „So, in Polen waren Sie auch ...!“ — „Warum nicht?“ — „Wieso haben Sie zwei Führerscheine?“ fragt er triumphierend, sein Blick fällt auf meine Briefftasche. Ich sehe ihn verständnislos an. „Da, das sind zwei Führerscheine!“ Ich muß lachen, das eine ist mein Führerschein, das andere der Mitgliedsausweis des VS. „Und Sie bleiben dabei, daß nur Sie beide gefahren sind?“ — „Niemand außer uns!!!“ sagen wir. „Was machen Sie beruflich?“ — „Ich arbeite als Kaufmann.“ — „Vorhin haben Sie behauptet Schriftsteller zu sein.“ — „Davon kann ich aber im Augenblick nicht leben!“ — „Wo arbeiten Sie denn?“ Er will uns hereinlegen. „Wenn ich durch diese Sache hier irgendwelche Schwierigkeiten kriege“, sage ich, „sei es bei der Arbeit oder hier im Haus, ich mache Sie verantwortlich!“ Ich schreibe die Namen und die Dienstnummern auf, dann nenne ich meine Arbeitgeber. „Wir werden Ihre Angaben prüfen!“ — „Aber besser als bis jetzt! Wie soll das übrigens weitergehen? Ich bin einmal mit dem Gesuchten verwechselt worden, in einer Stunde fahre ich wieder durch die Stadt, sind Sie dann heute abend wieder da?“ Die Beamten zucken die Schultern: „Lassen Sie sich den Bart abnehmen und die Haare schneiden!“ empfehlen sie im Weggehen. Unten hören wir mehrere Wagen abfahren. „Großaufgebot!“ sagt meine Frau. In der BILD-Zeitung lese ich an diesem Morgen etwas von einer neuen Geheim-Strategie ...

Wolf Brannasky Die Aktionseinheit

Das ist die lustige Geschichte vom Ernst der Aktionseinheit zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten. Die Geschichte ist erfunden. Nicht erfunden, sondern durch das Leben bewiesen ist, daß nur eine *einige* Arbeiterklasse die Herren der Banken und Konzerne verjagen kann!

Also, höret die Geschichte
von dem Franz, der Schlosser war
sowie seiner Frau, der Resi.
Sind verheirat' zwanzig Jahr'.
Sind ein schönes Stück beisammen.
Zwar, der jungen Liebe Flammen
glühn nicht mehr in jener Glut,
trotzdem, sie verstehn sich gut.

Am verdienten Feierabend
trinkt der Franz sein Bierchen gern
oder blättert in der Zeitung
oder sieht ein wenig fern.
Resi liegt in seinen Armen,
in der Stube, in der warmen.
Und dann tun sie — gut, gut, gut —
was man meistens abends tut.

Halt. Da wäre noch zu sagen:
Franz ist bei der SPD.
Seine Frau denkt etwas weiter
und ist bei der DKP.
Bisher ging das alles prima
ohne Störungen im Klima.
Nichts, was beide hätt' geniert.
Bis dann folgendes passiert:

Wie schon im Detail beschrieben
in der Strophe Nummer Zwei,
denkt der Franzl eines Abends,
was wohl mit der Liebe sei.
Na, ihr wißt ja wie das hergeht,
wenn der Wind von Süden herweht.
Und man hat vom großen Glück
dieser Welt ein kleines Stück.

Also, beide eng umschlungen,
sie und er und er und sie
und das Sofa flüstert leise
eine alte Melodie.
Plötzlich, wie aus heitrem Himmel
sagt die Resi ins Getümmel:
„Franzl, heut' gibts kein' Genuß.
Denk an den Parteibesluß“.

Na, dem Franz, dem stand zu Berge
erst einmal sein dünnes Haar.
Jeder kann sichs vorstellen, der schon
mal in seiner Lage war.
Und jetzt kamen miese Zeiten
für die Ehe von den beiden
und der Franz sah bald, oh Graus,
wie der Tod von Forchheim aus.

Aber, wie es ist im Leben:
Nichts verharret an seinem Ort.
Sieht's auch aus wie Stillstand, treibt es
doch die Dialektik fort.
Also kommt, was kommen mußte.
Eines Abends springt die Kruste,
und der Franz sagt — schon im Hemd —:
„Der Beschluß ist lebensfremd!“

Seither kehrte wieder Frieden
in die beiden Herzen ein.
Auch die schärfsten Widersprüche
müssen aufgehoben sein.
Franz hat dann, nach Blitz und Hagel
sich den Spruch ans Bett genagelt:
„Auch wenn's Wehner gar nicht freut —
ich brauch' die Aktionseinheit!“



Die materiellen Voraussetzungen für den Sozialismus sind in der Bundesrepublik gegeben. Mit zunehmender Verschärfung der Widersprüche des staatsmonopolistischen Herrschafts- und Ausbeutungssystems wächst auch das *Bewußtsein*, daß das System überwunden werden muß. Der Imperialismus versucht diese Entwicklung aufzuhalten, seine geistige Herrschaft durch noch massenhaftere, noch systematischere Verbreitung falschen Bewußtseins abzusichern. Deshalb kommt der laufenden Untersuchung aller Prozesse der Produktion und Verbreitung des gesellschaftlichen Bewußtseins und seiner Widersprüche gegenwärtig große Bedeutung zu. Nur konkrete Untersuchungen ermöglichen konkrete Antworten, ermöglichen praktische Schritte zugunsten der Demokratie und des Sozialismus.

Über die „Taschenbücher in der BRD“ hat Heinz Brüdigam im „Kürbiskern“ 4/71 eine wichtige, materialreiche Untersuchung vorgelegt, aus der eindeutig hervorgeht, daß mit der enormen quantitativen Steigerung der Produktion „die Eroberung des Taschenbuchs durch die triviale Massenliteratur“ einherging. Eine solche ausführliche Darstellung und Einschätzung der Gesamtentwicklung des Taschenbuchsektors wurde bis jetzt für die BRD noch nicht gegeben. Aber sowohl zur Analyse wie zu einigen aufgeworfenen theoretischen Fragen sind wichtige Ergänzungen bzw. kritische Bemerkungen nötig. Sie beziehen sich ausschließlich auf den vom Standpunkt des Fortschritts entscheidenden Komplex, die Formierung einer „Gegenkraft“.

Die „Gegenkraft“ wird von Brüdigam bestimmt durch den Gegensatz zur trivialen Massenliteratur. Er nennt hier die „edition suhrkamp“ und ähnliche, nach diesem Vorbild auch von anderen Verlagen inzwischen entwickelte Reihen. In den weiteren Rahmen der „großen Möglichkeiten des Taschenbuchs im positiven Sinne“ gegen die „Gesamttenenz zur Verflachung“ rechnet er auch einen Großteil der belletristischen und der Sachbuchproduktion.

Diese Bestimmung ist aber ganz oberflächlich. Sie knüpft nur an die Erscheinungsform des Bildungsprivilegs im Bereich der Taschenbuchproduktion an: Verdummung und Verführung für Massen — Kunst und Wissen für die kleinere Schicht der „Gebildeten“. Dabei wirkt sich das Bildungsprivileg nicht nur auf die Taschenbuchproduktion aus, sondern diese ist selber Bestandteil der ständigen Reproduktion des Bildungsprivilegs. In ihr spiegeln sich aber auch die Probleme der wissenschaftlich-technischen Revolution, die mehr Wissen für breitere Schichten erfordert; und die tiefe Krise der bürgerlichen Ideologie, die sich u. a. auch in einer bunten Vielfalt verschiedenster Richtungen bis zur ausnahmsweisen konsequenten Kritik äußert. Es lassen sich nicht einzelne Seiten dieses widersprüchlichen Zusammenhangs abstrakt herauslösen und als positive Möglichkeiten oder Gegenkraft isolieren. Dagegen kann aber die konkrete Analyse

der angedeuteten Widersprüche, ihrer Verschärfung und ihrer Entwicklungstendenz, das herausarbeiten, was Brüdigam möglicherweise auch im Auge hatte: daß die Bedürfnisse nach Wissen wachsen, darauf auch reagiert wird, aber nur zur Profitsteigerung, daß die Bereitschaft vieler „Literaturproduzenten“ wächst, die Bedürfnisse der Wißbegierigen zu befriedigen, sie aber auf die Schranke des Privateigentums an Produktionsmitteln stoßen. Diese Widersprüche gehen aber quer durch den gesamten Bereich, durchziehen in verschiedener Ausprägung einen Verlag, ja können mitten durch einen Lektor, einen Autor, ein Buch gehen. In der Tendenz läuft das auf den Verfall der imperialistischen Machtausübung im Bereich der Ideologie hinaus. Es wäre jedoch verhängnisvoll, die imperialistische „Gegenkraft“ hierzu zu übersehen: Auf der Grundlage wachsender Verflechtung, Konzentration und Zentralisation des Kapitals und der Produktion auch in diesem Bereich ist die spontane Entwicklung durch einen weitverzweigten monopolistischen Machtapparat beherrschbar gemacht worden. Das bedeutet natürlich eine Reproduktion der Widersprüche auf höherer Ebene und in schärferer Form. Mit diesen Absicherungsmaßnahmen geht — das sei nur am Rand vermerkt — ein Ausbau und eine Verfeinerung der Methoden ideologischer Herrschaft einher. Tatsächlich ist also die von Brüdigam als solche bezeichnete „Gegenkraft“ Ergebnis und Bestandteil des heterogenen aber zusammenhängenden Systems imperialistischer ideologischer Herrschaft. (Seine Besonderheit und „Undurchschaubarkeit“ liegt hauptsächlich darin begründet, daß die „Ausübung der Herrschaft“ durch den Kauf, also einen scheinbar freiwilligen Akt vermittelt wird.) Er registriert auch die Kraftlosigkeit — im Sinne einer echten Veränderung des Kräfteverhältnisses — der „edition suhrkamp“ u. ä. „ein neues und anderes Massenpublikum“ zu gewinnen.

Bei Strafe seines Untergangs muß der Kapitalist, auch der kapitalistische Verleger, alle Mittel zur Erhöhung seiner Profite einsetzen; das ist das Gesetz seines Handelns. Es zwingt ihn auch zum Einsatz aller, auch geistiger Mittel, dieses, sein System der Profitmacherei zu sichern. Und gerade weil das so ist, muß der Kampf geführt werden gegen alle Erscheinungsformen und Auswirkungen der kapitalistischen Anwendung der Produktionsmittel, gegen das Privateigentum an ihnen und für ihre demokratische Kontrolle, schließlich für ihre Vergesellschaftung. Das ist das Gesetz des Handelns aller, die vom Verkauf ihrer Arbeitskraft leben müssen. Und zu diesem Zweck aus dieser Klasse ein Massenpublikum zu gewinnen, das ist für einen kapitalistischen Verleger natürlich ein Unding. Woher aber soll eine wirkliche „Gegenkraft“, eine Kraft auch im Bereich der Taschenbuchproduktion im Kampf gegen die herrschende Klasse kommen? Ist eine solche Kraft überhaupt möglich? Hier deutet Brüdigam selber zwei gegensätzliche Standpunkte an: Einmal schreibt er: „Die Rechnung, neue Leserschichten ohne Änderung der Gesellschaft zu gewinnen, konnte nicht aufgehen.“ (Hervorhebung D. N.) Es ist gar nicht die heute und hier stehende Frage der Veränderung der Gesellschaft, sondern die Frage, ob vor der entscheidenden Verände-

rung noch in dieser Gesellschaft ein Massenpublikum gewonnen werden kann. Brüdigam verneint das indirekt, weil diese „Rechnung nicht aufgehen konnte“, und zwar, da er nur den kapitalistischen Verleger im Auge hat, weil der Kapitalist sich nicht verändern, in seinen eignen Gegner verwandeln kann. Einen anderen Standpunkt deutet Brüdigam ganz zum Schluß seines Aufsatzes an, wenn er schreibt, daß sich „eine Kritik der Taschenbuchproduktion . . . vor allem an der Frage nach den gesellschaftlichen Bedingungen der herrschenden Kultur sowie nach den zu ihrer Veränderung notwendigen Inhalten“ orientieren soll. Und in der Tat ist die Frage nach den Inhalten und damit nach dem politisch-ideologischen Standort, dem Zweck und Ziel der Verlegertätigkeit der springende Punkt einer echten „Gegenkraft“. Das ist aber nicht mehr nur eine — auch klar entscheidbare — Frage der Theorie, sondern inzwischen schon in der Praxis in der BRD entschiedene Frage. Und daß Brüdigam die wirklichen „Gegenkräfte“ der Taschenbuchproduktion einfach übergangen hat, ist ein Fehler. Es ist nämlich nicht so einfach, die Produktion aus Nachrichten Verlag, Pahl Rugenstein Verlag, Verlag Marxistische Blätter, Weltkreis Verlag zu übersehen. Allein im Verlag Marxistische Blätter sind seit seiner Gründung vor rund zweieinhalb Jahren über sechzig Taschenbuchtitel erschienen! Diese Taschenbücher haben — wenn auch erst in sehr bescheidenem Umfang — neue Leserkreise aus der Arbeiterklasse gewonnen. Sie konnten das trotz Bildungsprivileg und unveränderter Gesellschaft, weil ihre „Programmplanung nach dem inhaltlichen Gesichtspunkt“ ausgerichtet ist, Interessen und Interessenten für eine Veränderung der Gesellschaft zu gewinnen. Und diese Verlage konnten das um so besser, weil sie die rationellen Methoden der Herstellung nicht für den Profit, sondern für eine günstige Preiskalkulation und damit zugunsten der größeren Verbreitung, zugunsten der Leser ausnutzen. Daß hier erst ein Anfang gemacht ist und noch viele Kinderkrankheiten zu überwinden sind, liegt auf der Hand.

Die „gesellschaftlichen Bedingungen der herrschenden Kultur“ haben mit dem Taschenbuch ein Mittel hervorgebracht, das neuen Profit und weitere Verbreitung der bürgerlichen Ideologie sichern sollte und das auch getan hat. Aber von einer klaren antimonopolistischen, sozialistischen Klassenposition aus kann es ein Mittel im Kampf gegen die Ausbeutung, für Demokratie und Sozialismus sein.

Becherstraße in München

Herrn

Oberbürgermeister

Hans Jochen Vogel

8000 München, Marienplatz, Rathaus

6. Mai 1971

Sehr verehrter Herr Oberbürgermeister!

Am 22. Mai 1971 jährt sich zum achtzigsten Mal der Geburtstag von Johannes R. Becher. Wir meinen, es ist an der Zeit, daß sich unsere Stadt endlich dieses großen Sohnes in der Weise erinnert, die er verdient — als eines Dichters, der in seinem Werk die Menschheitsfragen dieses Jahrhunderts stellte: als eines Humanisten, der zu jeder Zeit dort stand, wo gegen den imperialistischen Krieg für den Frieden, gegen faschistische Barbarei für Freiheit und Fortschritt der arbeitenden Menschen gekämpft wurde.

Johannes R. Becher hat auch in schlimmster Zeit an seiner Liebe zu einem besseren München, an seiner Verbundenheit mit dieser Stadt und ihren Bürgern keinen Zweifel gelassen. Will sich München zu ihm weiter als fremde Stadt verhalten?

Wir nehmen an, daß Sie, sehr verehrter Herr Oberbürgermeister, in Übereinstimmung mit der Mehrheit der Bürger unserer Stadt dafür eintreten, daß München gerade jetzt deutliche Distanz von der menschenfeindlichen und geistfeindlichen Atmosphäre des Kalten Krieges gewinnt. Das Mindeste, was nach Jahren der Ignorierung Johannes R. Bechers nun geschehen sollte, wäre, die Straße, in der er geboren ist, nach ihm zu benennen. Es ist die Heß-Straße — in weit verbreiteter Unkenntnis des tatsächlichen Namensgebers oft genug peinlicher Anlaß, mit dem unsäglichen Stellvertreter seines Führers in Verbindung gebracht zu werden.

Sollten sich gegen eine Straßenumbenennung an dieser Stelle oder gegen das Verschwinden des Namens Heß, der künftig allerdings besser mit Vornamen erschiene, begründete Einwände erheben, so bieten sich in München ausreichende Gelegenheiten, unerfreuliche Straßennamen an anderer Stelle auszutauschen. Wir denken zum Beispiel an zahlreiche Straßenbezeichnungen, die im Olympiajahr etwa bei unseren französischen Gästen sicher nur unangenehme Erinnerungen wachrufen können, wie die an General Manteuffel, an Sedan und zahlreiche andere Schlachtorte des Krieges von 1870/71.

Dürfen wir, sehr verehrter Herr Oberbürgermeister, in dieser Sache Ihre Unterstützung erwarten? Wir wären Ihnen dankbar, Ihren positiven Bescheid schon in der Feierstunde bekanntgeben zu können, die wir aus Anlaß des achtzigsten Geburtstages von Johannes R. Becher in Zusammenarbeit mit zahlreichen Münchner Künstlern veranstalten und zu der wir Sie und andere Vertreter der Stadt mit besonderer Freude auch persönlich begrüßen würden.

Mit vorzüglicher Hochachtung!

Für die Redaktion „Kürbiskern“, gez. Friedrich Hitzer, Oskar Neumann

Landeshauptstadt München — Direktorium — Verwaltungsamt —

An die

Redaktion Kürbiskern

8000 München 13, Hohenzollernstraße 144

17. Mai 1971

Betreff: Benennung einer Straße nach Johannes R. Becher

Sehr geehrte Herren!

Der Eingang Ihres Schreibens vom 6. Mai 1971 wird dankend bestätigt. Im Auftrag von Herrn Oberbürgermeister Dr. Vogel darf Ihnen das Direktorium-Verwaltungsamt hierzu mitteilen, daß das zuständige Baureferat inzwischen um Prüfung gebeten

wurde, ob entsprechend Ihrer freundlichen Anregung eine Straße in München nach Johannes R. Becher benannt werden kann. Sobald die Prüfung abgeschlossen ist, werden Sie vom Baureferat eine weitere Nachricht erhalten. Bis dahin möchte ich Sie bitten, sich noch etwas zu gedulden.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Kohl, *rechtsk.* Stadtdirektor

Bürger an Stadtverwaltung München

Die Forderung nach einer Johannes-R.-Becherstraße in München fand inzwischen öffentliche Resonanz. Das Ersuchen an die Stadtverwaltung unterzeichneten unter anderem die Betriebs- und Gewerkschaftsfunktionäre, Politiker, Publizisten und Schriftsteller, Wissenschaftler und Künstler:

Wolfgang Anraths, Otto Barck, Richard Blank, Manfred Bosch, Bernt Bücking, Armin Cullmann, Renate Cullmann-Reeder, Barbara und Heino von Damnitz, Volker Donath, Silvia Dürst, Brigitte Felsl, Barbara Geifrig-Witow, Werner Geifrig, H. P. Grollmann, Solveig Gruber, Elisabeth Henrichs, Almut Hielscher, Richard Hiepe, Elvira Högemann-Ledwohn, Jörg Högemann, Claus Dieter Hoffmann, Horst Holzer, Dieter Koffmane, Klaus Konjetzky, Franz F. Kugler, Erwin Kurz, Heimo Liebich, Ulrike Luczak, Peter Maiwald, Angelika Mechtel, Dorothea Mezger, Ulf Miehe, Barbara Nevert, Karl Nissen, Bengt Oberhof, Johannes Oberhof, Heinz Rabbow, Erika Runge, Carlo Schellemann, Jörg Scherkamp, Fred Schmid, Hans und Lilo Schneider, Julia Schuhler, Jochen Sandler, Gabriele Sprigath, J. P. Stössel, Sepp Ströbele, Harry Täschner, Grete Thiele, Artur Troppmann, Manfred Vosz, Guido Zingerl.

Landeshauptstadt München — Baureferat — Bauverwaltung

An die

Redaktion Kürbiskern

8000 München 13, Hohenzollernstraße 144

14. Juli 1971

Betreff: Benennung einer Straße nach Johannes R. Becher

Sehr geehrte Herren!

Wie Ihnen das Direktorium-Verwaltungsamt mit Schreiben vom 17. 5. 1971 mitgeteilt hat, wurde Ihr o. g. Schreiben dem Baureferat zur Prüfung zugeleitet.

Zu Ihrer Anregung, eine Straße in München nach Johannes R. Becher zu benennen, weist das Baureferat darauf hin, daß es in München bereits seit 1. 1. 1906 eine Becherstraße (benannt nach dem 1635 geborenen und 1682 verstorbenen Chemiker und Arzt, Professor Johann Becher, der auch in München wirkte) im 25. Stadtbezirk gibt.

Eine weitere Straßenbenennung nach Becher ist daher wegen der zu erwartenden Verwechslungen nicht möglich.

Zu Ihren weiteren Anregungen, die Heßstraße, die nach Schlachtorten des Krieges von 1870/71 benannten Straßen und die Manteuffelstraße umzubenennen, nimmt das Baureferat im einzelnen wie folgt Stellung:

Die am 1. 1. 1897 benannte Heßstraße stellt eine alte historische Straße in München dar, deren Benennung bisher noch bei niemandem Anstoß erregte; im übrigen kann jeder Interessierte im Münchner Stadtadreßbuch nachschlagen, nach wem eine Straße benannt ist.

Ferner darf darauf hingewiesen werden, daß das Baureferat 1965 das Buch „Münchens Straßennamen“, erschienen im Verlag für Verwaltungspraxis Franz Rehm KG München (erhältlich in den Buchhandlungen) herausgegeben hat, in welchem sämtliche Straßennamen von München erläutert sind.

Wie Sie aus der Tagespresse entnehmen konnten, wurde ein Antrag auf Umbenennung

von Straßen, die an den Krieg von 1870/71 erinnern, sowohl vom zuständigen Bezirksausschuß, als auch von der überwiegenden Mehrheit der betroffenen Bevölkerung abgelehnt.

Der Bezirksausschuß betonte ausdrücklich, daß er für gute freundschaftliche Beziehungen mit Frankreich eintrete, jedoch in der Umbenennung der fraglichen Straßen nicht den richtigen Weg dazu sehe. Vielmehr könnten und sollten diese Straßen als Mahnung dienen und den unseligen Geist einer vergangenen Epoche überwinden helfen.

Bzüglich der Manteuffelstraße teilt Ihnen das Baureferat mit, daß die Straße in den neubenannten „Georg-Brauchle-Ring“, welcher in Fortsetzung des Petuelrings von der Lerchenauer Straße nach Westen zur Dachauer Straße verläuft, einbezogen wurde und die Straßenbezeichnung Manteuffelstraße somit eingezogen wird (s. Stadtratsbeschuß vom 30. 6. 1971).

Mit vorzüglicher Hochachtung

I. A. gez. Dr. Körber, Verwaltungsdirektor

Johannes R. Becher Unsere Wendung

Vom Kampf um die Existenz der proletarisch-revolutionären Literatur zum Kampf um ihre Erweiterung

Dieser Umbau entfaltet und vertieft sich, aber seine Tempi sind noch nicht befriedigend. Langsamer als notwendig wäre schreitet die Diskussion über die künstlerische Schöpfung vorwärts. Die konkrete Kritik bleibt noch immer weit zurück, trotzdem eine gewisse Belebung auf diesem Gebiet bereits zu beobachten ist.

Die Selbstkritik dieser und anderer Mängel, das Suchen immer neuer Wege zur Liquidierung des Zurückbleibens der Literatur hinter den Forderungen der sozialistischen Aufbauperiode: das sind die Fragen, die im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit des Plenums stehen sollen. . . . Selbstverblendung ist hier nicht am Platz. Vieles ist bereits getan, aber das Grundlegende steht noch aus. (Aus: „Die Hegemonie der proletarischen Literatur“, „Prawda“, 31. August 1931, über das Plenum der RAPP¹)

In diesen Tagen wird den Mitgliedern des Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller Deutschlands das neue Programm zur Diskussion vorgelegt. Gleichzeitig erscheinen als Sonderheft der „Literatur der Weltrevolution“ die Beschlüsse des Charkower Kongresses. Für Dezember oder Januar wird eine Bundeskonferenz vorbereitet, die als Hauptpunkt die endgültige Fassung des Programms bringen soll. Damit vollzieht sich innerhalb unserer Arbeit eine Wendung.

Worin besteht diese Wendung? Welche neue Entwicklungsstufe unserer Literatur macht diese Wendung notwendig? Die proletarisch-revolutionäre Literatur Deutschlands hat Großes erreicht: sie hat sich als Literatur konstituiert, aus einer Literatur einzelner Genossen ist im Verlauf einer verhältnismäßig kurzen Zeit (1927—1931) eine Literaturbewegung geworden. Aus dieser Literaturbewegung heraus, die ebenso eine Bewegung der revolutionären Massen ist wie die politische, sind Werke entstanden, welche die Dumpfen aufrütteln und die Klassenbewußten in ihrem Klassenbewußtsein zu stärken und sie zu begeistern vermochten. Der Klassenfeind hat uns eine ausgezeichnete Zensur erteilt: er hat viele unserer Werke verboten, Untersuchungsverfahren gegen uns eingeleitet und Hochverratsanklagen erhoben. Wir können mit Stolz darauf hinweisen,

¹ Wenn wir im folgenden häufig zitieren, so bedeutet das nicht, daß wir die zitierten Auffassungen mechanisch übertragen, sondern sie entsprechend der veränderten Situation auf unsere Literaturprobleme anwenden sollen.

daß Genossen, Vorkämpfer unserer Literatur, auch heute im Gefängnis sitzen. Es zeigte die Stärke unserer Literatur, daß eine dieser Hochverratsanklagen abgeschlagen wurde und nicht durchgeführt werden konnte: Sympathisierende schlossen sich unserer Bewegung an und verhinderten mit uns gemeinsam den Prozeß. An diesen Verfolgungen ist unsere Literatur gewachsen. Sie wuchs nicht nur in der Theorie, sie wuchs in der Praxis, und in den Charkower Beschlüssen heißt es mit Recht: Die Möglichkeit einer proletarisch-revolutionären Literatur vor Eroberung der Macht durch das Proletariat ist in erster Linie nicht durch Theorie, sondern durch die Praxis entschieden worden. Die deutsche proletarisch-revolutionäre Literatur besteht aber nicht nur in Deutschland, sondern sie besteht weit über die Grenzen Deutschlands hinaus in der ganzen Welt des Proletariats. Wer es einmal in der Sowjetunion erlebt hat, wie dort die deutschen proletarisch-revolutionären Schriftsteller bekannt sind, wie sie gelesen, wie sie gefeiert werden, der weiß: die deutsche proletarisch-revolutionäre Literatur ist eine Macht.

Wie der Marxismus-Leninismus der gesamten bürgerlichen Wissenschaft überlegen ist, so erweist auch die proletarisch-revolutionäre Literatur ihre Überlegenheit gegenüber der bürgerlichen Literatur. Auf uns zu kommt alles das, was heute noch lebenskräftig und ehrlich auf der anderen Seite steht. Die proletarisch-revolutionäre Literatur ist führend gegenüber allen kleinbürgerlich-gesellschaftskritischen „radikalen“ oder sogenannten „revolutionären“ Literaturbestrebungen. Wir haben die Existenz der proletarisch-revolutionären Literatur erkämpft. Wir wollen nicht lang und breit ausführen unter welchen Opfern, unter welchen Schwierigkeiten. Hungernde, erwerbslose, gemäßregelte, von der Polizei verfolgte, in Gefängnissen sitzende Genossen haben die Existenz unserer Literatur aufgenommen als seine Literatur, mit uns zusammen hat das Proletariat diese seine Literatur gegen die Zugriffe des Klassenfeindes verteidigt. Die proletarisch-revolutionäre Literatur ist eingegangen in die revolutionäre Bewegung, sie ist ein wertvoller unablässbarer Bestandteil dieser Bewegung selbst geworden. Bei der brüderlichen Solidarität, die die revolutionären Literaturbewegungen der ganzen Welt miteinander verbindet, ist es selbstverständlich, daß unsere Erfolge Erfolge der gesamten roten Literaturinternationale sind, ist es selbstverständlich, daß die Erfolge der revolutionären Literatur der anderen Länder auch unsere Erfolge sind. Unsere Opfer sind ihre Opfer, ihre Opfer tragen wir als die unseren. Von all diesen Opfern, die auf der revolutionären Literaturfront gefallen sind, erwähnen wir als unser schwerstes und ehrenhaftestes Opfer die Hinrichtung von vier revolutionären chinesischen Schriftstellern — es ist unser Blut, das hier vergossen wurde, und wir geloben, daß dieses unser Blut nicht umsonst vergossen ist. Die Existenz unserer Literatur können wir aber nur sichern, wenn wir weitergehen und unsere Literatur zur Entwicklung treiben. Wie die revolutionäre Bewegung allein den Mut aufbringen kann, vertrauend auf ihre Gesundheit und Stärke, eine schonungslose Kritik zu üben an ihren Schwächen und Fehlern, so kann auch die proletarisch-revolutionäre Literatur allein in aller Offenheit und vor aller Öffentlichkeit sich selbst kritisieren und diese Kritik ertragen. Die Kritik, die die proletarisch-revolutionäre Literatur an sich selbst ansetzt, hat nichts Persönliches, ist nicht mit irgendwelchen Geschäfts- oder Verlegerinteressen verknüpft wie die bürgerliche (die es als wirkliche Kritik heute überhaupt nicht mehr gibt), unsere Kritik gilt lediglich der Sache, unsere Kritik, die mit der Entwicklung der proletarisch-revolutionären Literatur lebensnotwendig verbunden ist, tritt damit das Erbe an, das ein Lessing und ein Mehring uns hinterlassen haben. Sache solch einer schöpferischen Kritik ist es, zu erkennen, wann der Zeitpunkt für solch eine umfassende Kritik gekommen ist. Während des Existenzkampfes unserer Literatur war es nicht möglich, Kritik in dem Sinne zu üben, wie sie heute von uns gefordert wird. Die selbstkritischen Elemente in unserer Theorie mußten zurücktreten hinter der Notwendigkeit, unsere Ge-

nossen erst einmal zum Schreiben zu veranlassen, unsere Literatur in Fluß zu bringen. Kritik in unserem heutigen Sinne am Anfang hätte bedeutet, den Anfang unserer Literatur selbst in Frage zu stellen, die Existenzmöglichkeiten von vornherein zu gefährden. Die Führung des Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller ist der Ansicht, daß heute in der Phase der Entwicklung unserer Literatur eine solche Kritik nicht mehr hemmend, sondern weitertreibend wirkt. Die Genossen, die die proletarisch-revolutionäre Literatur schaffen, lassen sich durch eine solche Kritik weder kleinmütig machen noch abschrecken. Sie kennen ihren Wert, sie kennen aus eigener Erfahrung den Kampfwert ihrer Literatur. Minderwertigkeitsgefühle, die dort berechtigt erscheinen, überlassen wir der Gegenseite. Aber wir verfallen auch nicht in das Prahlern, Größenwahn: dieser Wahn ist für uns eine unbekannte Größe. Wir haben in unserer Literatur die höchsten Forderungen zu erfüllen, die je an eine Literatur gestellt wurden. Stellen wir diese Forderungen an uns!

Es ist gerade in dieser Zeitschrift Lobes genug über die Entwicklung unserer proletarisch-revolutionären Literatur gesagt worden. Wir warnen also vor Selbstgefälligkeit. Wenn wir nüchtern die Erfolge unserer Literatur überprüfen, so müssen wir als einen wesentlichen Grundzug feststellen, daß unsere Produktion weit hinter der revolutionären Entwicklung zurückbleibt. Gerade in der letzten Zeit, in der neue gewaltige Massen in Bewegung gekommen sind, wurde die Zurückgebliebenheit* so aktuell, daß man offen von einem Versagen unserer Literatur sprechen muß. Wir sind heute nicht in der Lage, das Bedürfnis der Massen nach Lesestoff auch nur einigermaßen zu befriedigen. Klar, wenn wir dieses Bedürfnis nicht befriedigen, werden sich die Massen einen Ausweg suchen und sich von anderer Seite her Lesestoff verschaffen. Diesem Lesestoff von der anderen Seite her können wir nicht mit Kritik, nicht mit Aufklärung usw. begegnen, da hilft alles Reden nichts, dagegen müssen wir eine eigene Literatur stellen — für Frauen, Jugend, Kinder muß eine Literatur dasein —, wir müssen neue Leserschichten erschließen, wir müssen mit unserer Literatur Gebiete besetzen, die bisher zum größten Teil noch unbesetzt waren oder vom Klassenfeind gehalten wurden, trotzdem diese Gebiete ihrer ganzen sozialen Zusammensetzung nach zu uns gehören. Wir wollen uns natürlich keine Illusionen machen über die Wirkungs- und Verbreitungsmöglichkeiten revolutionärer Literatur vor Eroberung der Macht, aber schädlicher noch als solche Illusionen sind im Augenblick unsere Genügsamkeit und die freiwillige Gefangenschaft, in die wir uns mit unserer Produktion begeben haben.

Wir sind darüber hinaus starr und langweilig, wir sind nicht erfinderisch genug in der Anwendung neuer kleiner Kunstformen (Flugblattkurzgeschichten, Flugblattgedichte, Klebestrophen usw.). Wir haben zwar eine Idee, aber wenig durchschlagende Einfälle. Es gibt eine bürgerliche Theorie, die besagt, daß Kunst immer hinterherkommt und daß jede künstlerische Produktion Distanz erfordere,³ wir sind auf dem besten Wege dazu, von unserer Seite her eine Praxis zu liefern. Wer etwa die Schaffung des Einmark-Romans als Zeichen unserer „Höhe“ anführt, der hat allerdings keine Ahnung davon, in welcher Breite und Tiefe heute ein Durchbruch erfolgen könnte, wenn wir wirklich auf der Höhe wären. Es ist also nicht zufällig und es ist nicht im Gehirn irgendwelcher

Genossen ausgedacht, wenn wir gerade jetzt auf dieser Wendung bestehen und gleichzeitig aussprechen, daß der Bund als Organisationsform der proletarisch-revolutionären Literatur diese Wendung zur Massenarbeit durchführen muß, wenn er sich nicht hoffnungslos isolieren und zu einer kleinstädtischen Sekte werden will. Wir sind stehen geblieben. Und da jedes Stehenbleiben ein Rückschritt ist, müssen wir alles tun, um diesen gefährlichen toten Punkt in unserer Arbeit zu überwinden. Dieses Stehenbleiben wurde uns zwar rechtzeitig durch allerlei Mängel, die in unserer Arbeit auftraten, signalisiert. Wir betrachteten diesen Stillstand aber mehr als eine harmlose Atempause und haben nicht rechtzeitig erkannt, daß in unserer Entwicklung Atempausen nicht möglich sind, sondern nur Drücken auf Tempo oder Leerlauf, und wurden davon überrascht, daß unsere Literatur auf einer höheren Entwicklungsstufe angelangt war. Ein neuer Abschnitt in dem Prozeß der Herausarbeitung der proletarisch-revolutionären Literatur beginnt. Wir sind an einem entscheidenden Wendepunkt angelangt. Wir müssen übergehen vom Kampf um die Existenz unserer Literatur zum Kampf um ihre Entwicklung.

So war es notwendig, zuerst das Grundlegende zu schaffen. Das Grundlegende aber ist das Programm. Der Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller wurde im Jahre 1927 gegründet aus der richtigen Erkenntnis heraus, daß nur eine organisierte Literatur ihre Aufgaben erfüllen kann. Unsere Literatur muß nach einem festen Plan geleitet werden, wir müssen versuchen, auch als Schriftsteller in unseren Werken eine schöpferische Methode herauszubilden, das Zufällige und Willkürliche muß nach Möglichkeit aus unseren Reihen verschwinden: die allgemeine Bedeutung dieser Sätze wurde von uns ebenso anerkannt wie die Bedeutung der proletarisch-revolutionären Literatur im allgemeinen. Wir blieben bei diesen Allgemeinheiten stehen, und da jedes Allgemeine, wenn es nicht mit dem Besonderen verbunden ist, unverbindlich, wenig anstößig und leicht bekömmlich ist, so ergaben sich aus diesen allgemeinen Äußerungen, die teilweise nur geheimnisvolle Andeutungen waren, alle Unklarheiten bis zum völligen Verkennen der Aufgabe unserer Literatur. Damit soll, wie einleitend betont wurde, die vom Bund tatsächlich geleistete theoretische und praktische Arbeit um die Anerkennung und Existenz einer proletarisch-revolutionären Literatur nicht gelehnet werden. Es kommt aber jetzt nicht darauf an, sich dieser Erfolge zu rühmen, sondern diese Erfolge an der Gesamtentwicklung der revolutionären Bewegung zu messen und nach Möglichkeit einen Ausgleich zu schaffen. Daß sich bei dieser Messung ergibt, daß nicht nur die deutsche und die gesamte proletarisch-revolutionäre Literatur in den kapitalistischen Ländern, sondern auch die proletarische Literatur der Sowjetunion zurückbleibt, geht aus den eingangs zitierten Sätzen über das Plenum der proletarischen Schriftsteller der Sowjetunion hervor und gibt unserer Wendung eine internationale Bedeutung.

Das vorgelegte Programm im Zusammenhang mit den Charkower Beschlüssen ist eine Zusammenfassung, eine Bestandsaufnahme unserer Erfahrungen auf dem Literaturgebiet. Die Beschlüsse müssen ergänzt werden durch die inzwischen gemachten Erfahrungen; so war zum Beispiel während des Kriegsreferats der Prozeß gegen die Industriepartei noch nicht bekannt, der die Kriegsgefahr erst in ihrer ganzen unmittelbaren Wirklichkeit aufgezeigt hätte. Ebenso muß das Programm in der Richtung einer konkreten Analyse der deutschen Literatur ergänzt werden. Besonders wichtig ist in diesem Programm für unsere kommende Arbeit die Einschätzung der bürgerlichen Literatur als Massensliteratur und die daraus sich ergebenden Folgerungen, eine proletarisch-revolutionäre Massensliteratur zu schaffen. Es wurde bereits auf der Charkower Konferenz ausgeführt: „Wir haben bis heute die gesamte bürgerliche Literatur einschließlich der Kriegsliteratur beinahe einzig und allein vom Standpunkt der Spitzenleistungen, des Standardwerkes aus betrachtet. Wir verstanden unter bürgerlicher Literatur zum

* Es heißt hier ausdrücklich Zurückgebliebenheit und nicht Tempoverlust. Der Tempoverlust ist längst in Zurückgebliebenheit umgeschlagen. Ich kenne alle Einwände, warum und wieso. Aber gegen diese Einwände gibt es unter anderem auch den Einwand: bei dem Ausschreiben zum Beispiel des Malik-Verlages um Beiträge für einen Sammelband von Erzählern sind 1000 (eintausend!) Erzählungen eingegangen. Ein solches Regiment unter richtiger Führung braucht nicht zurückzubleiben. Bei Preisausschreiben usw. der Universitätsbibliothek oder des Neuen Deutschen Verlages ist es ähnlich.

³ „In der kapitalistischen Gesellschaft dagegen, wo der gesellschaftliche Verstand sich immer erst post festum (nachher) geltend macht, müssen so beständig große Störungen eintreten.“ (Marx, Kapital, 2. Band, S. 278—288.) Marx charakterisiert also dieses „Hinterher“ als eine typisch kapitalistische Haltung, die noch verstärkt auftritt in der heutigen bürgerlichen Verfallsdichtung mit ihrem parasitären und rentnerhaften Charakter.

Beispiel in Deutschland beinahe ausschließlich solche „repräsentative“ Erscheinungen wie Thomas und Heinrich Mann, Döblin, Wassermann usw. Aber das ist doch nur ein Teil der bürgerlichen Literatur und nicht die eigentliche bürgerliche Massensliteratur.⁴ Wenn wir in Zukunft von bürgerlicher Literatur sprechen, so müssen wir sie vielmehr als ein Ganzes werten, dem die Standardwerke ebenso angehören wie die sogenannte mittelmäßige Literatur, die Heimatkunst- und Volksliteratur ebenso wie die Schmutz- und Schundschriften.“ Und weiter hieß es unter der Parole „Wendung zur revolutionären Massensliteratur“: „Wir hatten in Deutschland vor einigen Jahren solche Versuche, Massensliteratur zu schaffen. Welche Fehler wiesen diese Versuche auf? Diese Werke versuchten an das kleinbürgerliche Milieu anzuknüpfen, aber unversehens waren die Autoren dabei selbst ins kleinbürgerliche Milieu abgerutscht, selbst zu Kleinbürgern geworden. Bei der Kritik haben wir es nicht genügend verstanden, die prinzipielle Wichtigkeit solch einer Literatur herauszuarbeiten ... Die Wendung zur Massensliteratur, die Schaffung solcher Massenschriftsteller ist in Deutschland auf dem literarischen Gebiet das entscheidende Glied in der Kette.“

Bei einer solchen Wendung zur Massensliteratur wird man sich von vornherein gegen zwei Auffassungen wenden müssen, die zwar noch nicht klar ausgesprochen, aber stimmungsmäßig vorhanden sind. Die eine schädliche Auffassung besteht in der Geringschätzung der Massensliteratur, was weiter nichts ist als eine überhebliche Unterschätzung der Lesermassen selbst, in dem Zweifel, mit „qualitativer“ Literatur überhaupt Massenwirkungen erreichen zu können, in dem hartnäckigen Festhalten an einem Qualitätsbegriff, der der bürgerlichen ästhetischen Rumpelkammer entnommen ist. Diese Auffassung führt zu einem überspannten Avantgardismentum, das, während es glaubt, der Zeit weit voranzueilen, in Wirklichkeit weit hinter der Zeit zurückbleibt. Hierher gehören Tendenzen wie die mechanische Trennung zwischen schriftstellerischer Arbeit und der Arbeit in der revolutionären Bewegung, der „Schriftsteller hat zu schreiben, weiter nichts“, „man braucht Jahre, um mit einem Roman fertig zu werden“, die Anpassung mancher Genossen an die bürgerliche Kritik, das Schielen nach bürgerlichen Erfolgen, hierher gehören die Überschätzung des Experiments, Formdünkel und das Gegeneinanderausspielen: Agitation — Propaganda. Hierher gehört der Unfug vom „Ende der Literatur“⁵ oder die Auffassung von der Rolle des Schriftstellers als eines

⁴ Der Gesamtumsatz des bürgerlichen Buchhandels für das Jahr 1930 betrug 600 Millionen Mark ohne Zeitungen und Zeitschriften. Die proletarischen Verlage erreichten einen Umsatz von 6 Millionen, das ist 1 Prozent des Gesamtumsatzes. Auflagenhöhe der Courths-Mahler: 22 Millionen Exemplare. Die sogenannte Spitzenliteratur schätzt man, wenn man diesen Begriff sehr weitherzig faßt, auf etwa 30 Prozent. Diese Zahlen ergeben allerdings kein klares Bild über den Leser, da bei uns, wie bekannt ist, auf ein Buch immer mehrere Leser kommen.

⁵ Ähnlichen Unfug verbreitete vor einiger Zeit in Berlin der russische Schriftsteller Tretjakow hauptsächlich bei linksbürgerlichen Schriftstellern, wobei es den Anschein hatte, als vertrete er eine offizielle sowjetrussische Literaturauffassung. Was nicht der Fall ist. Im Gegenteil: Bei einer solchen Versammlung trat schon damals seinen Auffassungen im Auftrage des Bundesgenossen Wittfogel entgegen. Gegen derartigen Unfug heißt es in dem Artikel der „Prawda“ über das Plenum der RAPP: „Der Kampf für eine große bolschewistische Kunst ist zugleich ein Kampf gegen die merkwürdige Theorie des ‚Rohmaterials‘. Die Propheten dieser Weisheit verkünden: Wir sind für die große bolschewistische Kunst, aber für ein bißchen später. Jetzt ist keine Zeit dazu. Die Umstände unseres Aufbaus, unseres Tempos erlauben es jetzt nicht. Jetzt ist nicht die Zeit zu großen Gemälden. Inzwischen arbeiten wir ‚irgendwie‘, nur, um nicht zurückzubleiben. Unsere Sache ist, ‚Rohmaterial‘ vorzubereiten.“

Klar, daß diese furchtbar „linke“ Theorie, die angeblich das Zurückbleiben überwinden will, vollständig übereinstimmt mit der Literaturauffassung Trotzki's, der behauptet hat, daß man in der Übergangszeit keine proletarische Kunst schaffen könne, und wenn sie geschaffen wird, wird sie bereits die Kunst einer klassenlosen Gesellschaft sein. Klar, daß diese Theorie, die angeblich die Liquidierung des Zurückbleibens anstrebt, in Wirklichkeit zur Liquidierung der proletarischen Literatur führt. Hinter dieser Theorie des Rohmaterials und des damit verbundenen Verzichts auf hohe Qualität versteckt sich eine kleinbürgerliche Angst vor unserem Tempo, das Unvermögen, sich in der komplizierten Wirklichkeit der Aufbauperiode zurechtzufinden, das Unvermögen, sie künstlerisch bewußt zu machen. Klar, daß diese Theorie, die aus unbekannten Gründen annimmt, unsere Tempi würden sich „später“ (wann? in welchem Jahr-fünft?) verlangsamten, das bürgerliche Erschrecken vor der Beschleunigung der Tempi ist und die kleinbürgerliche Hoffnung, daß man „sich bald ausruhen und friedlich leben könne“.

Spezialisten, eines Literaturingenieurs, der aus dem Atelier heraus montiert und für den die revolutionäre Bewegung ein Übungsgelände abgibt. Solche Auffassungen treiben unsere Literatur in die Enge und bringen uns „erhabenes Siechtum“. Die andere, nicht weniger schädliche Auffassung, die uns ebenfalls von den Massen isolieren würde, bestünde in der leichtfertigen Produktion von Massensliteratur. Man kann nicht einfach arbeiten nach der Methode des geringsten Widerstands: Schund und Schmutz, rot gefärbt — und wir haben, was wir wollen. Massensliteratur ist kein breit aufgelegter Schwindel. Sie ist keine billige, sondern eine nach allen Seiten hin ernsthaft zu durchdenkende Angelegenheit. Man muß solchen Genossen sagen: auch Ihr bleibt zurück, Eure Leser sind weiter als Ihr! Beruft Euch nicht auf die Müdigkeit, auf die Ungebildetheit Eurer Leser! Es ist *Eure* Müdigkeit, *Eure* Ungebildetheit, die aus dieser Auffassung spricht. Eure Unfähigkeit vor allem, lebendig gestalten zu können, damit es alle angeht. Ihr meint, Eurem Leser gefällig zu sein, Ihr hofft ihn anzuziehen damit, daß Ihr es ihm möglichst bequem macht, indem Ihr noch erheblich unter sein Fassungsvermögen heruntersteigt und überhaupt keine Ansprüche mehr an ihn stellt. Vor allem aber kennt Ihr in Wirklichkeit Euren Leser gar nicht. Das ist es. Da liegt der Hauptfehler. Es muß zur Kenntnis genommen werden: die Massen wollen vorwärts. Auch wer als proletarisch-revolutionärer Schriftsteller in den Massen, die vorwärtsdrängen, stehenbleibt, kann ebenso schlimm werden wie der Feind, der ihnen offen gegenübertritt. Diese Auffassung von der schludrigen Produktion der Massensliteratur, in der ebenfalls eine überhebliche Unterschätzung der Massen zum Ausdruck kommt, würde uns bald jede Wendung zu den Massen verbauen. Recht behält in der Literatur auf die Dauer nur das, was erschütternd, überzeugend, was gestaltet ist.⁶

Gerade von dieser Stelle aus ist oft genug der Satz ausgesprochen worden, daß nur dann eine wirksame proletarisch-revolutionäre Literatur geschaffen werden kann, wenn wir mit dem Leben und mit den Kämpfen der Massen untrennbar verbunden sind. Dieser Satz, oft wiederholt, hatte das Schicksal mancher sogenannter Selbstverständlichkeiten: sie sind so selbstverständlich, überselbstverständlich geworden, daß man am Ende vergaß, den tatsächlichen materiellen Gehalt dieser Selbstverständlichkeit zu überprüfen. Diese Verbindung also besteht, darüber sind wir uns im klaren, in der aktiven Teilnahme an der revolutionären Bewegung. Genug? Nicht genug. Diese Verbindung besteht nicht nur in der Verbundenheit mit der revolutionären Vorhut der Klasse, sondern diese Verbindung muß aufgenommen werden mit allen Gruppierungen und Strömungen der ganzen Klasse, da die ganze Klasse es ist, an die wir uns mit unserer Massensliteratur wenden. Genügt das? Keineswegs. Diese Verbundenheit muß nicht nur eine Verbundenheit sein mit dem politischen Leben der Klasse, sondern auch eine Verbundenheit mit dem ganzen proletarischen Alltag (ohne Heuchelei, ohne Schönfärbung) mit all seinen

⁶ Zu dieser Frage nimmt das Plenum der RAPP Stellung wie folgt: „Eine vollwertige, die Welt umbauende Literatur, eine Literatur der Partei, eine Literatur von hoher künstlerischer Qualität — und das kann nur eine Literatur sein, die in hohem Maße ideendurchdrungen ist —, das sind die Lösungen, für die die RAPP den Kampf fortsetzt. Das ist der Kampf gegen jene, die meinen, eine solche Literatur entstehe auch ohne bolschewistische Bewußtmachung der Wirklichkeit, ohne Kampf um die Weltanschauung (der zugleich ein Kampf für die fortschreitende Einschaltung des proletarischen Künstlers in die Kampfpraxis seiner Klasse ist), das ist ein Kampf gegen jene, die da meinen, eine solche Literatur sei aus dem Schreibzimmer mittels passiver Beobachtung zu schaffen. Das ist ein Kampf auch gegen jene, die der Frage der Qualität die Frage der Thematik entgegenstellen, indem sie meinen, man soll nur ‚irgendwie‘ schreiben, nur um die ‚Gegenwart‘ nicht zu verpassen, ‚nur um hinter dem Aufbau nicht zurückzubleiben“.

Die Verkünder dieses Standpunktes begreifen nicht, daß unsere proletarische Literatur gerade auf der Linie der Qualität zurückbleibt. Sie mißbrauchen den Begriff selbst des Themas, indem sie darunter nur das „Objekt des Schaffens“ verstehen wollen, wo doch die Fragen der Thematik von der Weltanschauung untrennbar sind, da für den proletarischen, dialektisch-materialistischen Schriftsteller die Frage des „Was?“ mit der Frage des „Wie?“ untrennbar verbunden ist. Sie begreifen nicht, daß die Frage des Themas nicht nur eine Frage des Objekts der Schilderung ist, sondern auch die Wahl des Themas, wie auch seine Bewußtmachung und seine bolschewistische Lösung ebenfalls einschließt.“

Schattierungen, Widersprüchen und Unterschiedlichkeiten — und damit vor allem auch eine Verbundenheit mit der Sprache der Klasse.⁷ Die Sprache der Massen lernen, den Massen sich in ihrer Sprache verständlich machen und sie führen, die Fähigkeit zu erlernen, den kleinbürgerlichen Lesern nicht bedingungslos nach dem Mund zu reden, sondern zwar seine Illusionen nicht ignorieren, aber ihm helfen, diese Illusionen zu überwinden: gerade auch darin äußert sich unsere Verbundenheit mit den Massen, die wir erst jetzt in ihrer ganzen Tiefe und Breite herstellen müssen. Wir stehen heute in Deutschland im Zeichen des Kampfes um die Einheit der Arbeiterklasse. Den Kampf um diese rote Einheit können wir als Schriftsteller nicht führen, wenn wir nur Allgemeines über das Leben dieser Massen auszusagen wissen. Wir müssen mit ihnen nicht nur dem „Wesen“ nach, sondern wir müssen mit ihnen in allen ihren Äußerungen verbunden sein. Dieser Verbindung dient die Heranziehung von Arbeiterkadern, die dauernde und enge Zusammenarbeit mit den Arbeiterkorrespondenten, die Orientierung unserer Arbeit auf die Betriebe und Stempelstellen, das Auftreten unserer Genossen überall dort, wo Massen vorhanden sind. *Arbeiterkader nicht nur als Reserve, sondern als Kern unserer Literatur. Diese Frage darf nicht wie bisher nur mit einem Lippenbekenntnis beantwortet werden, sondern sie muß als Kernfrage betrachtet und innerhalb kürzester Zeit mit ihrer Verwirklichung beantwortet werden.* Es ist nötig, daß dieser ganze Abschnitt weit genauer, als es hier geschehen konnte, ausgeführt wird, damit sich hieraus wirkliche Anweisungen für unser schriftstellerisches Handeln ergeben. Unsere Wendung kann aber nur dann gelingen, wenn wir eine grundsätzliche Wendung in den Methoden unserer Kritik vornehmen. Wir müssen unsere Kritik wenden in dem Sinne, daß wir es verstehen, eine solide und systematische Kritik aufzubauen, die sich nicht nur wieder in großen und allgemeinen Zügen mit dem Literaturproblem befaßt, sondern die auf diesen und jenen bestimmten Fall konkret, ohne allgemeine Ausreden, zu antworten vermag. Unsere Kritik muß sich aber nicht nur mit den gesamten internationalen Literaturerscheinungen befassen, die für unsere Literaturentwicklung lehrreich und wichtig sind, es müssen auch solche Gebiete der Politik, Ökonomie, Wissenschaft und Kultur einbezogen werden, die als literaturbereichernd anzusehen sind. Die Wendung erstreckt sich auch auf die Kritik in dem Sinne, als nur unter einer harten und unerbittlichen Kritik Literatur sich entfalten kann. Nichts ist so schädlich — und gerade für unsere Literatur, die eine bewußte Kampfliteratur ist — als die verweichlichende und entnervende Atmosphäre des gegenseitigen Lobhudelns. Eine solche Kritiklosigkeit schafft den Boden für die Entstehung von Cliquen, nicht aber die Wachstumsmöglichkeit einer Literatur. Verhalten wir uns einem Werk gegenüber kritiklos, so lernt nicht nur der Verfasser nichts, so werden nicht nur die Leser in eine falsche Richtung gelenkt, wir schaffen zugleich in diesem nicht kritisierten Werk eine Vorlage für kommende Schriftsteller, die sich in dem guten Glauben daran halten, daß diese Vorlage, die ja unumschränkt gelobt wurde, eine brauchbare sei. Auch das Falsche wirkt

⁷ Das ist nicht „Eroberung der Wirklichkeit“, wenn wir in einer schemenhaften unwirklichen Sprache sprechen und unsere Gestalten selbst Schemen sind. Auch darin besteht nicht die „Eroberung der Wirklichkeit“, wenn wir die Wirklichkeit mit allen ihren Details „lebensgetreu“ abphotographieren. Kunst verdichtet, Kunst läßt aus. Marx sagt, alle Wissenschaft wäre unnötig, wenn Erscheinung und Wesen unmittelbar zusammenfielen. Unsere künstlerische Aufgabe ist es: die wirklich treibenden Kräfte der Gesellschaft in unmittelbarer nacherlebbarer Form darzustellen. Nachdem wir den Kampf geführt haben für die Existenz der proletarisch-revolutionären Literatur, müssen wir jetzt weitergehen zu ihrer Entwicklung. Nachdem wir im Kampf um ihre Existenz den bürgerlichen Aberglauben von der Vorherrschaft der Form über den Inhalt gebrochen haben, müssen wir jetzt während des Abschnitts der Entwicklung unserer Literatur den Nachdruck legen auf die Verbindung des Allgemeinen mit dem Besonderen oder: ohne daß wir auch nur einen Augenblick die wirklich treibenden Kräfte der Gesellschaft in unseren Werken vernachlässigen, müssen wir jetzt an die Schaffung einer unmittelbaren nacherlebten Form herangehen. Zur „Eroberung der Wirklichkeit“ gehört auch nicht, wenn unsere Genossen, der Wirklichkeitskontrolle sich entziehend, zum Beispiel in chinesische und amerikanische Stoffgebiete flüchten. Bei aller Solidarität mit den werktätigen Massen der ganzen Welt besteht unsere Aufgabe darin, deutsche Stoffgebiete zu bewältigen, die deutsche revolutionäre Wirklichkeit zu gestalten.

ansteckend. Das Aufdecken der Fehler, das Lernen aus diesen Fehlern, das ansteckend Positive: das ist das, was wir brauchen.

Wir müssen die Wendung nehmen zum Lernen und Umlernen. Nicht nur der Erzieher muß, wie Marx sagt, erzogen werden, auch der Dichter muß ständig neu gedichtet und umgedichtet werden, wenn er den Ansprüchen, die die Klasse an ihn stellt, genügen will. Der Lernstoff ist ungeheuer, der sich vor uns ausbreitet — um so nötiger, ihn zu bewältigen, als ihm täglich neuer Stoff zuwächst.⁸ Auch hier gibt es eine verfaulte bürgerliche Ansicht von der Notwendigkeit der Dummheit des Dichters (Kunst als Krankheit, der Intuitionsbegriff usw. hängen damit zusammen). Nicht nur, daß dieser Verfallsauffassung die großen bürgerlichen Erscheinungen der Kunst und der Literatur selbst widersprechen, aufs schärfste widersprechen muß ihr unsere Literatur, die eine Literatur des Wissens und der Bewußtheit ist und in der der ständige Prozeß der Bewußtmachung zum Lebensprozeß gehört. Die Zurückgebliebenheit unserer Literatur hinter der revolutionären Entwicklung ist zugleich ein Zurückbleiben der Kenntnisse unserer Genossen hinter dem revolutionären Wissen wie es im Marxismus-Leninismus enthalten ist. Das Einholen der revolutionären Entwicklung durch unsere Literatur bedeutet zugleich auch, uns zu geschulten und durchgebildeten Marxisten zu machen und zu Genossen — so selbstverständlich das auch sein mag —, die sich in den Menschen und in den Verhältnissen, die sie darstellen müssen, auch wirklich auskennen.

Unsere Wendung wird sich natürlich nicht nur auf die Punkte erstrecken, die hier behandelt wurden. Da die Wendung bedeutet: unsere allgemeine „abstrakte“ Starre ablegen und konkret und wendig werden, hat die Wendung viele und verschiedenartige Wendungen in sich. Wir werden nicht warten, bis die Schriftsteller und die Literatur, die wir brauchen, „von selbst“ kommen. Wir müssen unsere Schriftsteller und unsere Literatur erschaffen. Wir werden achtgeben müssen darauf, daß die Wendung kein bloßes Gerede bleibt: das wäre für uns alle die gefährlichste Wendung, die unsere Wendung nehmen könnte. Wir sind die Vorkämpfer der großen bolschewistischen Kunst. Wir sind auf dem Gebiet der Literatur die Erben alles dessen, was mächtig und erschütternd in den Literaturen aller Zeiten war. Unsere Literatur kann, wenn sie die Massen ergreift, zur materiellen Gewalt werden und ein bedeutendes Teil dazu beitragen, die Welt zu verändern. Der Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller Deutschlands ist neben der Vereinigung der proletarischen Schriftsteller der Sowjetunion die stärkste Sektion der revolutionären Literaturinternationale. Wir haben die größte Erfahrung auf dem Gebiete einer revolutionären Literatur vor Eroberung der Macht durch das Proletariat. Wir müssen auch begreifen lernen, was das heißt und wozu es uns verpflichtet. Wir haben von der internationalen Bedeutung unserer Wendung gesprochen. Wir haben gesagt, daß unsere Wendung nicht nur auf Deutschland beschränkt bleibt. *Wir müssen vorangehen.*

Bechers Aufsatz erschien in der „Linkskurve“ 10/1931. Wir entnehmen ihm dem Band „Zur Tradition der sozialistischen Literatur in Deutschland“, Berlin 1967, S. 370—384.

⁸ Zu diesem Lernen gehören auch literaturtheoretische Diskussionen, wobei manche unserer Genossen leicht ungeduldig werden. „Vielen schien es manchmal, die Literaturdebatten und Kämpfe, die die Geschichte der RAPP füllen, seien umsonst gewesen, nur der gewöhnliche Literaturklatsch. Die Praxis bewies, daß die Klassenkämpfe für die proletarische Literatur, für ihre Existenz, für ihre Entwicklung, für ihre Hegemonie waren.“ Dieses Lernen schließt ein die Herausarbeitung eines dialektischen Verhältnisses zur Vergangenheit, zur Erbmasse. Hier sind genaue Untersuchungen notwendig, wobei wieder nicht vergessen werden darf, daß unsere Wendung eine Wendung zum Konkreten ist und daß uns mit „universalen“ etc. Betrachtungen nicht mehr gedient ist. Dabei soll noch einmal ausdrücklich betont werden, daß dieser Kampf ums Konkrete nur gewonnen werden kann, wenn dieser Kampf prinzipiell geleitet wird, das heißt, wenn im Besonderen immer auch das Allgemeine enthalten ist.

Zur Gewerkschaftsfrage

An die
Delegierten des Gewerkschaftstages
der IG Druck und Papier
Nürnberg

Liebe Kolleginnen und Kollegen,
um die gewerkschaftliche Orientierung des Verbands deutscher Schriftsteller (VS) voranzubringen, haben die Unterzeichner dieses Briefes schon zum Schriftstellerkongreß in Stuttgart ein Arbeitspapier vorgelegt, das eine Reihe wichtiger Gründe für den Beitritt des VS zur IG Druck und Papier enthält.

Wir begrüßen, daß unser beim Stuttgarter Kongreß gewählter Bundesvorstand nun die Gelegenheit hat, bei Eurem Gewerkschaftstag einige Probleme unseres Verbands zu erläutern. Da es bis heute innerhalb und außerhalb des VS antigewerkschaftliche Tendenzen gibt, die teilweise von Mißverständnissen über unsere Position genährt werden und einige Verwirrung gestiftet haben, wollen wir selbst nochmals zusammenfassen, worum es uns geht. Zu Eurer Information zitieren wir am Ende dieses Briefes den Wortlaut unseres Arbeitspapiers¹. Einen entscheidenden Gedanken wollen wir aber an dieser Stelle betonen:

„Die Schriftsteller haben wie alle in der Publizistik Tätigen einen wachsenden Einfluß auf die öffentliche Meinung und das politische Bewußtsein des Einzelnen, auf das es in der Auseinandersetzung mit der Macht des Monopolkapitals in zunehmendem Maße ankommt. Im gemeinsamen Kampf mit den Lohn- und Gehaltsabhängigen gewinnen sie eine bessere Einsicht in deren Lage, machen sie wertvolle Erfahrungen, die ihrem Werk und damit allen Arbeitenden von Nutzen sein können.“

Als Ergänzung zu unseren in Stuttgart gemachten Vorschlägen weisen wir auf Martin Walsers Referat für eine IG KULTUR hin.

Wir wollen Euch, die Delegierten des Gewerkschaftstages der IG Druck und Papier, jetzt nicht mit all den damit zusammenhängenden Problemen beschäftigen. Das ist unsere Arbeit. Ihr habt genug zu tun. Von gemeinsamem Interesse ist jedoch, daß wir unmißverständlich klarstellen, was IG KULTUR bedeutet:

Wir wollen den gewerkschaftlichen Zusammenschluß aller in den verschiedenen Kulturbranchen Tätigen, dies aber nicht, wie das manche Kollegen meinen, als eigene Gewerkschaft. Der Name ist für uns keine heilige Kuh, und die notwendigen strukturellen gewerkschaftlichen Veränderungen, die das Konzept IG KULTUR mit sich bringt, können und wollen wir nicht alleine entscheiden. Auch wenn sich alle geistig Arbeitenden zusammentun, kommt noch keine IG — also keine Industriegewerkschaft heraus. Entscheidend ist die Bedeutung der „IG“ in der Praxis: Wir können unsere Interessen nur dann wirksam vertreten, wenn wir uns mit Euch, den Kollegen von der Technik, zusammentun.

Der Begriff IG KULTUR drückt also den Gedanken von der notwendigen Einheit und Solidarität der technischen und geistigen Berufe aus; notwendig, weil im Zuge der weiteren Medienentwicklung und der Kapitalkonzentration in allen kulturellen Produktionszweigen für beide Bereiche neue Berufsbilder entstehen. Die Abhängigkeit des sogenannten freien Mitarbeiters, aber auch des ebenso genannten freien Schriftstellers stellt beide an die Seite des Lohnabhängigen. Wir müssen uns jetzt auf diese

Entwicklung einstellen. Das bedeutet: wir brauchen uns gegenseitig, wenn wir unsere jeweiligen wirtschaftlichen und gesellschaftspolitischen Interessen gegen ein hochorganisiertes Monopolkapital durchsetzen wollen. Nur zusammen können wir verhindern, daß das wirtschaftliche, wissenschaftlich-technische und kulturelle Potential nur unter dem Gesichtspunkt der Profitmaximierung und Systemerhaltung verwertet wird. Diese Überlegungen sind auch Bestandteil der Diskussion im Arbeitskreis Kulturindustrie. Auf Grund der breiten Resonanz unter Schriftstellern, Bildenden Künstlern, Grafikdesignern, Fotografen, Film- und Fernsehschaffenden auf unsere Vorschläge in Stuttgart haben Martin Walser und Friedrich Hitzer zur Konstituierung dieses Arbeitskreises nach München (am 31. Januar 1971) eingeladen. In seinem Aufruf zur gewerkschaftlichen Organisation aller lohn- und honorarabhängigen Künstler und Publizisten, die noch nicht dem DGB angeschlossen sind, führt der Arbeitskreis unter anderem aus, daß er Material über die Abhängigkeit in den Massenmedien und den verschiedenen Branchen der Kultur sammeln und veröffentlichen will. Wir wollen die Bestrebungen aller bestehenden Berufsverbände im Bereich der Kultur und Massenkommunikationsmittel für eine effektive Gewerkschaftsorganisation unterstützen.

Wir meinen, daß ein erster Schritt zu dem, was wir unter IG KULTUR verstehen, ein Anschluß des VS an die IG Druck und Papier wäre, so wie wir das bei unserm Schriftstellerkongreß vorgeschlagen haben. Wir hoffen, daß — neben vielen anderen wichtigen Aufgaben — Euer Gewerkschaftstag Vorschläge formuliert, die unsere, wie wir meinen, gemeinsamen Interessen betreffen. Die zu erwartenden Schwierigkeiten sollen uns nicht daran hindern, jetzt die Chance zu nutzen, die für die erste praktische Solidarität zwischen körperlich und geistig Arbeitenden gegeben ist.

Wir wünschen Eurer Arbeit viel Erfolg und hoffen, daß sich das nächste Mal die IG Druck und Papier — vielleicht schon mit einem neuen, der Wirklichkeit angepaßten Namen — und gestärkt um einige Tausende Mitglieder aus der Produktion von Kultur und Massenmedien, in den Kampf mit dem Großkapital begeben kann.

Mit solidarischen Grüßen

Frank Benseler

Bernt Engelmann

Hans Magnus Enzensberger

Christian Geissler

Günter Herburger

Friedrich Hitzer

Rolf Hochhuth

Agnes Hübner

Angelika Mechtel

Erika Runge

Erasmus Schöfer

Martin Walser, 7773 Nußdorf/Überlingen

Friedrich Hitzer, 8 München 13, Elisabethstraße 3

Dieter Lattmann Gewerkschaft und Schriftsteller: Wer nützt wem

Rede des VS-Vorsitzenden vor dem Gewerkschaftstag der IG Druck und Papier

Kolleginnen und Kollegen, die Vorläuferorganisation der heutigen IG Druck und Papier wurde vor 105 Jahren gegründet. Was Ihre Gewerkschaft seitdem für die Arbeitnehmer einer Großindustrie zu leisten vermochte, ist hinreichend bekannt. Die Vorläuferorganisation des heutigen Verbandes deutscher Schriftsteller, des VS, wurde vor 103 Jahren gegründet. Was sie bisher für ihre Mitglieder zustandebrachte, steht weit hinter den sozialen, ökonomischen und gesellschaftspolitischen Errungenschaften der vereinigten Setzer, Drucker, Graveure, Buchbinder und Papiermacher zurück. Woran liegt das? Sie sind 150 000, wir sind 3000. Das läßt an Goliath und David denken, doch dies Bild wäre schief. Die relative Ohnmacht aller bisherigen Berufsorganisationen der Autoren erklärt sich zwar teilweise aus der Beschränkung auf die kleine Zahl, ebenso aber — meine ich — aus der Untauglichkeit des immer nur angewandten

¹ Siehe kürbiskern 1/71; wurde mit diesem Brief in Nürnberg verteilt.

ständischen Prinzips. Das soll sich jetzt ändern: Der erste Schriftstellerkongreß des VS vor einem Jahr in Stuttgart hat mit nur einer Gegenstimme und wenigen Enthaltungen beschlossen (ich zitiere), „in Kontakt einerseits mit dem DGB, andererseits mit der IG Druck und Papier sowie der Gewerkschaft Kunst die Voraussetzungen zu klären, unter denen im Lauf der weiteren Entwicklung — arbeitnehmerähnlicher Status, Tariffähigkeit — aus der Phase der Kooperation der Anschluß an eine Gewerkschaft unter Wahrung der Selbständigkeit einer Fachgruppe hervorgehen kann“.

Das bedeutet den Schritt der scheinbar unverbesserlichen Eigenbrötler in die Solidarität nicht nur untereinander, sondern — so steht zu hoffen — auch mit den Arbeitnehmern in verwandten Berufsbereichen. Die Schriftsteller und künstlerischen Urheber in der Bundesrepublik sind dabei, sich als Abhängige zu begreifen und Konsequenzen aus diesem neuen Selbstverständnis zu ziehen.

In den bisherigen Besprechungen, die Ihr Hauptvorstand mit uns außerordentlich sachlich und aufgeschlossen geführt hat, hat man sich wechselseitig besser kennengelernt. Meine Schriftsteller- und Vorstandskollegen, Ingeborg Drewitz und Reinhard Baumgart, wie auch ich, sind Ihrer Einladung zum Neunten Gewerkschaftstag gern gefolgt. Mit dem Dank für die gebotene Möglichkeit, hier dabeizusein, verbinden wir den Wunsch, daß die Diskussion im Sinn des Rechenschaftsberichts Ihres Vorsitzenden Gewerkschaft und Schriftsteller ein Stück näher zusammenbringt.

Ich will hier als Sprecher der organisierten Schriftsteller nicht vorwiegend von den Problemen der Autoren reden, obwohl mir die von Berufs wegen auf der Zunge brennen. Daß Schriftsteller offenbar in die Gewerkschaft wollen, mag Gewerkschaftlern einleuchten, aber ich denke mir: das reißt Sie nicht gerade von den Stühlen. Ich möchte daher lieber die Frage zu beantworten versuchen, was denn eigentlich die Gewerkschaft für ein Interesse daran haben kann, sich mit diesen schwierigen und sprunghaften Leuten, deren Handwerk das Schreiben ist, vielleicht ziemlich bald und ziemlich ernsthaft einzulassen.

Es ist unmöglich, die anstehende Entscheidung — Schriftsteller in die Gewerkschaft: ja oder nein? — nur vordergründig vom Nützlichkeitsstandpunkt her zu treffen. Sie braucht den gesellschaftspolitischen Hintergrund, denn sie ist Teil einer durchgreifenden Struktur- und Bewußtseinsveränderung, die jeden von uns mehr berührt, als das dem Arbeitsalltag vorläufig anzumerken ist.

Das öffentliche Bewußtsein ist eine Schnecke, die vom Bestehenden zur Veränderung millimeterweise kriecht. Diese jede Reformpolitik erschwerende Tatsache vermag auch den Geduldigsten gelegentlich aus der Fassung zu bringen. Was sich gegenwärtig in der Bundesrepublik zuträgt, ist indessen eine Auseinandersetzung voller Ungeduld auf allen Seiten. Im Kern ist es der Konflikt zwischen der überkommenen bürgerlich-ständischen Rangordnung und der von immer stärkeren Bevölkerungsgruppen geforderten mündigen Gesellschaft auf der Basis der Selbstbestimmung möglichst vieler in möglichst vielen Bereichen.

Von dieser Auseinandersetzung ist jedermann betroffen, ganz gleich in welchem Lager er steht, welcher Partei oder Weltanschauung er zuneigt oder angehört. Die Gewerkschaft der Setzer, Drucker und übrigen, die mitarbeiten am Prozeß des Erzeugens von Drucksachen jeglicher Art, war immer eine klassenbewußte Organisation. Auch diese Ihnen gemeinsame Denkweise hat im Lauf der Jahrzehnte Veränderungen durchgemacht. Das alte Klassenbewußtsein der Arbeitervereine und Gewerkschaften hat zu seiner Zeit Großartiges bewirkt, aber für die Konfrontation mit der Industriewelt der siebziger und achtziger Jahre reichen die davon verbliebenen Reste nicht mehr aus. Damit sage ich Ihnen nichts Neues. Das Neue jedoch, das es in Programme zu fassen gilt, ist allseits noch wenig formuliert. Dabei, zum Beispiel, könnten Schriftsteller helfen — nicht zuletzt als Mitarbeiter der Gewerkschaftszeitungen und Zeitschriften.

Die Arbeitswelt jedes einzelnen ist komplizierter geworden. Die Bewohner dieses Landes wie vieler anderer Länder erleben gegenwärtig einen Prozeß des Wandels ihrer Umwelt und ihrer Existenzbedingungen. Kaum einer kann sich noch einbilden, in der Jugend einen Beruf zu erlernen, den er im Alter noch gleichbleibend wird ausüben können. Mit anderen Worten: Jeder einzelne sieht sich auch nach Ablauf seiner Berufsausbildung zeitlebens in den Lernvorgang hineingestellt, den die sich verändernden Berufsstrukturen bedingen. Daraus folgt: Jede gewerkschaftspolitische Maßnahme, die davon ausgeht, daß das Bestehende auch zukünftig unverrückbar zu gelten habe, wird ständig durch fortschreitende Tatsachen überholt.

Ich meine dies alles andere als theoretisch. In den Gesprächen zwischen dem Hauptvorstand der IG Druck und Papier und dem VS-Bundesvorstand hat man sich bemüht, die Gegenwart auf mittel- und längerfristige Perspektiven umzurechnen. Weder die eine noch die andere Seite kann so tun, als ginge es nur um die Schriftsteller und deren aktuelle Situation. Es geht um viel mehr. Wie sehr Ihre eigenen Traditionen, beruflichen Besonderheiten und gewerkschaftlichen Arbeitsbedingungen sich in ihren Zusammenhängen verschieben und erweitern, wissen Sie selbst am besten. Von den Schreibenden und Künstlern ist Folgendes zu berichten:

Die Gesamtheit der in den kulturellen Bereichen und Medien schöpferisch und intellektuell Tätigen gerät mehr und mehr in eine arbeitnehmerähnliche Lage — jedoch bisher ohne die sozialen Sicherungen und den Rechtsanspruch, wie sie Arbeitnehmern seit langem selbstverständlich sind. Die Urheber Wort, Bild und Ton, wie wir sie unromantisch nennen, können sich bis auf wenige Ausnahmen nicht mehr einbilden, die Vorteile des sogenannten freien Berufs zu besitzen. Die Arbeitsbedingungen, denen die sogenannten Selbständigen in diesen Berufen ausgeliefert sind, entsprechen meist dem einseitigen Diktat des Stärkeren.

Für organisierte Facharbeiter mag das unbegreiflich anmuten, aber die Schreibenden, die Künstler und Komponisten leben und arbeiten zumeist noch nach der Regel: Friß, Vogel, oder stirb! Weil sie gelegentlich einen Vertrag unterschreiben, redet man ihnen ein, sie seien am Zustandekommen der Vereinbarung, die ihre Arbeit regelt, wie gleichberechtigte Partner beteiligt. Ja, der Gesetzgeber sieht in Autoren gar Unternehmer, die mit anderen Unternehmern, den Verlegern und sonstigen Auftraggebern, angeblich freie Honorarvereinbarungen aushandeln, die sogar der Mehrwertsteuer unterliegen. Die Eigentümlichkeit — um nicht zu sagen, Idiotie ist perfekt! Das zeigt sich drastisch, wenn das Bundeskartellamt Worturhebern meint untersagen zu sollen, daß sie Tarifverträge mit ihren Auftraggebern abschließen, weil nämlich Unternehmer mit Unternehmern dergleichen nicht dürfen: so geschehen unlängst zu Berlin. Wenn das die Schreibenden nicht herausfordert, sich gewerkschaftlich zu verhalten, hilft ihnen niemand und nichts.

Diese Autoren, denken Sie jetzt sicher, haben sich bisher eine Menge gefallen lassen. Sie haben recht. Ironischerweise haben die Urheber hierzulande generationenlang die Einschätzung angenommen, welche die Gesellschaft für sie bereithielt. Was einigen Prominenten gelang — wirtschaftliche Unabhängigkeit und öffentliche Geltung — wurde zur Zielvorstellung für eine ganze Berufsgruppe. Allzu lange wurde Geniekult betrieben. Der Erfolgreiche galt alles, der Namenlose nichts. Ein fragwürdiger Wertbegriff des „kulturell Bedeutsamen“ regelte das Almosenverfahren für das überflüssigste aller Produkte: die Kunst. Mag solche Einschätzung und Selbsteinschätzung schon im 19. Jahrhundert fragwürdig gewesen sein, mit der Erschließung der technischen Medien, mit der Auffächerung der Arbeitsmöglichkeiten für Schriftsteller im 20. Jahrhundert, hatte sie ausgedient: Weltanschauung a. D.

Heute sind etwa 20 000 Schreibende in der Bundesrepublik tätig, Journalisten und Prosaschriftsteller, Wissenschaftler und Sachbuchautoren, Jugendbuchschreiber und vor

allem Autoren für Funk und Fernsehen. Sie arbeiten mit an einer Kommunikation, auf die die Öffentlichkeit längst nicht mehr verzichten kann. Die Mehrzahl von ihnen leistet also eine Arbeit, die der Allgemeinheit nicht mehr und nicht weniger nützlich ist als die anderer Berufe. Es heißt, Ernüchterung zu betreiben: Herab vom Podest und hin zur Versachlichkeit. Man tut den Schriftstellern nichts Gutes, wenn man von ihnen mit angehaltenem Atem spricht. Daß es dennoch immer einzelne geben wird, deren Dasein und Produktivität das Ausmaß des Außergewöhnlichen erreichen, bestätigt nur die Ausnahmen, die jeder Regel zugehören.

Die Tatsache, daß gewerkschaftliches Denken bei vielen Autoren allmählich zur Selbstverständlichkeit wird, beschreibt jenen Zwischenzustand, den wir gegenwärtig unter den Schriftstellern vorfinden. Es ist, hoffentlich, die Übergangsphase vom ständischen Berufsverband zur Tarifgemeinschaft. Was also soll die Gewerkschaft mit den Schreibenden anfangen, wenn diese wirklich in absehbarer Zeit an die Tür pochen. Aufmachen?: gut. Aber es bleiben die Fragen: Wie und für wen und mit welchem Ziel?

Ich werde mich hüten, den Mund zu voll zu nehmen, wenn es darum geht, vor Ihnen das Modell einer Schriftstellerfachgruppe in der Gewerkschaft zu entwerfen. Der VS-Bundesausschuss hat ein solches Modell vor einigen Monaten veröffentlicht. Es wird zur Zeit in unseren Landesgruppen diskutiert und wird auf unserer Bundesdelegiertenversammlung am 4. November in Berlin Gegenstand eingehender Erörterung sein, zu der wir von Ihrem Hauptvorstand den Kollegen Eugen Stotz eingeladen haben. Dieses Modell sieht drei mögliche Lösungen vor: den Beitritt der Schriftstellerorganisation als Fachgruppe zur IG Druck und Papier mit Einzelmitgliedschaften, den korporativen Anschluß an die Gewerkschaft Kunst oder die Umwandlung des VS in eine eigene Fachgewerkschaft gemeinsam mit anderen Berufsgruppen aus dem kulturellen Bereich einschließlich der Mitwirkenden. Die Entscheidung kann auf unserer Seite erst die nächste Bundesmitgliederversammlung treffen: der zweite Schriftstellerkongreß des VS vom 10. bis 13. November 1972 in Hamburg. Jeder Beschluß dieser Art ist satzungsverändernd, er braucht deswegen mindestens die Dreiviertelmehrheit der auf dem Kongreß Anwesenden.

Das Jahr, das noch vor uns liegt, sollte Zeit genug bedeuten für das Ausreifen des Plans. Obwohl Sie durch die Journalistenfachgruppe, die dju, in den Umgang mit Schreibenden eingeübt sind und wenn auch für alle, die mitarbeiten am Entstehen von Zeitungen, Zeitschriften, Werbeträgern und Büchern, Autoren keine Bewohner „Böhmischer Dörfer“ sind, wird der Gedanke, sich gewerkschaftlich mit Leuten des Schreibhandwerks zu solidarisieren, Ihnen zweifellos zunächst einmal gründlich im Kopf herumgehen müssen. Wir bilden uns nicht ein, Sie hätten all die Zeit, in der Sie zusammengehören, auf uns gewartet. Wir fragen uns, was wir Ihnen anzubieten haben an konkreten Vorteilen der Zusammenarbeit, wenn es dazu kommen soll.

Fest steht: Der Weg der Gewerkschaft und des Schriftstellerverbands zueinander ist weniger mit Resolutionen als mit einer Reihe von Schwierigkeiten gepflastert. Dieses Problem kann man — so ist unser bisheriger Eindruck — Punkt für Punkt aus dem Weg räumen, wenn man von beiden Seiten mit einiger Umsicht und Ausdauer daran geht. Dabei sind die technischen Einzelheiten, bedingt durch das Zahlenverhältnis, die Eigenart der schöpferischen Tätigkeit und die Erwartung der Schriftsteller, auch innerhalb der Gewerkschaft eine ausreichende Selbständigkeit als Fachgruppe zu besitzen, offenbar nicht das Komplizierteste.

Die meisten Komplikationen scheinen mir dort zu bestehen, wo gefühlsmäßige Bindungen und Verhaltensgewohnheiten teils zu respektieren, teils durch rationale Argumente zu überwinden sind. Was für die Autoren gilt, gilt gewiß auch für Sie. Warum das nicht aussprechen?: Da ist ein gewisses wechselseitiges Empfinden der Andersartigkeit. Man ist einander doch ziemlich fremd von Beruf zu Beruf. Den Kopf mag man

anstrengen, um darüber hinwegzukommen, aber nichts wird allein aus dem Verstand entschieden, auch unter vernünftigen Leuten nicht.

Im Bemühen der Außerparlamentarischen Opposition und der Neuen Linken, so weit sie akademisch geprägt ist, sind viele der Verständigungsschwierigkeiten junger Intellektueller mit Arbeitern zum Ausdruck gekommen. Nun ist der Schriftstellerverband kein SDS, er ist im Gegenteil angewiesen auf eine pluralistische Konzeption einschließlich aller Erschwernisse, die sie bereitet, aber von Verständigungsschwierigkeiten verstehen wir, gerade weil unser Beruf das Wort ist, auch eine Menge.

Wenn Schreibende wirklich ernstmachen wollen mit der Gewerkschaft, schließt das — meine ich — die Bereitschaft ein, sich um die Arbeitswelt der übrigen Mitglieder in dieser Gewerkschaft zu kümmern, das heißt: deren Inhalte, Probleme und Erfordernisse auch zur eigenen Sache zu machen, und zwar ohne vagen Idealismus. Es ist das Wesen der Solidarität, daß sie einseitig nicht gelingen kann. In ihrem eigensten Bereich, dem Schreiben, werden die Autoren trotz zunehmender Teamarbeit in den Medien im Grunde so allein bleiben, wie jeder von ihnen es jederzeit war. Aber das ist nicht alles, was für Schriftsteller zählt. Ihre Schwierigkeiten beim Schreiben der Wahrheit sind eine Sache, der Ausbruch aus der Isolation ist eine andere.

Gerade weil sie gelernt haben, alles in Frage zu stellen, was als Realität fest umrissen erscheint, sollten möglichst viele unter den Schreibenden die soziale Wirklichkeit neu entdecken: Die Wiederentdeckung der sozialen Thematik könnte zur Neuentdeckung großer Leserschichten führen. Heute verfügen die Arbeitenden über mehr freie Zeit als irgendein Publikum vor ihnen, ausgenommen die jeweils herrschende Klasse. Wenn die Schriftsteller diese denkbaren Lesergruppen nicht anzusprechen lernen, kommen sie aus dem Elfenbeinturm nicht heraus. Genau wie engagierte Studenten große Bevölkerungszahlen nur dann erreichen werden, wenn sie eine allgemein verständliche Sprache sprechen, vermag Literatur schwerlich zur Änderung der Gesellschaft beizutragen, solange sie eine Angelegenheit unter Literaten bleibt.

Allerdings gilt auch umgekehrt: Wenn die Arbeitenden nicht erkennen, daß die Schriftsteller ihre Fragen und Nöte aufgreifen und der Öffentlichkeit bewußt machen können, wird die Entfernung zwischen beiden nicht überwunden werden. Solche Überlegungen kann ich hier nur andeuten. Ich kehre zu meinem Hauptgegenstand zurück: Sicher wäre es für die weitere Entwicklung der Voraussetzungen und des Bewußtseins aller Beteiligten wichtig, wenn dieser Gewerkschaftstag als Ergebnis der Diskussion eine wegbereitende Willenserklärung zur Frage des Gewerkschaftsanschlusses der literarischen und künstlerischen Urheber verabschiedete. Wie ich erfahre, ist ein Antrag vorbereitet, der dahin zielt.

Selbstverständlich stehen meine Autorenkollegen und ich Ihnen mit Einzelauskünften, wenn solche gewünscht werden, nach bestem Wissen zur Verfügung. Vor allem — das sollten gerade wir Schriftsteller betonen — ist es sachlich notwendig, das Bestreben der Autoren nicht isoliert von den gleich oder ähnlich gerichteten Bemühungen der Grafik-Designer und bildenden Künstler zu sehen.

Die Tatsache, daß auch drei Kollegen vom Vorstand des Bundes Deutscher Grafik-Designer als Gäste an diesem Kongreß teilnehmen, zeugt von der Gemeinsamkeit unserer Interessen. Außerdem: Erst unlängst haben die bildenden Künstler ihre bisher nur unter einem losen Dach nebeneinanderstehenden Landesverbände zum bundesweiten Berufsverband bildender Künstler zusammengeschlossen und ihren neuen Bundesvorstand beauftragt, gemeinsam mit dem Schriftstellerverband über den Gewerkschaftsanschluß zu verhandeln. Der VS solidarisiert sich mit diesen Vorhaben. Keine der Gruppen, für die jetzt die Gewerkschaftsfrage zur Existenzfrage wird, sollte getrennt für sich handeln. Dennoch muß jede Gruppe bei sich anfangen und den ersten Schritt in die gemeinsame Richtung aus eigenen Kräften tun.

In der Praxis muß man unterscheiden zwischen dem, was kurzfristig erreichbar, und dem, was langfristig anzustreben ist. Denkbar ist, daß die bildenden Künstler und die Grafik-Designer etwa gleichzeitig mit dem VS ihre internen Diskussionen durch eine Abstimmung ihres Bundeskongresses beenden. Wenn alle drei Organisationen ja zur Gewerkschaft sagen, wird das nicht ohne Auswirkung auf die in Betracht kommenden Gewerkschaften und den DGB bleiben, der seinerseits offensichtlich einer Phase der Reformen entgegengeht.

Darüber hier im einzelnen zu sprechen, wäre verfrüht. Aber wir sollten gemeinsam die Courage und die Phantasie aufbringen, ziemlich weit zu denken. Auf diesem Gewerkschaftstag haben die Delegierten das Wort. Was Sie mitnehmen an Informationen und Überzeugungen — kurz, was Sie für richtig halten, wird eine entscheidende Rolle an der Basis der IG Druck und Papier spielen. Deswegen danke ich Ihnen fürs Zuhören und appelliere an Sie, indem ich zusammenfasse: Die Schriftsteller haben nach dem Wort Heinrich Bölls das „Ende der Bescheidenheit“ proklamiert, und sie haben sich für die schwierige Solidarität der Einzelgänger entschieden. Gewerkschaften und Schriftstellerverband sind auf einem ähnlichen Weg. Es steht in der Macht der Betroffenen, daß daraus derselbe Weg wird, wenn sie es wollen.

Nürnberg, 25. Oktober 1971

Martin Walser

10 Fragen an Kollegen

1. Wer kann bezeugen bzw. bestreiten, daß er seine Arbeit unter Wert verkaufen mußte, weil die unorganisierte kulturelle Reservearmee dem Arbeitgeber jederzeit zur Verfügung steht?
2. Wer kann bezeugen bzw. bestreiten, daß sein Selbstbewußtsein durch die Erfahrung beliebiger Austauschbarkeit gelitten hat und daß der Arbeitgeber bei Honorarverhandlungen unser gemindertes Selbstbewußtsein ganz massiv zum Drucken der Honorare oder Verweigern von Spesen benutzt?
3. Wer kann bezeugen bzw. bestreiten, daß Arbeit von ihm abgelehnt, verändert oder verfälscht wurde aus politischen Gründen oder aus (mit politischen Gründen zusammenfallendem) Profitinteresse des Arbeitgebers?
4. Welcher Redakteur oder Dramaturg kann bezeugen bzw. bestreiten, daß er sich regelmäßig zum Exekutor eines politischen Willens machen muß, der in einfacher und unmißverständlicher Einschätzung als demokratiefeindlich zu bezeichnen ist? (Jede Entscheidung, die bei uns sich abstrampelt nach Systemimmanenz, ist potentiell demokratiefeindlich, weil das Immanenzdenken entwickelt wurde, um den Demokratisierungsprozeß zu stoppen.)
5. Welcher Redakteur, Dramaturg oder Autor kann bezeugen bzw. bestreiten, daß sein regelmäßiges Kleinbegeben gegenüber Herrschaftsdruck von seiner rechtlichen, bzw. wirtschaftlichen, also von seiner gesellschaftlichen Schwäche bestimmt ist?
6. Welcher Autor kann bezeugen bzw. bestreiten, daß er allein dem Arbeitgeber gegenüber auch in eindeutigen Rechtslagen nicht zum Rechtsmittel greifen kann, weil er dann zwar im akuten Fall Recht, aber danach nie wieder Arbeit bekäme?
7. Welcher angestellte Redakteur und welcher „freie Mitarbeiter“ können bezeugen bzw. bestreiten, daß sie nur in verschiedenen Formen der Abhängigkeit arbeiten und daß diese gemeinsame Abhängigkeit entscheidender ist als der Scheinunterschied zwischen „fest“ und „frei“? (Dieser Scheinunterschied trennt uns, macht uns beherrschbar, er ist durch gemeinsame Organisation unwirksam zu machen.)
8. Welcher Redakteur und welcher Autor können bezeugen bzw. bestreiten, daß der

Angestellte sich in der Behandlung des „Freien“ für Beschädigungen rächt, die ihm durch seine Abhängigkeit entstehen?

9. Welcher Lektor und welcher Autor sollen bestreiten, daß die aus den USA stammende Sellerisierung der Buchproduktion (von den zweistelligen Werbeetats bis zu den Ladenketten, in denen nur noch die vorgestellten Bücher umgeschlagen werden sollen) das überlieferte Berufsbild zur Karikatur machen? Wer aber möchte zum Lieferanten für diese Monopol-Verkaufsschiene werden? Heißt das, es gibt nur noch Segal — Knef — usw. und der Rest sind komische Hungerleider? Oder heißt das vielleicht: wir müssen für fortschrittlichere Schienen sorgen, bzw. kämpfen? (dazu müssen wir aber organisiert sein!)

10. Welcher Redakteur oder Dramaturg oder Autor kann bezeugen oder bestreiten, daß in den elektronischen Medien die am meisten zu sagen haben, die dort nicht arbeiten?

Leonhard Mahlein

Möglichkeiten der gewerkschaftlichen Organisation

Rede vor dem VS-Delegiertentag

Die IG Druck und Papier hat auf ihrem 9. ordentlichen Gewerkschaftstag in Nürnberg den folgenden Beschluß gefaßt:

Der 9. ordentliche Gewerkschaftstag der IG Druck und Papier nimmt mit Interesse Kenntnis von der Diskussion im Verband deutscher Schriftsteller (VS) um den Anschluß an eine DGB-Gewerkschaft. Die IG Druck und Papier teilt die Auffassung vieler Mitglieder des VS, daß es auch für freischaffende Autoren einer festen gewerkschaftlichen Organisation bedarf, um sozialpolitische Forderungen durchzusetzen und die Bedingungen der Abhängigkeit von Verlagen, Funkanstalten und anderen Auftraggebern im Medienbereich erträglicher zu gestalten. Die Delegierten des Gewerkschaftstages billigen die Gespräche, die vom Hauptverband der IG Druck und Papier mit Beauftragten des VS über die organisatorischen Möglichkeiten eines Beitritts des VS zur Gewerkschaft geführt worden sind. Weitere Gespräche sollen ebenso offen und aufgeschlossen geführt werden.

Dem Erweiterten Vorstand wird vom 9. ordentlichen Gewerkschaftstag die Vollmacht erteilt, einem Antrag des Verbands deutscher Schriftsteller (VS) auf Aufnahme in die Industriegewerkschaft Druck und Papier zustimmen zu können. Über die geeignete Form der Aufnahme entscheidet der Erweiterte Vorstand ebenfalls.

An den DGB appelliert der 9. ordentliche Gewerkschaftstag der IG Druck und Papier, im Rahmen der DGB-Reform die Zweckmäßigkeit einer größeren gewerkschaftlichen Organisation im Medienbereich ernsthaft zu prüfen. Der ständig fortschreitenden Konzentration in den Unternehmen der Massenkommunikation (Zeitungen, Zeitschriften, Bücher, Schallplatten, Film und Fernsehen) muß mit einer auch organisatorischen Konzentration gewerkschaftlicher Aktivität begegnet werden. Das Prinzip der Industriegewerkschaft ist auch im Bereich der Medienindustrie durchzusetzen.

Mit diesem Grundsatzbeschluß ist zum Ausdruck gebracht, daß die bisher zwischen uns und den Beauftragten Ihres Verbands geführten Gespräche gut geheiß werden, daß sie offen fortgesetzt werden sollen und daß eine endgültige Entscheidung über den von Ihnen zu fassenden Beschluß eines Gewerkschaftsbeitritts durch uns rasch und ohne umständliche Formalitäten auf die uns gemeinsam zweckdienlich erscheinende Weise herbeigeführt werden kann.

Zugleich macht unser Beschluß von Nürnberg deutlich, daß wir bereit sind, innerhalb des DGB eine Gewerkschaft der Kulturschaffenden und der publizistisch Tätigen zu bilden, die zwar grundsätzlich als ihren organisatorischen und gewerkschaftlichen

Kern die heutige IG Druck und Papier fortexistieren läßt, sich aber dem Medienbereich öffnet und sich den dort herrschenden Bedingungen anpaßt.

Wir gehen bei diesen Überlegungen davon aus, daß es eine Illusion wäre, eine Gewerkschaft schaffen zu wollen, in der nur oder vorwiegend Intellektuelle organisiert sind. Intellektuelle, insbesondere Kulturschaffende können sich mit ihren politischen, sozialen und wirtschaftlichen Forderungen nur durchsetzen, wenn es ihnen gelingt, die Reproduktion ihrer Arbeit für einen von ihnen mitzubestimmenden Zeitraum zu verhindern. Die Setz- und Druckmaschinen, die Sendeanlagen von Funk und Fernsehen, der Theaterbetrieb und alles, was sonst noch dazugehört, müssen stillstehen. In diesem Bereich geht es nur in zweiter Linie um die Verweigerung der eigentlichen Produktion — daß Autoren aufhören, Bücher, Theaterstücke und Artikel zu schreiben —, sondern um die Verweigerung jeder Form von Reproduktion, die mit ganz geringen Ausnahmen nur durch die Arbeiter und die Angestellten der Druckereien und der Funk- und Fernsehanstalten erfolgen kann.

Es hätte also wenig Sinn, eine Gewerkschaft zu bilden, in der nur die geistig Schaffenden organisiert sind. Eine solche Gewerkschaft könnte ihren Mitgliedern gewisse soziale Hilfen bieten, sie wäre jedoch nicht imstande, mit Kampfmaßnahmen Existenzbedingungen zu verändern. Sinnvoll ist nur eine Gewerkschaft, die neben den schöpferisch Tätigen auch die in der Reproduktion, in der Technik Beschäftigten umfaßt und auf die solidarische Einheit beider Gruppen abzielt.

Es ist bei Ihnen im VS noch nicht entschieden, in welche der bestehenden Gewerkschaften Sie gehen wollen — sofern Sie sich überhaupt dazu entscheiden wollen, mehr als ein bloßer Berufsverband, eine Standesorganisation zu sein. Konkrete Macht werden Sie nur erlangen, wenn Sie sich einer Organisation eingliedern, die zugleich die Beschäftigten einer reproduzierenden Industrie umfaßt — individuell jederzeit und fast beliebig austauschbare Arbeitskräfte, die jedoch in ihrer Gesamtheit unersetzlich sind.

In der IG Druck und Papier würden sich für Sie folgende Möglichkeiten bieten:

1. Sie erwerben nach einem kollektiven Anschluß Ihres Verbands jeder für sich die individuelle Mitgliedschaft mit allen Rechten und Pflichten einer solchen, wie sie in unserer Satzung verbindlich niedergelegt sind.
2. Die Struktur Ihres Verbands bleibt weitgehend erhalten. Als eine Berufsgruppe wie die Deutsche Journalisten-Union haben Sie einen eigenen Bundesvorstand, Vorstände in den Landesbezirken, Bezirken und Orten. Durch eine Geschäftsstelle bei unserem Hauptvorstand werden Ihre spezifischen Belange nach außen und innen vertreten.
3. Ihr Einfluß auf die Willensbildung in unserer Organisation wird durch die Stärke Ihres gewerkschaftlichen Engagements bestimmt. Wo Sie mitarbeiten, werden Sie mitbestimmen. In unseren Ortsvereinen und in den Bezirken werden Sie in den Beschlußorganen jeweils durch einen von Ihnen selbst zu bestimmenden Kollegen vertreten sein. Ihre Vertretung in den Landesbezirksvorständen der Gesamtorganisation, im Hauptvorstand und im Erweiterten Vorstand wie auch auf den Gewerkschaftstagen hängt von Ihrer Aktivität und Ihrer gewerkschaftlichen Überzeugungskraft ab. Minderheitsrechte im Sinne einer automatischen Vertretung in den Spitzengremien unserer Organisation gibt es nicht.
4. Zur Aufrechterhaltung einer speziellen Kommunikation in Ihren Belangen werden wir Ihre Verbandsmitteilungen, die VS-Informationen in der jetzigen oder einer anderen, für zweckmäßig erachteten Form fortführen.
5. Wir werden uns gemeinsam mit dem DGB dafür einsetzen, daß Ihre berufspolitischen Forderungen im Steuer-, Sozial- und Tarifrecht verwirklicht werden. Wir werden uns bemühen, auch für Ihre Tätigkeitsbereiche tarifpolitische Normen zu schaffen.

6. Wir sagen Ihnen unsere gewerkschaftliche Solidarität zunächst als eine Vorleistung zu, um Ihnen nach innen und außen einen Start zu ermöglichen. Als Mitglieder einer Organisationsgliederung sind Sie den innergewerkschaftlichen Regeln und Beschlüssen unterworfen. Ihre politische Haltung und Betätigung ist Ihre eigene Sache, soweit Sie in Übereinstimmung mit dem DGB-Grundsatzprogramm die demokratisch-parlamentarische Grundordnung der Bundesrepublik bejahen. In Ihrem geistigen Schaffen sind Sie völlig frei. Die Gewerkschaft möchte Ihnen dazu verhelfen, in geistiger und wirtschaftlicher Unabhängigkeit schaffen zu können. Was und wie Sie schaffen, ist Ihre eigene Angelegenheit.

7. Für Ihre Mitgliedschaft gelten im übrigen grundsätzlich die gleichen finanziellen Bedingungen wie für jedes andere Mitglied. Einzelheiten der Beitragsgestaltung werden auf der Grundlage unserer Satzung auf praktikable Weise geregelt.

Ihr Vorstand hat uns eine Reihe von Fragen darüber gestellt, wie wir uns konkret eine künftige Zusammenarbeit vorstellen. Unsere Antworten sind Ihnen bekannt; sie bleiben weiterhin gültig. Die Entscheidung über die Zukunft Ihres Verbands haben Sie selbst zu treffen. Die IG Druck und Papier kann Ihnen dabei nur insofern behilflich sein, als sie Ihnen Einblick in ihre Vorstellungen gewährt.

Westberlin, 4. 11. 1971

Antrag zur Delegiertenversammlung des VS am 4. 11. 1971 in Westberlin

Die auf der Bundesdelegiertenversammlung des VS anwesenden Delegierten sind für den Anschluß an die Gewerkschaften, speziell für den Anschluß an die IG Druck und Papier. Die Delegierten wollen mit dieser Abstimmung den Mitgliedern in den Landesverbänden und Fachgruppen des VS eine neue Diskussionsgrundlage geben. Die Versammlung geht davon aus, daß sich absehbar auch andere Gruppen der IG Druck und Papier anschließen, so die Grafik-Designer und die Bildenden Künstler.

Dadurch soll erreicht werden, daß alle im kulturellen Bereich Tätigen in einem Verband versammelt werden, der auch für andere Medienbereiche offen bleibt.

Die anwesenden Delegierten befürworten den Anschluß des VS an die IG Druck und Papier unter der Voraussetzung, daß der VS als VS-Autorenfachgruppe in der IG Druck und Papier bestehen bleibt.

(Angenommen mit 26 Ja-Stimmen, 1 Nein-Stimme und 5 Enthaltungen)

Kooperationsvereinbarung zwischen dem Bundesverband Bildender Künstler (BRD und Westberlin) und dem Verband deutscher Schriftsteller (VS) e. V.

Der Bundesverband Bildender Künstler (BBK) und der Verband deutscher Schriftsteller (VS) vereinbaren enge Zusammenarbeit, insbesondere in folgenden Fragen:

1. Beitritt zu einer Gewerkschaft des DGB.
 2. Soziale Sicherung der Urheber Wort und Bild.
 3. Probleme der Mitbestimmung und Selbstverwaltung im kulturellen Bereich.
 4. Stellungnahmen zu Fragen der Meinungsfreiheit in Kunst und Literatur.
- Beide Verbände streben eine enge Zusammenarbeit nicht nur auf Bundesebene, sondern auch auf regionaler Ebene an. Entsprechende Empfehlungen ergehen an die Regionalverbände bzw. Landesgruppen des BBK und des VS.
- BBK und VS unterrichten einander laufend über ihre verbandspolitischen Maßnahmen und laden sich wechselseitig zu Vorstands- und Delegiertenkonferenzen bei Themen von allgemeiner Bedeutung ein.

Für den Vorstand des BBK
Anatol Buchholtz
Präsident

Für den Vorstand des VS
Dieter Lattmann
Vorsitzender

(Einstimmig angenommen, 4. 11. 1971, VS-Bundesdelegiertentagung, Westberlin)

Die Weismänner machen Jugendbücher

Weismann
Verlag
8 München 22
Liebigstr. 39

EA Rauter:
**wie eine Meinung
in einem Kopf entsteht**
Über das Herstellen von Untertanen

"Rauters Buch ist eine hervorragende Analyse des Zusammenhangs von Informationsvermittlung und Anpassung, wie man eben so Untertanen herstellt, nicht mit Zwang, nicht mit Gewalt, sondern mit den feinen Mitteln der Nachrichtengebung".
Westd. Rundf. 6.80 ab 14 Jahre

GÜNTER WALLRAFF
**VON EINEM DER AUSZOG
UND DAS FÜRCHTEN LERNT**

"Wallraff tut not als Pflichtlektüre in Schulen." Bücherei und Bildung. Illustriert. Ab 13 Jahre. DM 8.80

**HERR
BERTOLT BRECHT
SAGT**

Brecht-Texte für Kinder. Der Hessische Rundfunk meint: "Für Kinder das beste antiautoritäre Buch." DM 9.80 ab 10 Jahre

V. Brandes
**Good bye
Onkel Sam**

Eine Reise durch Amerika und seine Gesellschaft, in der der Reiche 1000 Möglichkeiten hat; der Arme hat eine: Amerika verändern. DM 8.80 ab 13 Jahre

AMERIKA ZWISCHEN COLA & REVOLTE

Martin Sperr:
**Jagd auf
Aussenseiter**

Die Leute sind anständig. Wer anders ist, wird anständig gejagt. Illustriert. DM 9.80
ab 13 Jahre

G. FEUSTEL:
**KINDERSTREIK
IN SANTA NICOLA**

"Die bisher geschlossenste Darstellung eines gesellschaftskritischen Themas für Kinder." FAZ. Ab 8 Jahre. 7.80

Ernst Herhaus:
**Kinderbuch für
kommende Revolutionäre**

Ein urkomisches, verwirrendes Buch, das mit jedem Satz Nachdenken herausfordert. Hessische Allgemeine. Ab 12 Jahre. 8.80

Für
Wissen
und
Fortschritt

WERBE- und LITERATUR-VERTRIEBS-GMBH
235 Neumünster - Postf. 470 - Tel. (04321) 48505

**Pahl-Rugenstein
Verlag**

KPD-Verbot Ein Protokoll

**Urteil: KPD-Verbot aufheben
Politisches und Rechtliches
zum Verbot der KPD
180 Seiten, Paperback,
Bestell-Nr. 501/32, DM 5,-**

Weitere Taschenbücher zum K P D - Verbot

Verlag Marxistische Blätter

K P D - VERBOT - URSACHEN UND
FOLGEN 1956 - 1971

Herausg.: M. Reimann, W. Mohn
L. Landwehr, O. Niebergall

Best.-Nr. 601/74 DM 3,--

Rowohlt-Taschenbuch-Verlag

K P D - VERBOT ODER MIT
KOMMUNISTEN LEBEN ?

Herausg.: W. Abendroth,
Helm. Ridder, O. Schönfeldt

Best.-Nr. 206/2 DM 2,80

Die Bücher sind in diesen Buchhandlungen bestimmt erhältlich:

Versandbuchhandlg. JENS PAULIN
2308 Preetz, Klosterstr. 27 a
Tel. (0 43 42) 37 82

Versandbuchhdlg. ERNA MAYER
2 Hamburg 62, Langenh. Ch. 107
Tel. (04 11) 59 34 56

Buchhdlg. WISSEN UND FORTSCHRITT
3 Hannover, Limmerstraße 106
Tel. (05 11) 45 45 10

Buchvertrieb LORE SPRENGER
46 Dortmund, Sonnenscheingasse 8

Buchhdlg. WISSEN UND FORTSCHRITT
63 Gießen, Schiffenbergerweg 1

Friedrich Engels-Buchhandlung
56 Wuppertal-Elberfeld, Gathe 55
Tel. (0 21 21) 45 28 53

tat-Buch-und Schallplattenvertr.
6 Frankfurt/M., Schumannstr. 56
Tel. (06 11) 77 90 84/85

BÜCHERZENTRUM SÜD-WEST
65 Mainz, Bilhildisstr. 15
Tel. (0 61 31) 2 49 16

POLITISCHER BUCHLADEN
59 Siegen, Freudenberger Str. 18

LIBRESSO-BUCHZENTRUM NÜRNBERG
85 Nürnberg, Augustinerstr. 4
Tel. (09 11) 22 15 07

ARBEITERBUCH 89 Augsburg, Heinrich von Buz-Straße 14, Rückgebäude

INTERNATIONALE BUCHHANDLUNG
2 Hamburg 13, Johnsallee 67
Tel. (04 11) 4 10 45 72

Verlag MARIA KRÜGER
28 Bremen 1, Schillerstr. 12 a
Tel. (04 21) 32 33 34

Buchhdlg. WISSEN UND FORTSCHRITT
33 Braunschweig, Adolfstraße 1

Buchhdlg. WISSEN UND FORTSCHRITT
34 Göttingen, Angerstraße 10

rote Bücherstube ANNE NIGBUR
5000 Köln, Bobstraße 6-8
Tel. (02 21) 21 57 70

Adam Kuckhoff-Buchhandlung
51 Aachen, Schildstraße 5
Tel. (02 41) 3 25 61

tat-Buch-und Schallplattenvertr.
Zweigst. Mannheim, Tel. (0621) 28776
68 Mannheim, U 2, 3

Buchvertrieb WALTER HERBSTER
78 Freiburg, Sedanstraße 4
Tel. (07 61) 3 31 43

Versdbuchhdlg. HORNING + STEINBACH
7 Stuttgart, Neugereutstraße 6

BUCHHANDLUNG LIBRESSO MÜNCHEN
8 München, Türkenstraße 66
Tel. (08 11) 28 17 67

Sammlung Luchterhand

Neuerscheinungen
September-November 1971

Christa Wolf
**Nachdenken über
Christa T.**

Roman. Sonderausgabe. DM 7,80
Band 31

Ernst S. Steffen
Rattenjagd

Aufzeichnungen aus dem Zuchthaus.
DM 7,80 Band 33

Günter Grass
**Gesammelte
Gedichte**

Mit einem Vorwort von
Heinrich Vormweg. DM 9,80
Band 34

Georg Lukács
**Die Theorie des
Romans**

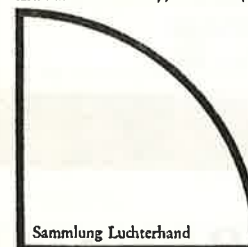
Ein geschichtsphilosophischer Versuch
über die Formen der großen Epik.
Sonderausgabe. DM 7,80 Band 36

Ernst Jandl
Laut und Luise

Mit einem Nachwort von
Helmut Heißenbüttel. DM 7,80
Band 38

Wolfgang Hermann
Körner
**Die Verschwörung
von Berburg**

Kriminalroman. DM 7,80 Band 44



Sammlung Luchterhand

Kieseritzky
**das eine
wie das andere**

Roman. DM 7,80 Band 45

Helga M. Novak
**Aufenthalt in
einem irren Haus**

Erzählungen. DM 9,80 Band 46

Marlene Stenten
Großer Gelbkopf

Roman. DM 4,80 Band 47

Anna Seghers
Überfahrt

Eine Liebesgeschichte. DM 7,80
Band 48

Georg Lukács
**Zur Ontologie des
gesellschaftlichen
Seins**

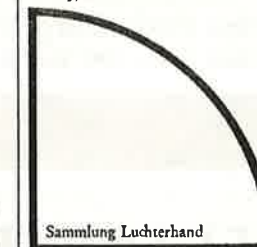
Hegels falsche und echte Ontologie.
DM 7,80 Band 49

Leo Löwenthal
**Erzählkunst und
Gesellschaft**

Die Gesellschaftsproblematik in der
deutschen Literatur des
19. Jahrhunderts. Mit einer
Einleitung von Frederic Tubach.
DM 9,80 Band 32 November

Jörg Steiner
**Ein Messer für den
ehrichen Finder**

Roman. DM 7,80
Band 37 November



Sammlung Luchterhand

Gisela Steinwachs
**Mythologie des
Surrealismus oder
die Rückverwand-
lung von Geschichte
in Natur**

Eine strukturelle Analyse von Bretons
»Nadja«. collection alternative,
herausgegeben von Hildegard
Brenner, Band 3. DM 7,80
Band 40 November

Rosa Luxemburg
**Internationalismus
und Klassenkampf**

Die polnischen Schriften,
herausgegeben und eingeleitet von
Jürgen Hentze. DM 9,80
Band 41 November

Dorothee Sölle
**Das Recht ein
anderer zu werden**

Theologische Texte. Reihe Theologie
und Politik, herausgegeben von
Hans-Eckhard Bahr, Band I.
DM 4,80 Band 43 November

Jóhann Páll
Arnason
**Von Marcuse
zu Marx**

Prolegomena zu einer dialektischen
Anthropologie.
DM 9,80 Band 54 November

Ausführliche Verzeichnisse der
»Sammlung Luchterhand«
erhalten Sie in Ihrer Buchhandlung.



Sammlung Luchterhand

1. Neofaschismus in der BRD

Analysen - Argumente - Dokumentation

EMIL CARLEBACH:

2. Von Brüning zu Hitler

Das Geheimnis faschistischer Machtergreifung

Diese politisch brisanten Titel
sind der

Start

der neuen Röderberg-Reihe:
TEXTE ZUR DEMOKRATISIERUNG
Antifaschistische Arbeitshefte
des Röderberg-Verlags.

Heft 1: 1,— DM, Heft 2: 2,— DM

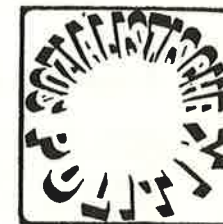
RÖDERBERG-VERLAG FRANKFURT

6 Frankfurt 1

Schumannstraße 56

SOZIALISTISCHE POLITIK

Verlag und Vertrieb
SOZIALISTISCHE POLITIK GmbH
1 Berlin 41, Postfach 270
Postscheckkonto Berlin-West 620 10



Politisch-ökonomische Analysen, Diskussion, Berichte und Dokumentation

SOPO 11 (Juni 71) Zur politischen Entwicklung und Publikationsstrategie der SOPO / P. Boccara: Zum staatsmonopolistischen Kapitalismus, I. Einführung in die Frage des staatsmonopolistischen Kapitalismus, II. Die Akkumulation des Kapitals und die öffentliche Finanzierung der Produktion / D. Klein: Funktionen und Grenzen imperialistischer Zukunftsforschung und Prognostizierung im staatsmonopolistischen Kapitalismus / W. Erdmann: Zu einigen Aspekten der Entwicklung der Klassenkämpfe und der Volkswirtschaft der Türkei / Z. Sonkosi: Beschreibung: Der schwarze Südafrikaner / Bericht: Ökonomische Theorie, Politische Strategie und Gewerkschaften, Tagung der IMSF / Projekt Klassenanalyse: Bemerkungen zu H. Reichelt: „Zur logischen Struktur des Kapitalbegriffs bei Karl Marx“ / Projekt Klassenanalyse: Besprechung von M. Mauke: „Die Klassentheorie von Marx und Engels“ / V. Gransow: Konkrete Analyse, präzise Begriffe oder gewöhnlicher Antikommunismus / A. Hauff: Anmerkungen zur Revisionismus-Kritik einer linken Sekte.

SOPO 12 (Juli 71) J. Bischoff: Materielle und geistige Produktion — Sohn Rehtels „Siegeszug“ durch die nichtrevisionistische Linke / W. Roth: Möglichkeiten sozialistischer Politik — Beispiel Italien / V. Gransow: Von „Imperialismus heute“ zum „Imperialismus der BRD“ / Bericht: „Klassenkampf bei August Thyssen“ / Bericht: I. Gründung des Arbeitskreises „Lage und Kampf der Arbeiterklasse im staatsmonopolistischen Kapitalismus“, II. Probleme der Lage und des Kampfes der Arbeiterklasse im staatsmonopolistischen Kapitalismus / T. Müller, H. Schäfer: Bemerkungen zum Artikel „Die Sozialstaatsillusion und der Widerspruch von Lohnarbeit und Kapital“ (SOPO 6/7) / L. Peter: Thesen über Studentenbewegung und Arbeiterklasse / U. Garling, D. v. d. Lühe, W. Schuchardt, E. Witten: Die gesellschaftswissenschaftliche Intelligenz im System des staatsmonopolistischen Kapitalismus / Projekt Klassenanalyse: Versuch zur Bestimmung der Aufgaben der kommunistischen Intellektuellen.

SOPO 13 (Okt. 71) W. M. Breuer: Warenproduktion und Sozialismus / H. Behrens: Das Bildungssystem der DDR — Aspekte seiner Entwicklung und seiner Probleme / L. Peter: Klassenkämpfe in Frankreich: Renault 1971 / H. Ley, T. Müller: Technik und Gesellschaftsstruktur / N. A. Aitow: Allgemeines und Besonderes in der Klassenstruktur der sozialistischen Länder / G. Landwirth: Der bürgerliche Konvertit und sein eigener Revisionismus / V. Gransow: Anstelle einer Besprechung des Buches „Ausgewählte Reden, Aufsätze und Beschlüsse der KPD-Aufbauorganisation“ / Projekt Klassenanalyse: Besprechung von Lavrov: „Die Pariser Kommune“ / A. Sohn-Rehthel: Aus Anlaß von J. Bischoff: „Materielle und geistige Produktion in SOPO 12“

SOPO 14/15 (Anfang Dez.) enthält u. a. Beiträge zu folgenden Themen:

Entwicklung der antagonistischen Distributionsverhältnisse in der BRD / Kritik der bürgerlichen Monopolttheorie / Fragen revolutionärer Taktik heute / Gewerkschaftsaktionen und Betriebsverfassung in Italien / Bericht: Tagung der Gesellschaftswissenschaftler der DDR Okt. 1971 / Kritik am Aufsatz zur „Sozialstaatsillusion“ in SOPO 6/7 / Zur Frage der friedlichen Koexistenz / Aktuelle Diskussion zu Fragen der Mitbestimmung, des Systemvergleichs BRD-DDR, des Arbeiterbewußtseins, zur Warenproduktion, zum staatsmonopolistischen Kapitalismus.

SOPO 16 erscheint Februar 1972

Jährlich erscheinen insgesamt 6 Nummern. Der Preis des Einzelheftes beträgt DM 4,—, der des Doppelheftes DM 8,—. Im ermäßigten Jahresabonnement beträgt der Preis des Einzelheftes DM 3,—, der des Doppelheftes DM 6,—. Das Jahresabonnement (6 Nummern) beträgt DM 18,—.

Anmerkungen

ARTUR TROPFMANN (siehe KÜRBISKERN 2/69); N. H. LUDWIG, Jahrgang 1953, Herausgeber der Literaturzeitschrift „Zerberus“, Darmstadt; GERD WEINREICH, geboren 1942 in Ostpreußen, Lehre, Abitur am Abendgymnasium, studiert Pädagogik und Germanistik in Hamburg; GODEHARD SCHRÄMM, Nürnberg; BERND EBERLE, Redaktionsmitglied der „Münchener Abendzeitung“; HARALD GROHLER, Jahrgang 1945, Prosa und Lyrik in Zeitungen und Rundfunk, Mitbegründer der Gruppe Intermedia, wohnt in Köln; PETER MAIWALD, geboren 1946, Studium der Germanistik Theaterwissenschaft und Soziologie, wohnt in München, Mitarbeiter der demokratischen und sozialistischen Presse.

PETER SCHÜTT (siehe KÜRBISKERN 2/69).

UWE WANDREY, Jahrgang 1939, Schiffbaulehre, Reserveoffizier, Studium der Germanistik und Philosophie. Veröffentlichungen: Reizreime (Lyrik in Dosen) 1966, Kampfreime 1968, Klein Erna auf Linkskurs 1970. Herausgeber progressiver Belletristik im Quer-Verlag: „Agitprop. Lyrik, Thesen, Berichte“ 1970, „Garstige Weihnachtslieder“ 1968/69/70, „Soll ich gehn in die Armee? Kasernentexte“ 1970.

WOLFGANG BÄCHLER, Jahrgang 1925, lebt in München. Veröffentlichungen: „Die Zisterne“ (Gedichte), 1950; „Der nächtliche Gast“ (Roman), 1952; „Lichtwechsel“ (Gedichte), 1955; „Lichtwechsel II“ (Gedichte), 1960; „Türklingel“ (Balladen, Berichte, Romanzen), 1962; „Türen aus Rauch“ (Gedichte), 1963; in Vorbereitung für 1972: „Bächlers Träume. Ein Nachtbuch.“ (Prosa).

ANGELIKA MECHTEL, geboren 1943, lebt in München. 1970: Nürnberger Förderungspreis für Literatur; 1971: Förderungsgabe des Kulturkreises im BDI. Veröffentlichungen: „Die fernen Totengräber“ (Erzählungen), 1968; „Kaputte Spiele“ (Roman), 1970, beide bei Piper; „Hochhausgeschichten“ (Erzählungen) 1971 bei Relief, München.

UWE TIMM (siehe KÜRBISKERN 2/69); „Widersprüche“ (Gedichte), mit Illustrationen von Carlo Schellemann, 1971 in der Neuen Presse, Hamburg, Bellealiancestr. 54.

DAGMAR PLOETZ (siehe KÜRBISKERN 1/71).

ERDMUTE BEHA, geboren 1944: „Studium: verschiedene Länder, verschiedene Branchen. Beruf: freie Journalistin in München, Mitarbeit u. a. bei der FRANKFURTER RUNDSCHAU und PARDON.“

PROF. DR. HEINZ KAMNITZER, Präsident des Pen-Zentrum DDR, Autor von Werken über deutsche Geschichte sowie das Verhältnis von Kultur und Geschichte; Verfasser literarischer und politischer Aufsätze, von Drehbüchern und Fernsehfilmen („Mord an Rathenau“, „Streit um den Sergeanten Grischa“, „Junge Frau von 1914“).

NICOLAUS NEUMANN, geboren 1936, Buchhändler und Verlagslektor, Beiträge in Zeitschriften und Rundfunk; mit Jochen Maes Autor des Buches: „Der geplante Putsch, Die neue Rechte in der BRD“, konkret Buchverlag, 1971.

GÜNTER MÜLLER (siehe KÜRBISKERN 1/70).

DIETER NIX, geboren 1943, Studium der Soziologie, Germanistik, Philosophie in Frankfurt, zeitweilig Redaktionsmitglied bei „express international“, Lektoratsassistent, Journalist; jetzt erneut Studium in Frankfurt und Marburg; Mitarbeiter des Verlags Marxistische Blätter, Frankfurt/Main.

Beilagenhinweis:

Wir bitten um freundliche Beachtung der Beilagen der Verlage MORITZ DIESTERWEG, KLAUS WAGENBACH und PLÄNE sowie des INSTITUTS FÜR MARXISTISCHE STUDIEN UND FÖRDERUNGEN.

kürbiskern. Zeitschrift für Literatur und Kritik. Verlegt von Hannes Stütz (GBR). Herausgeber und Redaktion: Walter Fritzsche, Friedrich Hitzer, Oskar Neumann, Conrad Schuhler, Hannes Stütz. Verantwortlich im Sinne des Pressegesetzes: Friedrich Hitzer. Erscheinungsweise vierteljährlich (März, Juni, September, Dezember). Einzelheft DM 4,80, Jahresabonnement DM 16,— zuzüglich Porto. Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei Verlag und Redaktion: 8 München 13, Hohenzollernstraße 144, Telefon 30 37 83. Druck: F. C. Mayer, 8 München 23, Künigundenstraße 19. © Copyright kürbiskern. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten. Postcheckkonto München 333 81. Deutsche Bank, Zweigstelle Kurfürstenplatz, Konto Nr. 35/00832. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.